

WALTER ANDRAE

B A B Y L O N

DIE VERSUNKENE WELTSTADT  
UND IHR AUSGRÄBER

ROBERT KOLDEWEY







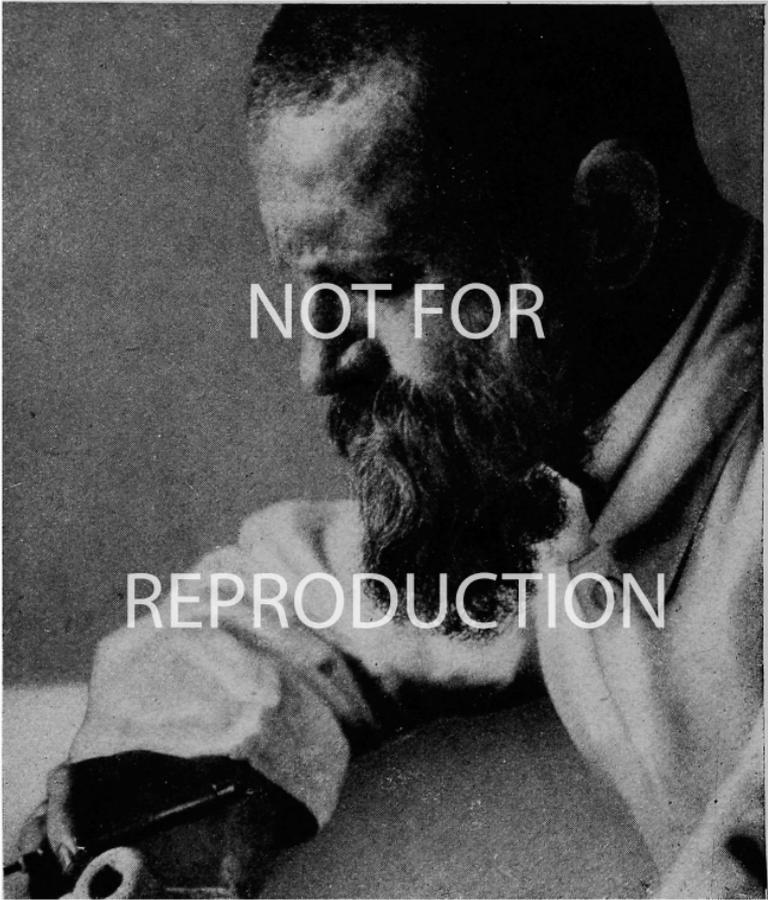
B A B Y L O N

*Die versunkene Weltstadt*

*und ihr Ausgräber Robert Koldewey*







*Robert Holdevej*

# B A B Y L O N

Die versunkene Weltstadt und ihr Ausgräber

Robert Koldewey

von

Walter Andrae

BERLIN 1952

WALTER DE GRUYTER & CO.

Printed in Germany — Archiv-Nr. 34 84 52

*M*EINER LEBENSGEFÄHRTIN  
*der in Ereignisse dieses Buches*  
*Mitverflochtenen*



## INHALT

Einleitung . . . . .	9
Assos 1882/1883 . . . . .	20
Lesbos 1885/1886 . . . . .	33
Surghul und El Hibba 1887 . . . . .	38
Neandria 1889 . . . . .	45
Sendschirli 1890, 1891, 1894 . . . . .	51
Sizilien und Unteritalien 1892/1893 . . . . .	67
Görlitz 1895-1898 . . . . .	76
Vorexpedition nach Mesopotamien 1897/1898 . . . . .	82
Babylon 1898-1917 . . . . .	90
Intermezzo Baalbek 1898/1899 . . . . .	96
Aleppo . . . . .	112
Karawane nach Bagdad . . . . .	119
Bagdad . . . . .	131
Kowairesch . . . . .	134
Die Grabung in Babylon 1899-1917 . . . . .	143
Borsippa 1902 . . . . .	149
Fara und Abu Hatab 1902/1903 . . . . .	153
Das Ergebnis von Babylon 1899-1903 . . . . .	169
Fundtransport 1903 . . . . .	176

Assur 1903-1914 . . . . .	180
Koldewey als Lehrer . . . . .	192
Erster Urlaub 1904. Das Boot . . . . .	201
Krisis 1904 . . . . .	205
Anschauungen und Meinungen . . . . .	215
Scherze und Besucher . . . . .	222
Warka 1913 . . . . .	234
Erster Weltkrieg 1914-1918 . . . . .	238
Berlin 1917-1925 . . . . .	241
Das Werk Babylon . . . . .	246
Schlußwort . . . . .	251

## DIE TAFELN

I. Robert Koldewey, Selbstaufnahme

II. Prozessionsstraße und Ischtar-Tor

III. Löwe vom Thronsaal

IV. Drache vom Ischtar-Tor

*Vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern, man stelle dagegen seine Handlungen, seine Taten zusammen und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten.*

*Goethe*

*Vorwort zur Farbenlehre*

Der Name des Menschen, dessen Charakter- und Lebensbild uns aus seinen Taten und Handlungen hier entgegentreten will, hat im Kreise der deutschen und außerdeutschen Altertumswissenschaft längst einen guten Klang. Weniger laut hat er zur großen Allgemeinheit gesprochen, und es muß daran erinnert werden, daß mit diesem Namen der Name Babylon unverlierbar verknüpft ist, also einer Stadt, die in der ganzen Kulturwelt gekannt und vorgestellt wird, obwohl sie seit fast 2000 Jahren in Trümmern liegt. Robert Koldewey, der Ausgräber von Babylon, hat wenig oder gar nichts getan, ins Rampenlicht der Berühmtheit oder doch des Bekanntwerdens zu kommen, wie es einigen anderen Ausgräbern gelungen oder beschieden war. Das Beste, was die Welt von ihm zu erfahren bekam, sind die bei G. Grote, Berlin 1925, erschienenen, von Carl Schuchhardt herausgegebenen „Heiteren und ernsten Briefe aus einem deutschen Archaeologen-Leben“, die der nun auch schon verstorbene Herausgeber am liebsten selbst erweitert haben würde durch Kapitel „über den Forscher, den Künstler, den Menschen, den Freund“. Aus diesen sorgsam ausgewählten und freundschaftlich-liebevoll ge-

ordneten Briefen und sonstigen Äußerungen tritt uns in der Tat, wie aus persönlichen Handlungen, Wesen und Charakter des Schreibers leuchtend entgegen, man nimmt sie erfreut und dankbar entgegen wie einen Trunk aus frischer, reiner Quelle. Sie sind ein Teil seines Lebenswerks, seiner Taten. Und wir müssen uns im folgenden bemühen, diesen Teil zu einem Ganzen abzurunden, wie es Schuchhardt schon planen wollte, und noch darüber hinaus. Mir scheint, daß wir es einer Persönlichkeit vom Formate Koldeweys schuldig sind, auch von den Wirkungen seiner Werke zu künden, die über sein irdisches Leben hinaus in unsere Tage und in die weitere Zukunft ausstrahlen. Dieses Leben ist in lakonischer Kürze im Vorwort Schuchhardts zu den Briefen (S. VII) mit ausdrücklicher Billigung von Koldewey selbst folgendermaßen dargestellt.

„Robert Koldewey ist am 20. September 1855 in Blankenburg am Harz geboren. Seine Knabenspiele hat er unter der tausendjährigen Linde am Dom zu Braunschweig vollführt. Im 10. Lebensjahre zog er mit seinen Eltern (der Vater war Zollbeamter) nach Hamburg und absolvierte dort in Altona das Gymnasium. Er studierte in Berlin, München und Wien Architektur und zugleich Archäologie und Kunstgeschichte. 1882 und 1883 war er Mitarbeiter bei den amerikanischen Ausgrabungen in Assos an der Südküste der Troas. 1885/86 machte er im Auftrage des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts Ausgrabungen an den ältesten Siedlungsplätzen der Insel Lesbos. 1887 bereiste er mit Dr. Moritz Babylonien und grub in Surgul und El Hibba.“ 1889 grub er allein auf dem Tschigri Dagh in der Troas Neandria aus. „1890 und 1891

war er mit v. Luschan in der nordsyrischen Hethiterstadt Sendschirli, 1892 und 1893 mit Otto Puchstein in Unteritalien und Sizilien, 1894 wieder mit v. Luschan in Sendschirli, von 1895 bis 1898 Lehrer an der Baugewerkschule in Görlitz mit Richard Bohn als Direktor. Nach einer vorbereitenden mesopotamischen Reise mit Sachau 1897/98 wurde er im selben Jahr mit der weitausschauenden Ausgrabung von Babylon betraut, die ihn bis zur Einnahme Bagdads durch die Engländer 1917 gefesselt hat. Seitdem arbeitete er in Berlin an der Veröffentlichung seiner babylonischen Ergebnisse und hat von 1919 bis 1922 regelmäßig seinen Herbsturlaub zur Mithilfe bei Ausgrabungen in Deutschland (Arkona, Rethra) unter Schuchhardt zur Verfügung gestellt.“

Am 4. Februar 1925 starb er an einer Krankheit, die drei Jahre lang lähmend fortgeschritten war, noch vor Vollendung seines 70. Lebensjahres in Berlin. Er ist begraben im Südfriedhof (Parkfriedhof) von Berlin-Lichterfelde, wo seine Freunde und die Deutsche Orient-Gesellschaft ihm in Gestalt eines zikurrat-gekrönten Obeliskens ein einfaches Grabmal errichtet haben. Seine Schwester Luise Koldewey, die ihm fast lebenslang das Haus geführt hatte, folgte ihm wenige Jahre später nach.

Nichts hören wir aus Koldeweys eigenem Munde oder aus den Briefen an seine Freunde über Eltern und ältere Vorfahren, die uns seine Schicksalsgestaltung ja bis zu einem gewissen Grade verständlich machen würden; so wie Goethe eine solche Angabe über seine Eltern: „Vom Vater hab ich die Statur . . .“ für wesentlich bei der Darstellung seiner eigenen Lebensführung gehalten hat. Es ist nicht jedermanns Sache, davon Aufhebens zu machen, und

ein Fehlen solcher Angaben braucht noch nicht die Erleuchtung des Autobiographen zu beweisen, daß zu den Eltern das Dritte kommen muß: die eigene Wesenheit eines neuen Erdenbürgers, der die beiden elterlichen Erbströme ergreift. Ich möchte persönlich bezweifeln, daß Koldewey diese Anschauung hatte oder ihre Wahrheit ahnte. Er gedachte seiner Schwester Luise, indem er sie als seine Haushälterin in Ehren hielt und versorgte, und er sprach öfter von seinem alten Onkel Koldewey, dem Nordpolfahrer, nach dem eine Insel in der Arktis benannt ist, Admiralitätsrat und Direktor der Hamburger Seewarte, in dem wohl das fahrende Blut sich ähnlich wie bei ihm selbst verkörpert hatte und die Neigung, sich mit Wetter und Erdgestalt zu befassen. Hinsichtlich dieser letzteren ließ sich Koldeweys Wirken wohl daran spüren, daß seine Schüler z. B. in ihren meteorologischen Stationen lange Jahre hindurch das Wetter Mesopotamiens beobachtet haben und, durch sein Beispiel begeistert, das Kiepertsche Routier-Verfahren auf allen Ritten durch unbekanntes Gebiet ausübten, um damit zu helfen, „das Antlitz der Erde“ genauer abzukonterfeien.

Aus den Nachforschungen in Kirchenbüchern ergab sich folgendes:

- Johannes Gustav Eduard Robert Koldewey**, geboren 10. 9. 1855 zu Blankenburg am Harz, gest. 4. 2. 1925 zu Berlin.  
**Vater:** Ernst Friedrich Hermann Koldewey, Steueraufseher, geb. 1821 zu Schöppenstedt;  
**Mutter:** Johanne Dorothee Henriette geb. Kupfer, geb. 1821 zu Blankenburg am Harz.  
**Großvater v.:** Johann Heinrich Friedrich Christian Koldewey, Cantor und Lehrer zu Schöppenstedt;  
**Großmutter v.:** Justine geb. Ohlendorf, zu Schöppenstedt.  
**Großvater m.:** Johann Carl Christoph Heinrich Kupfer, Schlossermeister, zu Blankenburg am Harz;

## Blankenburg am Harz.

Wir verdanken Herrn Prof. D. Alfred Cötze, dem Leiter des Deutschen Seminars der Stadt Gießen, den folgenden namengeschichtlichen Beitrag:

„Die Träger der Familiennamen Kaldewey, Coldewe(y), Koldewey, Koldewe(h), Kollewe, Ko(h)lwey(h), Kolweihe, Kolweier, Kühlwei u. ä., die unter sich nicht blutsverwandt zu sein brauchen, heißen nach den Orten, aus denen ein Ahnherr in den namengebenden Jahrhunderten abgewandert ist. Als mögliche Ausgangspunkte bietet Eugen H u h n , Topographisch-statistisch-historisches Lexikon von Deutschland (Hildburghausen 1848 ff):

- |          |        |   |
|----------|--------|---|
| 1 (1848) | 957 f. | C o l d e n w e i h e , Hannover, Oberhoya, Amt Ehrenburg, Dorf mit 6 Häusern in der Pfarrei Suhlingen.                 |
| —        | 958    | C o l d e w e y , Oldenburg, Herrschaft Kniephausent Dorf mit 25 Häusern und 98 Einw.                                   |
| —        | —      | C o l d e w e y , Oldenburg, Kreis Ovelgönne, Am Brake, Dorf mit 12 Häusern, 88 Einw.                                   |
| 2 (1848) | 738    | G r o ß - K o l d e w e y , Oldenburg, Kreis Jever, Amt Tettens, einzelnes Haus mit 8 Einw. im Kirchspiel Hohenkirchen. |
| 2 (1849) | 500    | K a l d e w e y , Preußen, Rgbz. Arnberg, Kr. Lippstadt, Bauerschaft mit 8 Häusern und 70 Einw.                         |
| —        | —      | 752 K o l d e w e y . Oldenburg, Kr. Jever, Amt Tettens. Weiler bei Hohenkirchen, zerfällt in Groß- und Klein-Koldewey. |
| —        | —      | 649 K l e i n - K o l d e w e y , Oldenburg, Kr. Jever, Amt Tettens, einzelnes Haus mit 2 Einw. bei Groß-Werdum.        |

Bestimmungsort ist in jedem Falle das Adj. k a l t , od. k o l d . Die Kleinheit dieser Orte darf nicht stören: Je unbedeutender ein Ausgangspunkt, um so geeigneter ist er, die Seinen in der Fremde zu kennzeichnen. Völlig klar ist, daß die K a l d e w e y nach dem Ort K a l d e w e y im Kreis Lippstadt benannt sind. Dagegen hat man bei K o l d e w e y die Wahl zwischen fünf Ausgangspunkten in Hannover und Oldenburg. Eine Entscheidung ist aus dem Namen nicht zu geben, die größere Wahrscheinlichkeit spricht für Oldenburg, vielleicht läßt sie sich familiengeschichtlich stützen. Nur für den einen der Orte liegt ein urkundliches Zeugnis vor: C o l d e w e y im Amt Brake heißt im Jahr 1190 C o l d e w u r d e : Ernst Förstemann, Altd. Namenbuch. Bd. 2: Ortsnamen, 3. Aufl. hgg. von Herm. Jellinghaus I (Bonn 1913) Sp. 1630. Die W u r t e ist eine Erderhöhung zur Aufnahme von Wohnungen, besonders in der Nähe des Wassers: Weigand-Hirt, Deutsches Wörterbuch 2 (Gießen 1910) 1293. Das wäre für den Ausgräber von Babylon kein übler Ausgangspunkt. Aber das Grundwort des Ortsnamens hat in geschichtlicher Zeit gewechselt: an die Stelle von - w u r d e ist nach dem Vorbild der vielen Orte auf mnd. wede ‚Wald‘ (bei Förstemann-Jellinghaus a. a. O. II (1916) 1298 Colwidum schon im 9. Jh.)

- w e d e getreten. Bei Abwanderung des ersten Namensträgers hieß das Dorf bei Brake gewiß schon C o l d e w e y. Solche Abwanderungen fallen meist in das 15. Jh. Träger derart gebildeter Familiennamen waren meist wandernde Handwerker die (wie heute noch) in der Werkstatt nach ihrem Heimatsort oder -land benannt wurden. Blieben sie in der Fremde, so konnte der Werkstattname zum festen Familiennamen werden auch wenn die Namensträger in der Heimat schon einen ganz ander Familiennamen getragen hatten. Zu hoffen bleibt, daß Familienforschung helleres Licht in diese anziehende Namensgeschichte trägt.

gez. Alfred Götze.“

Harz, Niedersachsen, Waterkant haben als Landschaften gewiß die jugendliche Ausgestaltung des leiblichen und seelischen Wesensteiles Koldeweys mitbestimmt. Den Menschen aus diesen Gebieten unseres Vaterlandes trauen wir schon besondere Charaktereigenschaften oder mindestens -eigenheiten zu: wir wundern uns nicht, wenn dieselben auftreten. Die Zähigkeit, das Festhalten am Für-Recht-Erkannten, das Verschlussensein gegen Fremde, das solide Fundamentieren der Kenntnisse, die Intelligenz, das Ablehnen des Verschwommenen, aber auch des eigentlichen Mystischen (nicht bloß des mißverständlichen Mystizismus), ja auch die Art des Humors und seiner Äußerungen scheinen uns bei Koldewey Gaben seines Heimatbodens zu sein, obwohl uns bewußt ist, daß dieser Boden auch Unbegabte entläßt.

Jedenfalls hat seine hamburgische Gymnasialzeit einen soliden Humanisten aus dem zehnjährigen Knaben und heranwachsenden Jüngling gemacht, der allerdings für damaliges und auch noch späteres humanistisches Lehrerempfinden, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, „aus der Art schlug“, indem er sich allzu intensiv mit technischen und naturwissenschaftlichen Dingen befaßte. Seine Hochschulstudien wichen daher auf Gebiete hinaus, die nicht zu den vier hohen Universitätsfakultäten gehörten. Eine

„normale Carrière“ konnte daraus nicht werden. In Berlin, München, Wien konnte man schon damals zwischen Technischer Hochschule, Kunst-Akademie und Universität pendeln.

Eins scheint sicher zu sein: Koldewey mußte sich beizeiten auf eigene Füße stellen und unter Entbehnungen zu dem früh erkannten Ziele streben: sich als vollgültigen Architekten und gleichzeitig als Archäologen und Kunstwissenschaftler auszubilden, wobei die Betonung immer auf Architektur lag. Demgegenüber beweist sein „Dioskuren“-Erlebnis mit Otto Puchstein, der später Präsident des Archäologischen Instituts des Reiches war, den hohen Wert seiner archäologischen Schulung: das enge Verhältnis war ebenso stark wissenschaftlich wie menschlich begründet, sonst würde es keinen Bestand gehabt haben. Ebenso seine Freundschaften mit Francis H. Bacon, dem Architekten, Carl Schuchhardt, dem Archäologen und Prähistoriker, Alfred Lichtwark, dem Kunstwissenschaftler, und anderen.

Es bedarf keines besseren Beweises für die Intensität seines Studiums als den seiner Taten und Werke: Beobachtungen, Beschreibungen, Auswertungen und vor allem der von ihm selbst gezeichneten Aufnahmen. Sie sind von Anfang an kleine, schließlich immer größere Meisterwerke geübter Hand, geschärften Blicks, unbestechlichen Denkens. Zu solcher Leistung muß in der Ausbildungszeit der unveräußerliche Grund gelegt worden sein. Das spricht zu uns auch aus der ersten Bewährung in Assos. Francis H. Bacon hatte nach ungünstigen Erfahrungen bei der ersten Kampagne 1881 das Glück gehabt, den damals 27jährigen Koldewey, wie er schreibt, „oberflächlich ken-

nenzulernen, er schein ein ernster, verständiger Mann zu sein“. Und er gewann ihn für die 2. und 3. Assos-Kampagne 1882/83, und damit zum lebenslänglichen Freunde. Als Koldewey erstmals in Assos erschienen war, hieß es schon nach vier Wochen in einem Briefe Bacons (Briefe S. 5): „Clarke, Koldewey und ich leben sehr gemütlich zusammen. Koldewey gewinnt ungeheuer bei der Bekanntschaft und ist just der Mann, der zu Clarke und mir paßt, denn wir sind sehr geneigt, uns aneinander zu reiben, wenn wir allein sind. Er ist eine sonnige heitere Natur und weiß einen Haufen.“ Daß hier nicht nur das erarbeitete hohe Können und Wissen, sondern auch die helle Menschlichkeit so stark auf den nüchternen Amerikaner gewirkt hat, läßt uns wiederum einen Blick tun auf die Arbeit der Lehrjahre, auf die Arbeit an sich selbst; denn es ist selten ein Geschenk guter Feen, das dem Menschenkinde in die Wiege gelegt wird, daß es in bedrückter Lebenslage die aequa mens, den Humor, die heitere Gesinnung behält und so allmählich über den Dingen zu stehen scheint, wo auch immer. Das kostet harte Selbstzucht.

So fand das so wichtige 4. Lebensjahrsiebt zwischen 21 und 28 Anerkennung außerhalb der heimischen Grenzpfähle. Das Bild jener vorbereitenden und aufbauenden Zeit wäre nicht vollständig, wenn man nicht des kurzen, in Hamburg absolvierten Staatsbaudienstes gedächte, während dessen der Architekten- und Ingenieur-Verein und die Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft eine gewisse Rolle in Koldeweys Leben gespielt haben.

Auch hierbei gewinnen wir das Geschehen nur auf indirektem Wege und aus zehn und mehr Jahre späteren Ereignissen. Es leuchtet hervor aus den köstlichen Briefen,

die in Sizilien und Unteritalien an den vertrauten Hamburger Kreis geschrieben sind. Zwei Männer kennzeichnen die Geistesart dieses Kreises: Franz Andreas Meyer, der leitende Hamburgische Staatsingenieur, und Alfred Lichtwark, der Begründer und Leiter der Hamburgischen Kunsthalle. Und gerade diese sind es, die sich Koldeweys besonders annahmen. Wüßten wir sonst nichts über die Zeit zwischen Studium und Assos, so spräche das enggeknüpfte Verhältnis zu jenen beiden bedeutsamen Männern wahrlich eine beredte Sprache für das, was Koldeweys Vorbereitungszeit an inneren und äußeren Werten aufgebaut hatte. Dem einen verdankte Hamburg die richtige Anlage seines weltberühmt gewordenen Hafens, dem anderen seine schöne und beträchtliche Kunstsammlung und deren vorbildlich-lebendige Gestaltung.

Können wir uns ein Bild machen von der Art, wie sich Koldeweys Wissen ausbreitete, wie sein Können sich stärkte zur Meisterschaft, wie seine Menschenkenntnis sich vertiefte, drei Seiten seines Wesens, die dann seit Assos wie etwas Fertiges, immer Gegenwärtiges vor uns stehen? Es kann kaum anders gegangen sein, als daß er sich mit äußerster Genauigkeit in alle bisherigen Darstellungen antiker Baukunst, und insbesondere der griechischen, vertiefte und unbestechlich kritisierte, was daran falsch oder zweifelhaft war, versuchte richtigzustellen und besser zu machen oder auf eine große Liste von Desideraten zu setzen, was erst in Zukunft abzuändern wäre. Schon bei dieser sehr negativen Vorbereitung bildet sich jenes eigene lebensprühende Darstellen aus, das sich sofort vom öden, langweiligen, nurtechnischen Zeichnen und Beschreiben absonderte und zu der von Mensch zu Mensch übersprin-

genden bildhaften Sprache wurde. Das unterschied sich gewaltig vom üblichen „richtigen“ Darstellen, das aber eigentlich nur dem Darsteller gehörte und den Teilnehmenden kalt ließ. Das Geheimnis Koldeweyschen Darstellens werden wir noch kennenlernen.

Wir können uns denken, daß Männer mit offenen Augen, wie Fr. Andreas Meyer und Alfred Lichtwark, diese Fähigkeiten Koldeweys und das, was dahinterstand, mindestens ahnten. Es wäre gewiß ungerecht, ihnen zuzumuten, sie hätten sich nur von dem sonnigen, schnurrigen Wilhelm Raabeschen Humor, der späterhin die Briefe aus Sizilien vergoldete, oder auch durch fröhliche Stunden in seiner Gesellschaft bestechen lassen.

Der notwendigen negativ-kritischen hatte Koldewey sogleich die positiv-künstlerische Haltung folgen lassen: sein Zeichnen war ein künstlerisches Zeichnen geworden, sein Beschreiben ein künstlerisches Beschreiben, und so wurde dann auch die Art, wie eine antike Ruine zu behandeln sei, bei ihm in einer Art von Künstlerlaune ergriffen: Gestaltend bemächtigte sie sich des chaotisch-ungestalteten Trümmerfelds und hob es empor zum Wiedergestalteten. Der Vorgang ist nicht so einfach, wie er hier ausgesprochen wird. Wir haben uns damit im Kommenden noch zu beschäftigen. Veranlagt ist dieses Künstlertum, das es verhinderte, daß Koldewey ein „Gelehrter“ wurde, bereits in jener Vorbereitungszeit. Nennen wir es Studium der Kunstgeschichte oder Beschäftigung mit der Archäologie und Kunstwissenschaft, so ist damit nur die eine, die Verstandesseite des Lernens genannt. Ohne das Feuer der Leidenschaft für das Schöne, Gute, Wahre, das wir mit Herz und Gemüte lernen, werden wir nicht zum Künstler,

ja nicht einmal zu einem leidlichen Kunstkenner. Ein Architekt, der keine ehrfürchtige Achtung empfindet vor der liebevollen Hingabe griechischer Steinmetzen an ihr Werkstück, darf sich nicht Künstler nennen, sondern bleibt ein einfacher Baugewerkschüler, der sein Pensum absolviert und damit zufrieden ist. Koldewey konnte frühzeitig dithyrambisch und dramatisch werden, wenn er mit hoher Kunst in Berührung kam. Wenn er nach dem Drama auch das befreiende Satyrspiel aufführte, so spricht das nicht gegen, sondern für das Gesagte. Und bis an diese Grenze führte er sich und andere heran. Dann ahnte er den Schleier, den er nicht lüften konnte und wollte: die letzten Fragen der Kunst, der er diente. Wir werden am Schlusse sehen, wie dieser Dienst gerade geholfen hat oder noch helfen wird, den Schleier dennoch zu lüften.

Der Zauber, der von einer Persönlichkeit, wie der Koldeweys, ausgeht, ist ja meist das ungelöste Rätsel derselben, sei es die Person selber, sei es die brennende Frage, die sie in sich trägt, im Unbewußten oder im Unterbewußten. Wir glauben, daß die Freunde Koldeweys in dieser Weise von seinem Wesen angerührt waren, und daß andere gerade deshalb ihn nicht verstehen und schätzen konnten: Es gehört der Gleichklang der Seeleninstrumente dazu, sonst ertönen Disharmonien. Koldewey ist diese Gegenmusik nicht erspart geblieben; aber entweder zog er sich vor ihr zurück, oder er ertrug sie stoisch schweigsam, und erforderlichenfalls erwehrte er sich ihrer gewaltsam, mutig, männlich.

Am 10. Oktober 1927 hatte ich das Glück, in Istanbul Francis H. Bacon persönlich kennenzulernen. Selten hat ein so sympatischer alter Herr meinen Weg gekreuzt wie Bacon. Koldewey war schon seit  $2\frac{3}{4}$  Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Aber Bacon lebte noch vollkommen im Erinnern des dahingegangenen Freundes und übertrug in rührender Weise seine überschwengliche Neigung auf den 20 Jahre jüngeren Schüler, als der ich bei ihm war. In Rumeli Hissar über dem Bosphorus, wo wir uns sahen, und an den Dardanellen, wo das Haus des Schwiegervaters Frank Calverts in Tschanak Kale noch stand, frischte er sich, von Amerika kommend, wie in einem Jungborn wieder auf. Und so übertrug sich die Erinnerung bei dieser Begegnung wie ein schönes Seelenerlebnis auf mich, als Geschenk fürs Leben. Was ich aus den Briefen und aus Koldeweys häufigen mündlichen Erzählungen von dieser schönen Zeit um Assos wußte, fand ich so im Ausklang noch wundervoll bestätigt und bestätigt auch, daß wir in der Gesellschaft der Toten sein können, wenn wir uns ihrer liebevoll erinnern, wie es damals droben in Rumeli Hissar über dem Bosphorus geschah.

Doch lassen wir auch andere und vor allem Bacon selbst zu Assos und Koldewey zu Worte kommen. Es sei erlaubt, eine Seite aus C. Schuchardts „Briefen“ hier abzudrucken, die über die Persönlichkeit Bacons aufs beste Auskunft gibt. Es ist die Seite 3: „Einen Tag nach Koldeweys Begräbnis kam eine an ihn adressierte Sendung aus Amerika, die ihn höchlichst erfreut haben würde: Francis H. Bacons

Tagebücher und Briefe von den Assos-Grabungen der Jahre 1881—1883, ein dickes Heft in Maschinenschrift ‚transcribed for the benefit of Family and Friends, but interesting chiefly H i m s e l f‘. Sie geben Aufschluß über manche Einzelheiten des ersten Stücks, das von Koldewey selbst erhalten ist, der „Hochzeit auf Lesbos“ von 1882, geben treffende Urteile über Koldewey und erklären und beleuchten damit das Freundschaftsverhältnis, das Koldewey mit Bacon, dem alten Leiter der Assos-Grabungen, verbunden hat. Denn Bacon tritt darin als ein so prächtiger, Koldewey verwandter Mensch hervor, daß der Zusammenschluß der beiden uns nicht wundert und man versteht, warum Koldewey die Assos-Grabungen immer zu seinen schönsten Erinnerungen gerechnet hat.

Sehr originell schon, wie Bacon nach Assos gekommen war! Er hatte 1876, 20jährig, sein Architekturstudium in Boston beendet, dann topographisch und zeichnerisch gearbeitet und ging 1878 mit seinem Freunde Clarke auf eine Reise nach Griechenland und der Türkei. Clarke wollte eine Geschichte der dorischen Architektur schreiben und Bacon sollte dazu Skizzen von allen Tempeln und Ruinenstätten machen. Sie hatten sich jeder 500 Dollar gespart und die Bostoner Architekten-Gesellschaft hatte ihnen einen kleinen Zuschuß gegeben. „Auf der Überfahrt nach England“ schreibt Bacon, „überschlugen wir die Kosten von alle dem, was wir vorhatten, und fanden, daß wir nicht genug Geld hätten, um es auf dem gewöhnlichen Wege auszuführen. Wir beschlossen deshalb, in England ein Boot zu kaufen, auf dem wir hausen konnten, und mit ihm über den Kanal zu segeln, den Rhein hinauf, die Donau hinunter ins Schwarze Meer, dann über Konstan-

tinopel und die Dardanellen in den Archipel und dort kreuzend die alten griechischen Stätten zu besuchen. All dies führten wir aus!“

Sie wählten Assos an der Südküste der Troas aus und berichteten darüber nach Haus, bekamen die Mittel zur Ausgrabung von einigen Männern bewilligt und begannen 1881 mit der Arbeit, die in diesem Jahre aus verschiedenen Gründen nicht viel Frucht brachte. Bacon selbst charakterisiert die gemachten Fehler, deren größter war: „so viele Leute draußen zu haben ohne bestimmte Beschäftigung für den einzelnen“. Aber er setzt hinzu: „Das nächste Jahr wird besser werden. Wenn Herr Koldewey herunterkommt, werden wir, denke ich, ein gemütliches Arbeits trio bilden.“ Wie schnell sich diese Hoffnung bewahrheitete, haben wir oben gesehen. Das Trio haust unten an dem winzigen Bootshafen Behram im Speicher am Zollhaus in einem einzigen großen Raum, dessen Fenster aufs Meer hinaus gingen. Clarke trat wohl in dem Trifolium mehr und mehr zurück. Die beiden anderen überragten ihn zweifellos. Eine sachlich-wissenschaftliche Anerkennung schreibt Bacon schon im zweiten Monat der Zusammenarbeit über Koldewey nieder: „Wir arbeiten jetzt am Bouleuterion. Koldewey bringt die Gebäude an der Agorà schön in Ordnung. Eben hat er festgestellt, daß die Säulenhalle zwei Perioden hatte, damit erklären sich die beunruhigenden zwei Säulenarten.“ Erst fast 40 Jahre später ist das große prächtige Werk über Assos erschienen: *Investigations at Assos. Drawings and photographs of the buildings and objects discovered during the Excavation of 1881, 1882, 1883 by Joseph T. Clarke, Francis H. Bacon, Robert Koldewey, Cambridge, Leipzig. 2<sup>o</sup>. 1902—1921.* Wir

verdanken es schließlich der Energie Bacons. Koldewey hatte seinen Teil längst geliefert. Es ist ein Band, den man mit Bewunderung und Vergnügen in die Hand nimmt. Die sauberen Zeichnungen Bacons und Koldeweys wetteifern miteinander, die photographischen Tafeln sind beneidenswert schön, die geographische Karte von äußerster Feinheit. Man sieht, daß sich die Freunde auf dem Gebiet der graphischen Kunst verstanden und daß keiner den anderen überschreien wollte. Bacons Wiederherstellungszeichnungen geben das anschaulichste und zierlichste Bild der großen Gebäudegruppen, wie der um die Agorà, oder einzelner Bauten. Bei Koldeweys Aufnahmeplänen freuen wir uns bereits an der Plastizität der Darstellung, erzielt durch ein äußerst durchziselirtes, durch Strichstärken und Strichlagen erzielt Unterscheiden der Höhenlagen bis ins kleinste Einzelne hinein. Es gehört dazu ein Beherrschen der Feder, wie sie der Kupferstecher beherrschen muß. Die Wahl der Feder, der Tusche, des Papiers oder der Gelatine gibt den Ausschlag und gehört zum Handwerk. Die „Gesundheit“ des Strichs, der von Anfang bis zu Ende gleich dick und gleich schwarz bleiben muß, ist gleichsam Gemütsangelegenheit, dazu kommt aber noch, daß Strichlage und Strichführung sehr wohl geistvoll oder geistlos werden können, je nachdem, wer die Feder führt. Wer Koldewey folgen will, muß diese Dreigliederung im Zeichnenkönnen lernen. Er gelangt dann zum „Strichgemälde“, in dem Licht und Schatten, hellstes Strahlen und dämmerige Tiefen zum Ausdruck kommen. Adelt man dadurch die „rein-technische“ Aufnahme, so wird sie zum Kunstwerk und gehört dann eben nicht bloß dem Techniker, sondern jedem künstlerisch emp-

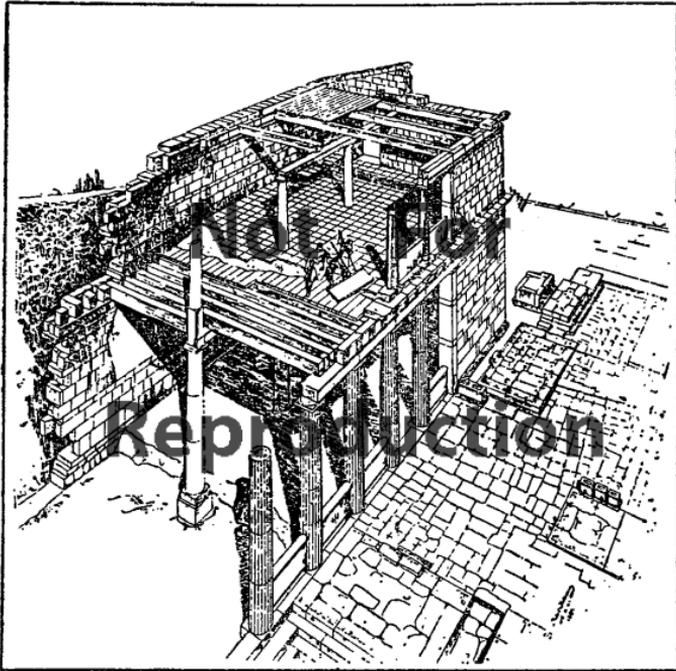


Abb. 1. Assos. Stoa auf der Agorá, Zeichnung von Koldewey

findenden Menschen. Eine Probe aus der Zeichnung Koldewey's von der Agorá, eine einfache, sachliche perspektivische Konstruktion der Stoa (Abb. 1), möge das Gesagte illustrieren und zugleich als frühestes Beispiel Koldewey'scher Darstellungskunst gelten.

Bevor wir das große Druckwerk über Assos würdigen, mögen ein paar anekdotische Ereignisse folgen, die das Milieu beleuchten, in dem es entstand.

Ein aufregendes Erlebnis in der Behausung am Meer schilderte uns Koldewey selber gern und sehr drastisch. Clarke, ein baumlanges, sehr starkknochiges Mann, war in heller Mondnacht zum Entsetzen der beiden anderen

in das offene Fenster gestiegen und machte alle Anstalten, hinauszuspringen. Koldewey erwischte ihn gerade noch am Hemdzipfel, da er mit Recht Mondsucht vermutete. Worauf der Mondsüchtige brüllend um sich schlug, Fensterscheiben zertrümmernd sich die Hände blutig schnitt. Zu zweit brachten sie den Tobenden ins Bett, wo er erstaut fragte: „Was war denn los?“ Die Zollwächter und der Polizeiposten standen jedoch schon vor der verriegelten Tür und verlangten Einlaß, um die Mörder zu verhaften. Durch die leicht angebrochenen Türflügel guckten bereits ihre Flintenläufe. Beim Öffnen der Tür überall Blut, höchst verdächtig! Endlich Beruhigung: keine Leiche und keiner fehlte! Clarke schlief schon wieder friedlich auf seinem Bette.

Die Wohn- und Arbeitsstätte spielt im Ausgräberleben eine bescheidene, aber doch oft entscheidende Rolle. Die drei Männer in Assos verteilten unter sich im Obergeschoß des Getreidespeichers einen einzigen Raum, in dessen Mitte ein alter, großer runder Tisch stand. Hier konnte ein jeder schreiben und zeichnen. Wollte man sich nicht ins Gehege kommen, so durfte keiner die drei Kreidestriche vom Zentrum nach der Peripherie in Winkeln von  $120^{\circ}$  überschreiten. Man kann sich denken, wie sehr ein solches monatelanges beengtes Zusammenleben in dieser Zwergsiedlung an dem winzigen Hafen die persönliche Freiheit einschränkte. Daß Koldewey trotz der so schönen Freundschaft mit Bacon eine nächste Expedition ganz allein zu führen wünschte, läßt sich verstehen. Er setzte sie durch. Auf Lesbos 1885/86 und in Neandria 1889 war er allein mit sich und den eingeborenen Menschen, offenbar ganz, wie er es gern hatte.

Mit den letzteren hatten sich die drei Ausgräber von Assos vertraut gemacht und angefreundet. Sie besaßen die Achtung der Bevölkerung als Brotgeber und als Menschen. Man liest es aus Koldeweys Bericht über die Hochzeit Jankos heraus, die Bacon und er von Assos aus drüben auf der Insel Lesbos in Methymna-Molivo mitfeiern durften. Wir empfehlen die Lektüre dieses Berichts im II. Abschnitt der „Briefe“ als eine köstliche Schilderung neu-griechischer Verhältnisse.

Ein Ereignis, das sehr peinliche Folgen hätte haben können, war das Ausbleiben einer dringlich erwarteten Geldsendung aus Amerika. Sie befand sich auf einem Schiffe, das im Atlantik mit Mann und Maus unterging. Sollte man die Grabung einstellen? Die Umfrage bei den Arbeitern ergab: „Nein!“ Der Kredit der Expedition war also fest, und nicht nur die Arbeiter, sondern auch der ländliche Markt nahmen anstandslos die kleinen Geldzettel über Piaster, Tshariks und Medschids mit dem Stempel der Expedition in Zahlung an wie Bargeld. Noch Jahre später fand ein deutscher Reisender weit drinnen in Anatolien solche Assignaten im Marktverkehr!

Schön spinnen sich um die ernste Forscherarbeit die guten Stunden, die den Freunden im Hause des amerikanischen Generalkonsuls Calvert in Tshanak Kale an den Dardanellen zuteil wurden. Von hier ritt man nach Assos die 11 Stunden, hierher kehrte man von Assos nach der Arbeit zurück. Von den drei Töchtern des Generalkonsuls wurde die eine Bacons Frau. Wer Expeditionen miterlebt hat, denkt in heißer Dankbarkeit an die gute Aufnahme in solch gastlichen Häusern. Ein wenig Romantik war gewiß dabei, als Archäologe am Gestade des geschichte-

reichen Hellespont im anregenden Kreise freundlicher und gebildeter Landsleute sich wohlsein zu lassen. Koldewey war dort gern gelitten und ward herzlich mit eingeschlossen.

Im Herbst 1896 war Assos Anlaß zur Amerikareise Koldeweys. Als Gast Bacons hat er in Boston, wie nicht anders zu erwarten, sich an „Wohlwollen, Zuneigung und zartester Rücksicht“ das Herz wärmen können und in dem „hübschen Hause, in dieser ganzen Bequemlichkeit, wo von all unsrer kunstgewerblichen Geschmacklosigkeit nicht mehr die Rede ist“, das damalige gute Amerika in vollen Zügen genießen können. „Briefe“ S. 111 äußert er sich darüber gegen Puchstein.

Das große Assos-Werk, dessen vollständiges Erscheinen dann noch ein Vierteljahrhundert auf sich warten ließ (es trägt als Erscheinungszeit die Jahre 1902—21), ist damals wesentlich gefördert worden, indem Koldewey das Baconsche Material sichten half und ermunternd zuredete, es möglichst vollständig zu publizieren. So wiederholen sich die Sorgen um die Publikation jeder größeren Ausgrabung! Was jedoch hier zustande kam, ist mustergültig in jeder Hinsicht.

Die Wahl von Assos als Ausgrabungsobjekt war gut gewesen, sie ist Clarkes und Bacons Verdienst: Für Anfänger in der Kunst des Ausgrabens deswegen, weil die Dimensionen klein und die Objekte vielseitig waren, für die Ergebnisse deswegen, weil ein so geschlossenes Stadtbild vorlag. Das ist ja auch das Erfreuliche an der Publikation von Assos. Sie ist ein Erstlingswerk ohne die Mängel eines solchen, weil an ihr noch in der Reifezeit der Beteiligten gearbeitet wurde und dennoch die Vorzüge der jugend-



Abb. 2. Stadtplan von Assos (Ausschnitt). Zeichnung von Bacon

lichen Begeisterung für das Große erhalten blieben, die aus Zeichnungen und Beschreibungen doch deutlich noch hervorsprüht. Das Zeichnerische war deswegen so gut gelungen, weil Koldewey und Bacon, weniger wohl Clarke, topographisch und zeichnerisch hochgradig geschult und begabt waren neben ihrer gründlichen architektonischen

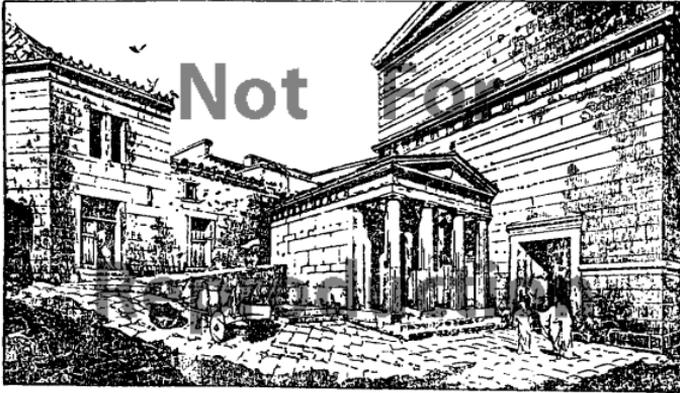


Abb. 3. Assos, das Heroon, Rekonstruktion von Koldewey

und archäologischen Ausbildung. Sie arbeiteten in Assos und bei der Drucklegung kongenialisch. Man braucht da nur Bacons mit so großer Liebe und kupferstecherischer Feinheit gezeichneten Stadtplan (Abb. 2) zu studieren, dessen Plastizität schon an Koldeweys Burgansicht von Sentschirli (Abb. 9) erinnert. Pläne, an denen das Auge die Geländeformen so stark miterlebt, jeder Falte, jeder Erhebung, jedem Stein und Busch mitbegegnen kann, das sind die wahren Führer, die keiner mühseligen Nachkonstruktion durch den Geführten bedürfen.

Das geht ins Einzelne und Große: Ein dargestellter Gebäudekomplex wollte im Grundriß wie im Aufriß plastisch wirken, wie ein Modell, und es sollte mit den einfachsten Mitteln von Hell und Dunkel, von Strichlagen, deren Stärken sorgfältigst ausgewogen sind, der unmittelbare Eindruck aufs Auge die Körperlichkeit erzeugen, wie es in Bacons und Koldeweys Zeichnungen der Fall ist. Dies gilt für die schon ins Künstlerische reichenden Wiederherstellungen in besonderem Maße (Abb. 3, 4), an denen

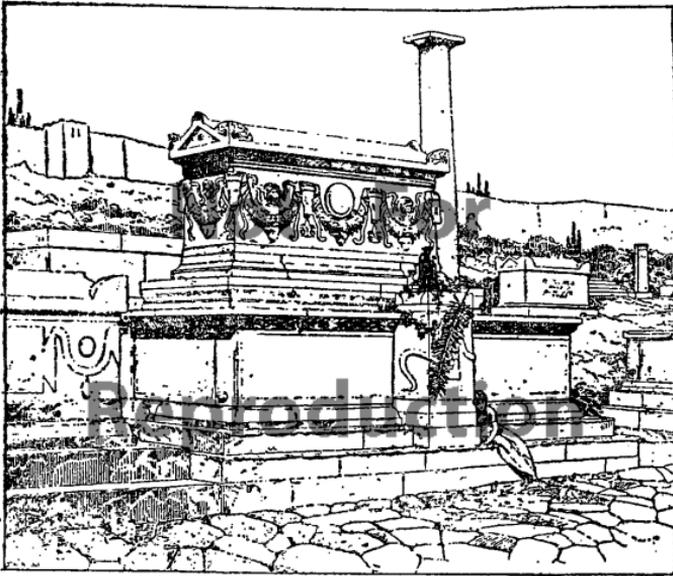


Abb. 4. Assos, Grabmal XVI, Zeichnung von Bacon

man die Art Koldeweys mit der Bacons vergleichen kann. Zollt man diesen mehr äußerlichen Dingen die Ehre genauer Würdigung, so kann man nicht mehr zweifeln an der inneren Berechtigung der Ausgräber von Assos, dieses Werk zu schaffen. So klein Assos ist, so sehr wert war es, untersucht und sorgfältig aufgenommen zu werden, und es ist ein besonderes Glück, daß es in so gute Hände fiel. Das wird nicht jeder Ruine zuteil.

Assos besaß seine sehr ansehnliche Agora mit großer zweigeschossiger Stoa, mit Buleuterion, Heroon und Läden. Es besaß ein schönes Theater und ein Gymnasion. Seine kleine Akropolis auf der obersten vulkanischen Felskuppe krönte der Stadttempel, und eine tüchtige Festungsmauer mit festen Toren umschloß das Ganze. Auch ein zwar

winziger, aber offenbar genügender Hafen mit zwei Molen am Steilufer des Meeres gehörte der Stadt. Schön war ihre Gräberstraße, besetzt mit allerlei monumentalen Bestattungen. Es gab sorgfältige Mosaikfußböden und eine griechische Steinbrücke über das nördlich vorbeifließende Tuzlaflüßchen, den Satnioeis der Alten.

Gegenüber anderen, weniger sorgfältig vorgehenden Beobachtern und Ausgräbern muß hervorgehoben werden, daß sich Koldewey und wohl auch Clarke und Bacon mit der gleichen Sorgfalt um das Römische, Byzantinische und Türkische bekümmert haben, wie um das Griechische, das ihnen gewiß zunächst am Herzen lag. Es sind uns viel spätere Fälle bekannt, wo jüngere Schichten arg vernachlässigt, wohl gar vernichtet wurden und man sie nachher schwer vermißte. Grundsätzlich hat der Ausgräber die Pflicht, seine Ruine bis zur Oberfläche, die er vorfindet, mit Scheu und Ehrfurcht zu behandeln, wenn er wirklich der Geisteswissenschaft und dem Wissen um die Menschheit einen Dienst leisten will.

In der Assos-Publikation finden wir daher das römische Atrium, die byzantinische Kirche mit Mosaiken, die türkische Moschee so gut mitbehandelt, wie alles übrige Beobachtete; so auch natürlich die Münzen, die Kleinfunde und die Inschriften.

Die zeichnerische Arbeit war beträchtlich. Nichts hatten die drei Männer dem Lithographen, dem Stecher zur Darstellung überlassen, wie es damals noch in fremden, insbesondere französischen und englischen, aber auch in deutschen Publikationen beliebt war. Sie hatten die höchst ergiebige und verheerende Fehlerquelle erkannt, die darin liegt, daß man eigene Notizen einem fremden Zeichner

überläßt, der das Darzustellende nie selbst gesehen hat und nolens volens Dinge hinzuphantasiert, die gar nicht da waren. Koldeweys und auch Bacons Ideal war, das Selbstgesehene für den Druck selbst zu zeichnen, so wie der Beschreibende gut tut, sein eigenes Protokoll über Beobachtetes zum Druck zu geben und es nicht einer fremden Feder zu überlassen. Die Signaturen der Blätter verraten, daß Koldewey und Bacon etwa zu gleichen Teilen die großen Architekturaufnahmen und -wiederherstellungen gezeichnet haben. Weniger stammt von Clarke. Auch an den kleineren Textabbildungen, Inschriften, Einzelstücken ist Koldeweys Hand stark beteiligt. Er hat also Bacons Hoffnung, die „richtige“ Kraft für Assos gewonnen zu haben, mehr als vollständig in Erfüllung gehen lassen.

## LESBOS

1885/86

Die Troas und ihre Umgebung übten nach der Auffindung von Troja-Ilion durch Schliemann einen beinahe magischen, aber verständlichen Reiz auf die archäologische Forschung aus. Über das Aufsuchen der Ilias-Topographie war man fast schon hinaus, um ihre Probleme stritt man sich zwar noch, aber schon tauchten neue Probleme der nicht mehr mythischen Zeit bis herab in die römische auf und erschlossen sich den kleineren und größeren Forschungen. Lesbos, die Insel südlich der Troas, hatte es Koldewey bei kleinen Exkursionen von Assos aus zweifellos schon angetan. Daß das Deutsche Archäologische Institut begann, sich für Lesbos zu erwärmen und schließlich eine Expedition dahin finanzierte, wird der werbenden Kraft und der überzeugenden Empfehlung der Insel durch Koldewey zu verdanken sein. So erhielt er den Auftrag und führte ihn draußen ohne Mitthelfer aus, von Januar 1885 bis Mai 1886. Jetzt stand er ganz auf eigenen Füßen und genoß die Freiheit eigener Entscheidung in einer Umwelt fern von der heimischen, wenn auch durch Assos ihm jetzt schon vertraut. Der Charakter geht dabei durch eine scharfe Schule, die dem späteren Koldewey anzumerken ist.

Ganz ohne Helfer war Koldewey nicht: Heinrich Kiepert, der Berliner Geograph und Topograph, hatte Lesbos 1841 bereist und ergänzte seine eigenen und Koldeweys Aufnahmen noch in den 80er Jahren als betagter Mann durch seine Routen. Wieder fand hier eine verständnis-

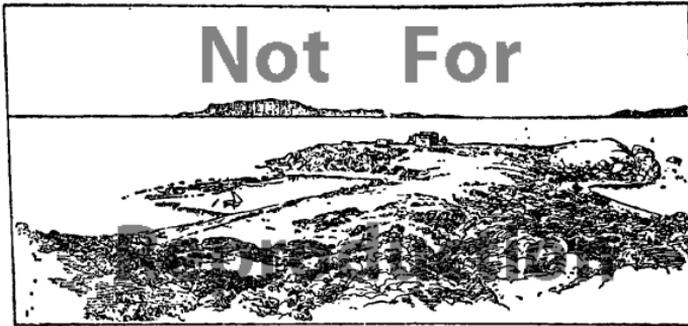


Abb. 5. Dionysos Bresaios auf Lesbos, Zeichnung von Koldewey

innige Zusammenarbeit statt. Das Lesboswerk enthält zwei schöne farbige Karten von H. Kiepert und farbige Pläne der sieben Stadtanlagen, die Koldewey aufgenommen hatte. Sie sind bei Riffarth in Berlin lithographiert. Im übrigen aber hatte Koldewey, wie schon in Assos, darauf gehalten, alle Abbildungen und Tafeln nach eigenen Zeichnungen klischieren zu lassen. Das fertige Werk enthält 29 Tafeln und ist 1890 in Berlin erschienen.

Außer den sieben Städten Mytilene, Methymna, Antissa, Eresos, Pyrrha, Arisba, Xerokastron hatte Koldewey auch Landgebiete mit Dörfern und Gehöften und Einzelmonumente aufgenommen, deren beträchtlichstes der Tempel zu Messa, ein ionischer Achtsäuler, war. Hier und an verschiedenen Stellen der Insel fand der Architekt genugsam zu tun mit Bauteilen, wie dem „früh-ionischen“ Kapitell von Kolumdado, das denen von Neandria glich, und dem klassisch-ionischen des Messa-Tempels. Die Stadtpläne ergeben klare Situationen, die durch die aufs Einfachste gebrachten sonnigen Landschaftsbilder von Koldeweys Hand erklärt werden. Als Proben geben wir hier drei Per-



Abb. 6. Antissa auf Lesbos, Zeichnung von Koldewey

len derselben (Abb. 5—7) vom Tempel des Dionysos Bresaïos, von der Stadt Antissa und von der römischen Wasserleitung. (Taf. 28, 1; 29, 5; 7, 2.)

Den Tempel zu Messa (*τα Μεσσα*) hatte Koldewey vom 23. November 1885 bis 2. Januar 1886 ausgraben dürfen. Seiner nicht ganz einfach zu erzielenden Wiederherstellung in der Zeichnung liegen die freigelegten tiefen Schichten des Stylobats und des Toichobats zugrunde, sowie die sonst beobachteten herumliegenden Architekturteile, die, nach dem hellenischen Baukanon geordnet, den ganzen Aufriß bis zum Dach ergaben. —

Die Inschriften hat H. G. Lolling selbst in Lesbos in Augenschein genommen und veröffentlicht.

Gegenüber allen bisherigen Publikationen über Lesbos kommt die Koldeweysche um Riesenschritte weiter und

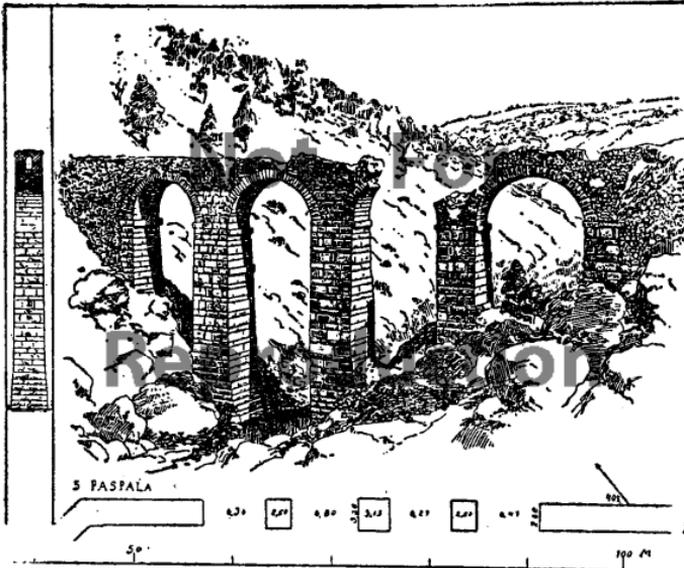


Abb. 7. Lesbos, Wasserleitung von Paspala, Zeichnung von Koldewey

schenkt uns ein verlässliches Bild der merkwürdigen, kontrastreichen Insel mit ihren tiefen binnenseeähnlichen Meeresbuchten, mit ihren z. T. unfruchtbar kahlen, z. T. schön bewaldeten Felsbergen und Steilküsten, sparsam verstreuten Feldern, Wein- und Obstgärten und mit ihren kleinen Siedlungen und Kirchen. Heimat der Sappho und des Alkaios, echte ionische Erde tut sich vor uns auf mit den silbernen und tiefblauen Blicken aufs Ägäische Meer und den weiten hellen Himmel, Luft, Licht, Meer und Land innig verschlungen!

Der Veröffentlichung widerfuhr übrigens die Ehre, daß sie als Prachtband auf eine internationale Ausstellung nach Amerika geschickt wurde. „Briefe“ S. 107 äußert Koldewey seinen Stolz darauf in folgender drolliger Weise:

An Koepf

Donnerwetter ja!

Lieber Koepf

Das ist ja ein herrlicher Band \*), dessen Empfang meinen gestrigen Brief überflüssig und mir große Freude gemacht hat. Ich werde mir zunächst einen dieses Bandes würdigen Bücherschrank anschaffen und dann, — da ich in meiner Etage keinen Platz dazu habe, ein eigenes Haus bauen müssen an der Alster — und eine Villa in Friedrichsruh — überhaupt kann ich nun nicht mehr mit Pferdebahnen fahren, sondern muß notwendig eine eigene Equipage haben, und der Kutscher kriegt Apulische Vasenstickerei auf die Livree; auch wird Sie dann zu einer festlichen Treibjagd mit Illumination und Feuerwerk und Austern und Schampanjer

ganz ergebenst

einzuladen sich die Ehre geben

Ihr alter

Robert Koldewey.

Bis auf weiteres aber immer noch:

Hamburg, Banks Str. 54 IV

4. Sept. 94

\*)Die Lesbos-Publikation war von Reichs wegen prunkvoll in Leder gebunden, in der Mitte mit dem großen deutschen Adler und ringsum mit griechischen Palmetten verziert, 1893 auf die Chikagoer Weltausstellung geschickt, wo wir eine besondere „Kultur-Abteilung“ eingerichtet hatten. Als der Band 1894 zurückkam, wurde er vom Archäologischen Institut, bei dem Koepf damals arbeitete, dem Verfasser überwiesen.

## SURGHUL UND EL HIBBA

ausgegraben

4. 1. bis 26. 2. 1887 und 29. 3. bis 11. 5. 1887.

**A**ssos und Lesbos haben Koldeweys Ruf als Ausgräber und Forscher rasch begründet und gefestigt. Es lag zum Teil an seiner Ablehnung aller unklaren Verhältnisse, zum Teil an der Schwerfälligkeit unserer deutschen Institutionen, daß für einen „Außenseiter“ kein passender Arbeitsplatz zu finden war, sondern von Fall zu Fall etwas für ihn geschaffen werden mußte. So kam denn 1887 eine kleine Expedition der Berliner Museen zustande, aus Mitteln eines Berliner Mäzens: Die Reise mit dem Arabisten Bruno Moritz und dem Kaufmann H. F. Ludwig Meyer, nach Mesopotamien. Im sumerischen Tiefland zwischen Euphrat, Schatt el Hai und Tigris veranstalteten die drei zwei kleine Ausgrabungen in den Hügeln Surghul und El Hibba. Nahe bei diesen beiden nicht sehr beträchtlichen Ruinenstätten, in Tello, hatte der französische Konsul von Basra, de Sarzec, seine aufsehenerregenden Skulpturen gefunden, Steinbilder des Herrschers Gudea von Lagasch und anderer. Ähnliches konnte man zwar von Surghul und El Hibba nicht gewiß erwarten, erhoffte es im stillen aber doch. Gefunden wurden frühe sumerische Wohnschichten und Brandbestattungen, mit denen damals noch nicht viel anzufangen war, weil die Vorstufen fehlten. Es geschah ein Vorgriff in Geschichtsschichten, der in der Luft hängenblieb, bis die intensiveren Forschungen unseres XX. Jahrhunderts, insbesondere nach dem ersten Weltkrieg, systematisch vordringend, den Zusammenhang mit dem sicheren Boden historisch faßbarer Schichten

vermittelten. Die Steinlosigkeit des Landes stellte den Ausgräber vor ganz neue Erscheinungen. Hinzu kamen das größere Raumgefühl in der Weite der westasiatischen Länder, die neue Landkenntnis der inneren Türkei, die vorher bei uns Deutschen nur Carl Ritter, Helmuth von Moltke und Heinrich Kiepert im Sinne ernsthafter Erdkunde hatten verarbeiten können, und endlich der unmittelbare Augenschein einer ganzen Reihe wichtiger orientalischer Ruinenstätten aus griechischer und aus viel älterer Zeit: Babylon, Ninive, Palmyra waren die größten unter ihnen. Wie man dort reist und wie man mit Arabern, Türken und Kurden fertig wird, an Stelle mit Griechen und Levantinern, war für Koldewey ein großer Zuwachs an Praxis, der in der Zukunft zur Geltung kam.

Über Surghul und El Hibba ist von Koldewey nur in einem Aufsatz in der Zeitschrift für Assyriologie II. S. 403 ff. berichtet worden. — Der eigentliche spiritus rector dieser Kampagne war Koldewey. Ihm sind zu verdanken die wichtigsten Ergebnisse, die sich jetzt in die der inzwischen stattgehabten Forschungen im Sumererlande einreihen bzw. nicht einreihen; er nennt die folgenden: „Beide Stätten sind ‚Nekropolen‘, die Häuser Wohnungen für die Toten, die Hügel eine gemeinsame Ruhestätte für die Reste im Feuer verbrannter Leichen.“ (ZA II. S. 406.) Koldewey erblickte in beiden Hügeln „die Ruinen von altbabylonischen Feuernekropolen“. (S. 430.)

Man hat oft den Vorwurf erhoben, daß keine ausführlichere Arbeit darüber erschienen ist. Dafür gab es mehrere Gründe; der triftigste war — leider — wirtschaftlicher Natur: Es war vergessen worden, auch die Bearbeitung der Ergebnisse zu finanzieren, und es fand sich nie-

mand, der es energisch durchfocht, daß Koldewey mit der Bearbeitung in der richtigen Weise betraut wurde. Man hatte in Berlin erst noch zu lernen, daß jede Ruinenstätte, die man wählt, ihr eigenes Gesetz des Handelns vorschreibt, und wurde enttäuscht, daß die gewählten Stätten so „unergiebig“ waren und nicht halten wollten, was man von ihnen zu erwarten sich für berechtigt hielt. Das ließ man dann den Ausgräber entgelten. Ein zweiter, sehr viel schwererer Fall ereignete sich ein Vierteljahrhundert später mit Uruk, dessen inzwischen zu einem vollen Erfolg umgewandelter vermeintlicher „Mißerfolg“ vom Jahre 1913 ebenfalls Koldewey in die Schuhe geschoben wurde. Die Unbeugsamkeit Koldeweys hat damals schweres Unheil an jener großen schwierigen Ruine verhütet und den konsequenten Gang dieser letzten deutschen Ausgrabung in Mesopotamien gewährleistet. ZA II, S. 172 ff.

Immer fester umrissen treten uns die im Anfang schon entwickelten Eigenschaften jetzt in der Praxis des Ausgräberlebens Koldeweys entgegen, nun auch schon im aktiven Kampf gegen „Dummheit und Beschränktheit, die in wichtigen Dingen herrschen wollen“, wie C. Schuchhardt im Vorwort zu den „Briefen“ S. VI so gut und menschlich verstehend ausspricht.

Die „Feuernekropolen“ sind später schwer befehdet worden, weil in neu- und altbabylonischen Städten (wie auch in assyrischen) die Toten in der Regel in den manchmal noch weiter bewohnten Wohnhäusern und nicht in besonderen Nekropolen beigesetzt worden sind, und es keinesfalls zulässig ist, diese Städte samt und sonders mit „Nekropolen“ zu bezeichnen. Dementsprechend könnten in El Hibba (nicht auch in Surghul, wo es nach ZA II,

S. 415 keine Gebäude gibt) immerhin ein großer Teil der Häuser, unbeschadet der Verbrennungen und Bestattungen, bewohnt gewesen sein. Merkwürdig ist allerdings die versuchte oder tatsächliche Verbrennung, die bisher in diesem Umfange noch an keiner der später untersuchten mesopotamischen Ruinenstätten gefunden worden ist. Vorbabylonische, also sumerische Gräber, kennen wir in den sumerischen Ruinen bisher nicht. Das, was in Uruk ähnliche Feuerwirkungen verrät, kann nur als „Opfergruben“ gedeutet werden. Hierdurch wird es nach unserer Meinung doch wieder wahrscheinlich oder möglich: Surgul das Verbrennungs-, El Hibba das Bestattungszentrum des Landes, was Koldewey nicht so unverblümt ausgesprochen hat. Die von ihm gefundenen und beschriebenen Terrassenbauten auf beiden Hügeln wird er wohl richtig gedeutet haben als Herrichtungen zur Verbrennung und Bestattung hervorragender Persönlichkeiten, etwa von Gau- oder Stammesfürsten. Im großen Hügel von El Hibba ist die kreisförmige gestufte Terrasse besonders bemerkenswert. Man wird bei ihr schon an die frühen sumerischen Tempelterrassen erinnert.

Um die Surgul-El Hibba-Unternehmungen spinnt sich eine Reihe von Geschichtchen, über die Koldewey seinen Schülern und Mitarbeitern in Mesopotamien manches zum besten gab. Anlaß dazu hatte man durch die von Babylon ausgehenden Zweigunternehmen in Fara, Abu Hatab und schließlich in Uruk-Warka, die etwa die gleichen Verhältnisse wie jene antrafen und zu meistern hatten. Nur mit dem Unterschied, daß verschiedene Bequemlichkeiten, die wir Jüngeren vorfanden, damals im Lande noch mangelten. So gab es keine deutsche Konsular-Vertretung

und noch keine deutschen Kaufleute in Bagdad, die uns später so opferbereit geholfen haben. Die türkische Verwaltung war problematischer Natur und Konstantinopel lag in allzu unermeßlicher Ferne, um helfen zu können. Was die drei Männer in Surghul damals nicht aus eigener Kraft und Geschicklichkeit erreichen konnten, war eben undurchführbar. Als echte Pioniere haben sie das Gewollte dennoch erreicht.

Kamen Beduinenschwärme in die Nähe, so wußten sie sich durch ein einfaches, unschädliches Mittel zu helfen. Es sieht für ein so kleines Lager wirklich bedrohlich aus, wenn der ganze Horizont zu wimmeln beginnt von Kamelen, Reitern, Fußgängern, die sich alle auf einen zu bewegen; man würde einfach überschwemmt werden. Also schoß man in die Richtung des Gewimmels, ohne die Absicht, zu treffen. Das häufige Pfeifen und Aufschlagen der Kugeln aber zerteilte den Strom, leitete ihn rechts und links am Lager vorbei, und alles ging friedlich aus; man verstand sich!

Gefährlicher hätte ein tätlicher Angriff eines Einzelarabers auf eines der Expeditionsmitglieder werden können, mit dem die Auseinandersetzung allzu lebhaft geworden war. Der Revolver in der Hand des Deutschen hätte leicht dabei losgehen und vielleicht töten können, was die Blutrache herbeiführt. Statt dessen bekam der Araber eins mit dem Kolben des Revolvers über den Schädel und fiel aus — fast unbeschädigt, da der Schädel hart war. — Die beiden anderen rechneten ihrem Kameraden diese Geistesgegenwart hoch an.

Das Wohnen in unfreundlicher Winterszeit, wie nachher im beginnenden Sommer mit seinen Staubstürmen

war nicht eben komfortabel. Sie hatten sich die ortsüblichen Schilfhütten, Sarifen, bauen lassen, wie weiland Utnapischtim, der sumerische Noah, dem der Weisheitsgott Ea im Rascheln des Schilfs der Hütte den Auftrag zuraunte, die Arche zu bauen. Nicht weit von Surghul und El Hibba liegt das „Meerland“ und liegen die großen Euphrat-Tigris-Sümpfe mit ihren Schilfdschungeln, die es schon empfehlenswert machten, sich mit einem Schiff gegen das Steigen der Gewässer zu sichern, das leicht alle Wege abschneiden konnte.

Nach getaner Arbeit war es am Ende leicht, sich jenes „Schilfhauses“ zu erledigen: Man zündete es an, ein Verfahren, das offenbar schon in ältesten Zeiten aus hygienischen oder feindseligen Absichten angewendet worden ist und jene vertrauten weißen und schwarzen, papierdünnen Ascheschichten in den Ruinenhügeln erzeugten. Der Ausgräber hatte sie dann als „Häuserruinen“ zu erkennen, wohl die dünnsten Ruinen, die es geben kann.

Es gab noch alttürkische Beamte, wie den würdigen weißbärtigen Vali, der, den riesigen Turban auf dem Haupt, mit dem wallenden Mantel angetan, im Serail thronte und von der Mitte des Saales aus, wo das Kohlenbecken glühte, durch eine Herde von Tschibukdschis unter Leitung des Baschtschibukdschi bedient wurde: Der diensthabende Tschibukdschi mußte das viele Meter lange Tschibukrohr, genau zielend, an die Lippen des Paschas bringen, sobald dieser mitten im Reden den Wunsch nach einem Zug gekühlten Tabakrauchs kundtat, indem er die Lippen kräuselte. Wehe, wenn der unglückselige Tschibukdschi danebentraf! Unter Ohrfeigen des Baschtschi-

bukdschis flog er hinaus aus dem Saal, und der nächste trat an. Auch der Europäer mußte dabei todernst bleiben.

Daß man sich in dem heißen Klima vorsichtig ernähren muß, übersah jugendlicher Leichtsinns der Reisenden, aber die gemachten Erfahrungen kamen doch den späteren langfristigen Unternehmungen zugute, deren Sein oder Nichtsein davon bestimmt werden konnte. Damals trank man, wenn man Durst hatte, und aß, was man bekommen konnte. Die unverbrauchte Konstitution hält das aus, aber man erfährt doch, daß man mit scharfem Alkohol keinen Durst löschen kann, sondern bei einer täglichen Ration von einer Flasche Kognak auf heißen Nachritten wilde Durstqualen bekam. Traf man dann eine Kamelkarawane, so trank man unbescheiden aus den finsternen Wasserschläuchen, die unter den Kamelbäuchen baumelten, ein Wasser, das voller fremder toter und lebender Bestandteile und aus irgendeinem Tümpel geschöpft war. Wer die Landstrecke durch die syrische Wüste, etwa zwischen Euphrat, Palmyra und Damaskus, noch zu Pferd durchmessen hat, weiß, aus was für „Quellen“ dort das Wasser genommen werden muß. In Damaskus angekommen und von dem deutschen Kaufmann und Konsul Lütticke in dessen schönen alt-damascener Hause gastlich aufgenommen, stürzten sich die ausgedörrten Reisenden mit Wonne in das marmorne Wasserbecken mitten im Konsulatshof. Es war bis zum Rande mit kühlem, rinnendem Barada-Wasser aus dem Antilibanon gefüllt. Eine Silberschale schwamm auf dem Wasserspiegel, gefüllt mit hellem Raki-Schnaps. Das war der Abschluß dieser Wüstenexpedition in fröhlicher Gesellschaft deutscher junger Kaufleute. So nebensächlich, so abrundend für unser Lebensbild.

NEANDRIA  
23. 8. bis 23. 10. 1889.

Nach dem Orient-Erlebnis von Surghul und El Hibba folgt ein „leeres“ Jahr in der Heimat; wie es scheint, war es für Koldewey ein wenig befriedigendes und Enttäuschungen bringendes, indem es nicht zur vollkommenen Aufbereitung der Expeditionsergebnisse führte. Wohl aber gab es noch genug Arbeit für Lesbos und Vorbereitung für eine kommende Ausgrabung, für Neandria, die Furtwängler, der Archäologe, auf Vorschlag Koldeweys durch drei Berliner Mäzenaten zu finanzieren vermochte. Neandria ist mit Assos verflochten. Wenn man auf der Akropolis von Assos stand und nach Norden in die wellige Troas hinausblickte, hob sich die Granitkuppe des Tschigri Dagh verlockend hervor. Zweimal hatte Koldewey mit Joseph Th. Clarke die 20 km dorthin durchmessen, um die einsame Stadtruine auf dem Berge kennenzulernen, die schon im 4. vorchristlichen Jahrhundert von den Bewohnern verlassen und die von Frank Calvert, dem amerikanischen Generalkonsul in den Dardanellen, mit Neandria indentifiziert war. Clarke fand dabei das merkwürdige „äolische“ Volutenkapitell, zu dem es analoge Stücke in Kolumdado auf Lesbos gab. Zu dieser geheiligten Bauform den geheiligten Bau, den Tempel, zu suchen, wurde zur logischen Forderung. Eine Bearbeitung des ionischen Kapitells durch O. Puchstein war soeben erschienen und spitzte die Frage nach den Zusammenhängen zu, die noch heute die Wissenschaft von den Bauformen und deren Bedeutung lebhaft beschäftigt. So kam Koldeweys Vorschlag zustande.

War Lesbos, mit Ausnahme der Ausgrabung des Tempels in Messa, mehr eine ambulante Untersuchung, bei der die Landschaften und Menschen wechselten, so zielte nunmehr die Erforschung des Tschigri Dagh auf Ausgrabung und Aufnahme dieser einen verlassenen Stadt ab. Die Untersuchung begann Koldewey mit sicherem Blick; nicht am Fundort des Clarkeschen Kapitells, sondern in der Mitte des langgestreckten zweigipfeligen Stadtgebietes, da, wo viele Splitter von Voluten ähnlicher Kapitelle herumlagen. Hier kamen ans Licht der Tempelgrundriß, ein zweischiffiger Langraum mit einer Siebenerstellung von Säulen in der Mittelachse, die Standorte und einige Basen der sieben Säulen und weitere Bruchstücke von Kapitellen und von Blattkränzen, die untereinander um ein Geringes abweichen und vier Kapitelltypen ergeben. Koldewey versucht sehr sorgfältig und eingehend, sich ihre Zusammengehörigkeit und Verteilung auf die sieben Säulen klarzumachen und kommt zu dem Ergebnis, daß es drei Typenpaare gab, die sich auf die I. und VII., die II. und VI., die III. und V. Säule verteilten, während der vierte Typus der IV. Säule gehört und vereinzelt bleibt (Abb. 8). Vielleicht war er drehrund (?). Die anderen sechs Kapitelle haben zwar drehrunde Blattkränze, aber zweiseitige Volutenpaare, so wie das klassische ionische Kapitell zweiseitig ist. Jede Neandria-Volute hat eine gut durchgearbeitete und eine vernachlässigte Seite. Die erstere läßt Koldewey der Eingangstür des Tempelraumes in der norwestlichen Schmalseite zugewendet sein, gleich als ob die Kapitelle ihr Antlitz dem Eintretenden zeigen sollten: eine entsprechende Anordnung im Hintereinander von zwingender Gewalt für Seelen, die noch das bildhafte

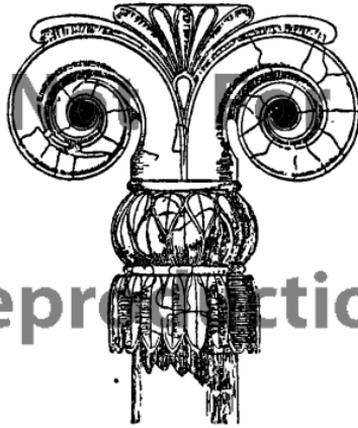


Abb. 8. Kapitelle II u. VI von Neandria  
Zeichnung von Koldewey

Denken konnten. In den Säulenstellungen der ionischen Tempel und Stoen stehen die Kapitelle bekanntlich frontal nebeneinander, was wir Heutigen für durchaus logisch halten, weil Säule für uns Gebälkträger ist. Hier in Neandria ist sie noch Individuum und Symbol. Dies spricht Koldewey noch nicht aus, er berichtet und stellt dar und läßt die Dinge selbst sprechen. Unsere Generation nimmt sich das Recht, einen Schritt weiterzugehen und jene Bildersprache in die Sprache unserer Bewußtseinslage zu übersetzen. Sie vernimmt wohl auch aus der Siebenzahl und aus der Anordnung der Paare auf die Mitten-Vier hin etwas von der Menschbezogenheit, der die Alten Bildausdruck verleihen wollten.

Die Säule von Neandria fesselt auf den ersten Blick, das einfache Heiligtum verdient einen zweiten Blick. Es ist im Inneren 20 m lang, 8 m breit, die Höhe kennt man nicht, sie kann aber gut auch 8 m betragen haben. Basen und Kapitelle waren von Stein, die Säulenschäfte, Decken

und Dachbalken aus Holz. Die Raumumfassungsmauern hatten die monumentale Dicke von 2,2 bis 3 m und besaßen eine innere dichtere Steinverkleidung. Die einzige Zugangstür in der Nordwestwand macht den Raum zum Langraum, die Säulenstellung zur zweischiffigen „Basilika“. Alles in allem also ein kapitaler Fund, zu dem es noch keine Analogie gab. Wilhelm Dörpfeld wandte sich später gegen den peristylen Grundriß, den Koldewey schematisch über den Aufnahmeplan gezeichnet hat. Mir persönlich scheint die Steinverkleidung der Cella unzureichend und der Stylobat zu schmal für die Dörpfeldsche Ergänzung.

Die Koldewey'sche Rekonstruktion der Kapitelle ist ebenfalls von Dörpfeld angezweifelt worden. Er wollte die Volutenteile von den Blattkränzen abtrennen, um daraus zwei verschiedene Kapitellreihen zu machen, deren eine er den Pteronsäulen zuordnen wollte. — Ich halte die wohlüberlegte Komposition beider durch Koldewey immer noch für überzeugender aus inneren Gründen, die durch orientalische und ägyptische Analogien gestützt werden. — Die Blätterkränze unter und die Blüte über den Voluten machen dieses Abbild der wirkenden Bildekräfte erst vollkommen und wahr. Man zerstückelt das Vollkommene, wenn man Blätter und Blüte trennt.

Auf dem farbigen Stadtplan, der dem Neandria-Bericht Koldewey's im 51. Winkelmann-Programm der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin beigegeben werden konnte, sind verzeichnet die Stadtmauern und Tore aus zwei Epochen, eine größere Anzahl von Wohnhäusern und Wohnhausresten, die Gräberfelder außerhalb der Stadt, und in der Beschreibung finden wir Angaben über die Wasser-

versorgung der Bergstadt aus einigen perennierenden Quellen außerhalb der Stadtmauer. Das Verlassen der Stadt durch die Bewohner wird der für den wachsenden Verkehr mit der Außenwelt ungünstigen Hochlage und der mangelnden direkten Wasserzufuhr zugeschrieben. Es mag jedoch auch ein Bewußtseinswandel der Bevölkerung stattgefunden haben, der dieses Aufgeben der geheiligten Stätte zuließ oder forderte. Jedenfalls ging die Bewohnerschaft nach Strabo unter Antigonos in das neugegründete Alexandria Troas über, das das alte Münzwappen, das weidende Roß, dabei von Neandria übernahm.

Zu einer neuen Untersuchung von Neandria, die Koldewey selbst gewünscht hatte, ist es meines Wissens nicht gekommen. Er selbst erzählte gern von dem Erlebnis der einsamen hohen Bergkuppe mit dem weiten Blick über die ganze Troas und das Inselmeer vor den Dardanellen, den er in einer entzückenden Panoramazeichnung festgehalten hat. Mit Schaudern hingegen dachte er an seine Eigenschaft als Versuchskaninchen, zu dem ihn ein befreundeter strebsamer Arzt erkoren hatte, sobald er von der „splendid isolation“ hörte, die Neandria bieten würde. Damals glaubte man noch, den Menschen „bequem“ mit einigen wenigen kleinen Pillen ernähren zu können, die in konzentriertester Form alle notwendigen Nahrungsstoffe \*) enthielten und das umständliche Einkaufen, Holen, Kochen und Zubereiten der Speisen ersparen würde. Koldewey ließ sich also den Zweimonats-

---

\*) Das waren die zerlegten toten, mineralischen Stoffe: der noch heute nicht ausgerottete naturwissenschaftliche Irrtum, der lebendige Organismus könne ohne „lebendige“ Stoffe ernährt werden, seien es pflanzliche oder tierische.

bedarf an Pillen einpacken, der hatte Platz in einer Handtasche, und begann unter genauer Selbstkontrolle nach Rezept zu frühstücken, zu Mittag und zu Abend zu essen, mit dem Erfolg, daß ihn der Hunger fast umbrachte. Endergebnis der Schwur: „Nie wieder Pillen!“

Das Experiment hat er nicht wiederholt, dafür aber andere mit sich selbst (wohlgemerkt: niemals mit anderen) angestellt, von denen beim Kapitel Babylon berichtet werden soll.

## SENDSCHIRLI

1890, 1891, 1894.

**D**er Ruf des Ausgräbers wird nun gefestigt. Koldewey ist jetzt gesuchte Kraft, man möchte sich ihrer gern bedienen. Im Architektonischen fällt ihm ganz von selbst die Führung zu, er meistert es wie kein anderer. Und die verständigen Ausgrabungsleiter sahen ein, daß doch bei jeder Ausgrabung vom ersten Hackenschlag an Bauten erscheinen, richtig erkannt, beurteilt und aufgenommen sein wollen, damit deren Inhalt in die richtige Umgebung versetzt werden könne und nicht in der Luft schweben, wie es leider bei jeder unverständigen Raubgrabung geschieht. War Koldewey selbst nicht der Grabungsleiter, wie in Assos und nun auch in Sendschirli, so ging das nur deshalb gut, weil ihm der Grabungsleiter die notwendige Freiheit und maßgebende Beteiligung an der Leitung zubilligte. Felix v. Luschan und Frau Emma v. Luschan, mit denen sich in Sendschirli bald ein freundschaftliches Verhältnis entwickelte, pflegten die Kunst des freien Sichverständigens und stellten Koldewey in der Architektur von Sendschirli ganz auf sich selbst. Das Archäologische und das Anthropologische, das Fachgebiet des Völkerkundlers und Arztes v. Luschan, lag neben seiner Arbeit und nur, wo die hohe Kunst, insbesondere die monumentale Plastik in die Bauwerke eingriff, war er zur Stelle und fügte ein, was einzufügen war.

Sendschirli als Ausgrabung hatte seine Vorgeschichte. Die zweite Nimrud-Dagh-Expedition, bestehend aus Carl Humann, Otto Puchstein und Felix v. Luschan, war 1883, während Koldewey in Assos arbeitete, durch Nordsyrien

gezogen und hatte die ersten acht Torreliefs in Sendschirli gesehen, die von Hamdi Bei, dem Generaldirektor der türkischen Museen, entdeckt und freigelegt waren. Sendschirli wurde von der Expedition als Ausgrabungsobjekt dem in Berlin sich bildenden Orient-Comité vorgeschlagen und angenommen. 1887 ist Humann dann von der Generalverwaltung der Berliner Museen mit Verhandlungen für die Grabungserlaubnis beauftragt worden und im März 1888 zusammen mit Felix v. Luschan, aus Berlin, und Franz Winter, aus Athen, nach Sendschirli ausgereist. Über diese erste Expedition von 1888 hat Humann selbst berichtet in „Mitteilungen aus den orientalischen Sammlungen der Königl. Museen zu Berlin, Heft XII, Ausgrabungen in Sendschirli II 1898“. Es war eine Versuchsgrabung, zu deren Bericht Humann ein paar schematische Planaufnahmen und einige Photographien beisteuerte. Die Leitung übernahm, da Humann nach Konstantinopel abberufen wurde, in der zweiten Hälfte der Kampagne v. Luschan. Fast alle Teilnehmer sind fieberkrank geworden.

Sendschirli liegt im sumpfreichen 'Amk, der Talebene zwischen dem hohen Amanus und dem östlichen Kurdagh. Die kurdischen Bauern dieser Ebene pflegten nach dem ersten Fiebertodesfall mit Kind und Kegel und ihren Herden die Hütten der Talsiedlungen zu verlassen und aufs Gebirge in die gesündere Luft der Yaila, der Almen, zu ziehen. Das geschah spätestens im Juli. Seit es die „Bagdadbahn“ gibt, die Adana mit Aleppo durch den Amanustunnel verbindet, kann man bequem nach Sendschirli kommen, wenn man in der Station Kellér am Ostabhang des Gebirges aussteigt und auf steilem Weg hinunter an den Fuß des Gebirges geht. Die kreisrunde

Stadumwallung hat man dabei immer vor sich, wie auf einer Landkarte, so wie Koldeweys Plänchen es zeigt, das schon v. Luschans Einleitung zu Ausgrabungen in Sindschirli I S. 10 beigegeben war.

Freilich war es zur Zeit der Ausgrabungen erheblich viel unbequemer hinzukommen, nämlich zu Schiff nach Alexandrette-Iskenderun, dann auf dem Paßwege über den Bailân zur Not im Wagen, weiter von Kyryk Chan 70 km nach Norden am Fuße des Amanus entlang auf Reitieren. Oder man gelangt, noch unbequemer, vom kilikischen Adana aus in einem Marsch von 120 km über den Paß von Hassan Beyli, etwa auf der Route der heutigen Bagdadbahn, ans Ziel. Landschaftlich sind beide Pässe schön, aber beschwerlich, wie alle Gebirgspässe. Von der Ebene aus gesehen hat die nun ausgegrabene Burgruine von Scham'al den teilweise schneebedeckten, mit Berg-eichen, Nadelholz und würzigen Büschen bedeckten Amanus als Hintergrund, wie es das große Bild im Berliner Museum von Elisabeth Andrae darstellt.

Das Fortkommen von Sindschirli war ebenso wichtig wie das Hinkommen. Transporte schwerer Fundgegenstände hatten ihre großen Beschwerlichkeiten. Die gewaltigen Löwen und andere schwere Steinskulpturen wollten auf dem schlechten Wege nach Kyryk Chan und über den Bailânpaß nach Alexandrette geschafft sein, um von dort verschifft zu werden. Die Museen von Konstantinopel und von Berlin haben sich in die Funde geteilt. Große Lafettenräder, die aus Deutschland mitgebracht waren, halfen dabei sehr, und geschickte Zerlegung oder Aushöhlung der großen Monolithe ermöglichte später die ideale, fast fugenlose Wiederaussetzung in den Museen.

Mit solchen Schwierigkeiten hatte man bei den griechischen Ruinen nur selten zu schaffen. Erst Pergamon und Milet stellten die Ausgräber wieder vor ähnliche Aufgaben, allerdings mit erheblich kürzeren Landtransporten. Koldewey war an solchen Aufgaben als Techniker mit Rat und Tat beteiligt. Die Bergung der Funde gelang, die großen Skulpturen stehen jetzt im altorientalischen Museum in Istanbul und in der Vorderasiatischen Abteilung der Staatlichen Museen zu Berlin. Es sind Dolerit-Skulpturen. Das Gestein ist äußerst hart, es ist eine junge Lava, die in der 'Amk-Ebene wie überall am und im Orontes-Jordan-Graben, als Ledschá, Ledschôn weite Flächen bedeckt, Strata-Vulkan-Ausflüsse von meist nicht mehr als 1 m Mächtigkeit. Bewundernswert sind Geduld und Fähigkeit der Schöpfer dieser Dolerit-Bildwerke, die in Palästen und Tempeln aller Dynastienburgen Altsyriens, Palästinas und Nordmesopotamiens standen, so nun auch im alten Scham'al, in Sendschirli. Die nächsten Burgen dieser Art liegen auf Gerdchin und Saksche Gözü ostnordöstlich von Sendschirli. Es sind winzige Gaue, die diesen Gaufürsten unterstanden. Trotzdem eine Fülle von Aufwand in ihren Burgen!

Sendschirli hat eine besondere Anziehung, das ist die gedoppelte kreisrunde Stadtmauer, die sich, vom Amanus-abhang gesehen, noch deutlich als Ruine abhebt. Zufällig ist diese Kreislinie gewiß nicht in die Landschaft hineingelegt; es steht ein tieferer Sinn hinter ihr, der sich ahnen läßt, wenn man dann durch die Ausgrabung erfährt, daß in der Mitte dieses Kreises auf dem Burghügel das alte Hilani I, wohl der Haupttempel von Scham'al, lag, und vermutlich nahm das Bild der Gottheit den genauen

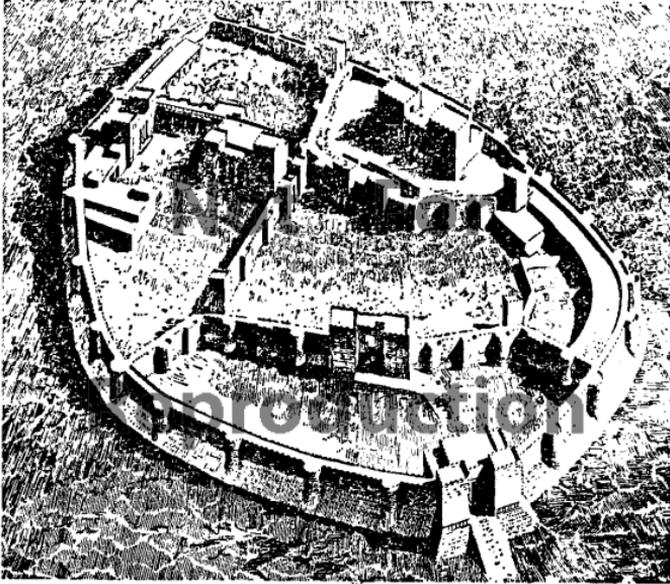


Abb. 9. Sindschirli, Perspektivische Burgansicht, Zeichnung von Koldewey

geometrischen Mittelpunkt ein. Das Auslegen des großen Kreises, der 700 m Durchmesser hatte und recht genau ausgefallen ist, war schon eine landmesserische Meisterleistung der Alten! (Abb. 9.)

Mit Koldewey belebten sich Topographie und Architektur von Sindschirli. An die Stelle der Humanschen, mehr schematischen Ingenieurpläne traten jetzt die plastischen des Künstler-Architekten, die jenen an Genauigkeit nichts nachgeben, aber auch zum Laien sprechen. Der II. Band der „Ausgrabungen in Sindschirli“ ist fast ganz Koldeweys Werk, und man kann dort die Tafeln IX und XXVIII miteinander vergleichen, um das Gesagte zu prüfen. Zwischen beiden Tafeln liegen die später sogenannten „steingerechten Aufnahmen“, die für Koldewey wie für seine Schüler

einfach das zeichnerische Protokoll einer Ausgrabung darstellen, so genau und so plastisch wie nur möglich ausgeführt als der selbstverständliche wahrheitsgetreue Bericht über alles zu Sehende und Gesehene. Wiederum wie in Assos, haben diese Zeichnungen als unmittelbare Vorlage für die mechanische photolithographische Reproduktion gedient; keine fremde Hand hat sich dazwischengeschoben.

Für Koldeweys Schüler wurde gerade dieser Sendschirli-Band zur immer gültig gebliebenen Lehrbibel. Unter Koldeweys Blicken wuchsen die Baureste gleichsam zu vollständigen, sinnvollen Gestaltungen zusammen. Man kann das ja befördern, indem man die Hacke und die Schippe nur noch an den als zwingend notwendig erkannten Punkten ansetzt und damit aufwendige Gesamtfreilegungen erspart. Auf der anderen Seite war Koldewey nicht zu bewegen, etwas als gesichert zu zeichnen, was nicht sichtbar ausgegraben vorlag, und hatte deswegen mit dem Grabungsleiter manchen Strauß auszufechten. Gegebene Möglichkeiten hat er hingegen bereitwillig eingetragen und als solche kenntlich gemacht. Aufschlußreich wird für Aufbau und Ergänzung alles, was das Architektenauge noch über die „Steingerechtigkeit“ hinaus wahrgenommen und verzeichnet hat: Balkenlagen, Vertiefungen, Erhöhungen, die bei schematischen Plänen meist unter den Tisch fallen. Wie ein plastisches Modell liegt die Burg von Scham'al, die wir in Abb. 9 wiedergeben können, als Federzeichnung Koldeweys vor uns. Er verzichtete auf die bequeme Kavalierverspektive, die Nichtkünstler anwenden, wenn sie sich um die echte Perspektive drücken, indem sie die „Maßgerechtigkeit“ vorschützen. Künstler wie Niemann und Chipiez haben gewußt, weshalb sie die echte Per-



Abb. 10. Sendschirli, Hilani III in der Burg

spektive wählten, und so auch Koldewey. Der heutige Mensch erhält nur durch sie die gewünschte Plastizität vermittelt. Wir können nicht plötzlich mittelalterliche oder ägyptische Raumbildmethoden aufleben lassen, für die unser Bewußtsein das Organ eingebüßt hat. So möchten wir auch die Kavalierverspektive ablehnen, weil wir keine abstrakt-geometrische Konstruktion an die Stelle der richtigen plastischen Wirkungen gesetzt sehen wollen.

Für die Art, wie Koldewey ergänzt, diene Abb. 10 als ein Beispiel, eine Darstellung der Front des Hilani III. Er ergänzte nicht gern und wollte alles, was man nicht belegen und beweisen kann, am liebsten fortlassen oder wenigstens äußerst luftig und unbestimmt behandelt wissen. Er gibt daher nur das Notwendigste für den Zusammenhang an und übt die schöne „Kunst des Weglassens“, der im Literarischen die „Kunst des Verschweigens“ entspricht, welcher aber auch zu der Lichtfülle führen kann, die eine Strichzeichnung im Buchdruck so wertvoll macht.

Hier in Sendschirli kam Koldewey mit der monumentalen Baukunst des Orients in Berührung. Surghul und El Hibba hatten sie ihm nicht nahegebracht. Stadttore, Burg-

tore, Paläste und Tempel lehrten ihn Gestaltungen von Baugedanken ganz anderer Art kennen, als der Westen sie bot. Die Palast- und Tempelform des Hilani, ein Gebäudetypus, der sich von Syrien über Nordmesopotamien bis nach Assyrien hinüber vorgefunden hat, trat erstmalig ins Bewußtsein der Forschung. Koldewey hat sich damit selbstverständlich und weit ausholend in der Veröffentlichung der Ausgrabungen in Sendschirli II auseinandergesetzt. Er sah das Hilani sich entwickeln aus dem doppeltürmigen orientalischen Stadttor mit dem Querraum und dann gelangen bis zu dem gewaltigen vielsäuligen Apadana der achämenidischen Perserkönige. Im allgemeinen sind seine Ausführungen noch heute anerkannt, im einzelnen ergaben sich durch neue Funde und Überlegungen Modifikationen. Der Gedanke „Tor“, der dem Palaste des Fürsten wie dem Tempel des Stadtgottes und dann eines jeden Gottes zugrunde liegen kann, hat ja auch für uns noch Überzeugungskraft, wenn wir bedenken, daß der Fürst als Priesterfürst und Stellvertreter des Gottes aus dem „Inneren“ seiner Wohnung mit dem „Außen“ seiner Untertanen rechtsprechend, regierend durch ein Tor in Verbindung kommen muß, und daß der Gott aus seinem Gottesreiche durch ein Tor in die Erden- und Menschenwelt eintritt, um sich zu manifestieren.

Es mangelt an Beweisen, welches der noch von Koldewey mitausgegrabenen drei Hilani ein Tempel sein muß. Hilani II und III haben fast identischen Grundriß, Hilani I, als das „Alte Hilani“ bezeichnet, ist vom Assyrer überbaut, also absichtlich aus Gründen sympathetischer Magie zerstört und zum Verschwinden gebracht. Es hat einen einfacheren Grundriß und steht dem Tortypus in größter

Monumentalität am nächsten. Überdies bildet es, wie wir oben schon sagten, die Mitte der Stadt und sein einer kleiner „Adyton“-Raum, als vermutlicher Standort des Kultbildes, den Mittelpunkt des Stadtkreises. Dies ist der innere Grund, weshalb wir Hilani I für den Tempel halten möchten.

Koldewey war sich des Neuen, das er hier vorzulegen hatte, voll bewußt. Seine Einleitung, II, S. 103 beginnt er mit den Worten: „Der Betrachtung und Beschreibung der einzelnen Baudenkmäler von Sindschirli muß ich eine kurze Behandlung der Bauelemente voraufgehen lassen, damit man zuerst im Allgemeinen erfahre, in welcher Art und Weise hier Gebäudemauern, Fundamente und dergleichen hergestellt zu werden pflegten. Dabei ist vieles, wenn nicht alles neu und von bisher Bekanntem abweichend.

Der ganze Kulturkreis, dem diese Werke angehören, hier zum ersten Male gründlich erforscht, sondert sich durch entschiedene Eigenart von denjenigen des Ostens wie des Westens. Nur selten können wir an Ähnliches erinnern; auch das liegt weit ab: Im Osten Assyrien und Babylonien, im Westen allenfalls Troja.“

Alle seine Betrachtungen und Beschreibungen halten sich auf der Höhe vollkommener Sachlichkeit. Das Wörtchen „ich“ ist beinahe ängstlich vermieden. Wir fühlen uns von sicherer Hand geführt, hier, wie in den Zeichnungen.

An der fünften und letzten Ausgrabungskampagne von 1902 war Koldewey nicht mehr beteiligt; er hatte die Leitung der Ausgrabung von Babylon schon 1898 über-

nommen. Der am nächsten Betroffene, v. Luschan, hat das Ausscheiden lebhaft bedauert; denn diese letzte Kampagne war wieder überreich an Architekturergebnissen. Gustav Jacoby bemühte sich, die Stelle Koldeweys einzunehmen, konnte aber die Höhe der Darstellungskunst nicht erreichen. Das lehrt Band IV der Ausgrabungen in Sendschirli, in dem Jacoby seine Aufgabe tüchtig zu bewältigen gesucht hat.

Von den vielen Begebenheiten des Ausgräberlebens in Sendschirli ergibt sich aus den „Briefen“ nichts. Aber Koldewey wie beide v. Luschans haben gern davon erzählt, und davon sei hier einiges wiedergegeben.

Das Convivium von Sendschirli war durch die Anwesenheit und aktive Teilnahme der Frau Emma von Luschan, geb. von Hochstetter, auf einen ganz anderen Ton gestimmt als das von Assos oder von Surghul. Koldewey, der später nach dem Satze verfuhr: „Mulier taceat in excavationibus“, von seinen sehr viel jüngeren Assistenten oft gefragt, weshalb es nicht überall so gut wie in Sendschirli gehen sollte, die Frau zu beteiligen, antwortete immer ausweichend, das sei ein besonderer Fall gewesen. Damit wird er recht gehabt haben; die Frau von Luschan war als Österreicherin mit strotzender Gesundheit, herzlicher Geradheit und Offenheit begnadet, kannte keinerlei Beschwerlichkeiten und Mühseligkeiten und wußte das äußerst beschränkte Leben des Lagers behaglicher zu gestalten, als es die Männerwirtschaft würde zustande gebracht haben. Eine solche kleine Gemeinschaft recht disparater Charaktere zusammenzuhalten und reibungslos wirken zu lassen, fällt einer so geschickten Frau vielleicht nicht so schwer wie einem männlichen Leiter.

Außer dem eigenen Gatten und Koldewey, beiden schon eigenwilligen Persönlichkeiten, kamen da hinzu als Philologe und Schriftforscher der Freiburger Professor Julius Euting und der Prähistoriker Hubert Schmidt, der schon an Troja mitgearbeitet hatte. Und ferner als Volontär der Dichter und Schriftsteller Eduard Stucken, der sich die Teilnahme durch einen größeren Beitrag zu den Grabungskosten erkaufte hatte.

Von dem Dichter, dessen Dramen später in Deutschland Bedeutung erlangt haben, kursierten köstliche kleine Anekdoten, z. B. wie er zum Besuch eines befreundeten Häuptlings im 'Amk über Nacht ausgeritten war, dort duftende Veilchen fand, die er beim Rückritt nicht aus der Hand legte und dann nur noch den kleinen Finger der zügel führenden Linken übrig hatte, um den bei seinen Wirten liegengelassenen einen Pantoffel anzuhängen, den die Guten ihm im Laufschrift nachgebracht. So — Veilchen rechts, Pantoffel links — kam er nach mehreren Stunden Ritt ins Lager auf Sendschirli. — In lyrischen Versen besang er die Schönheit des Kurdenmädchens Gamr, was „Vollmond“ heißt und dem Gesichtchen des Kindes gut entsprach. Nur mit der Sauberkeit desselben vertrug sich der Glanz der Vollmondscheibe schlecht. So schenkte ihr der Dichter zuerst ein Stück Seife und wandelte dann den Namen in Gamêr, was besser ins Versmaß paßte. — Da überdies das wirkliche Sternenzelt, astronomisch, astrologisch und astralmythologisch sein Interesse hatte, knüpfte man gern abendliche Gespräche über die ihm gut bekannte ferne Welt an, bis ihn die völlig überraschende Frage bestürzte: „Wie heißen doch die beiden Sterne, die gleichweit voneinander abstehen?“ —

Mit solch harmlosen Scherzen sind bei mangelnder Beleuchtung kurzweilige Stunden zu erzielen.

Luschans zählte den guten treuen Tscherkessen Hassan Bey durchaus mit zum Convivium. Sie waren mit ihm herzlich befreundet. Er ging für Luschans durchs Feuer und hat unzählige Unbilden von ihnen und Koldewey abgewehrt, dem er in gleicher Weise zugetan war. Diese Tscherkessen verfügen gemeinhin über vergleichsweise gewaltige Körperkräfte, haben ein ausgeprägtes Stammesbewußtsein und genießen den Ruf, gefährlich zu sein, wenn sie gereizt werden, auch wenn ihre Stammesgenossen fern sind. Ihre Tracht: die engen querfaltigen Hosen, der lange schwarze Rock, der oft mit Patronentäschchen besetzt ist, und die dunkle Filzkappe unterscheiden sie von Arabern, Kurden und Armeniern. Sie halten auf gute Bewaffnung. Bei einer Ausgrabungsexpedition ist eine solche Autorität für den Europäer unbezahlbar. Sie vermittelte zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen den türkischen Lokalbehörden und den Europäern, zwischen Händlern und Einkäufern und übte zugleich eine scharfe Polizei und Kontrolle in der Grabung aus, in der sich leicht Diebstahlchen und Veruntreuungen einschleichen. Pompös auftretenden Händlern aus der Umgegend paßte er scharf auf die Finger, denn damals begann der Antikenhandel aufzublühen. Nichts freute ihn mehr, als wenn er einmal eines von „diesen Schweinen“ in flagranti ertappen und abführen lassen konnte. Hassan Bey habe ich noch in Berlin-Südende kennengelernt, als er bei v. Luschans zu Gast war. Es war wirklich ein Vergnügen, zu sehen, wie gut er sich in die ihm so vollkommen fremde deutsche Welt einpaßte und wie gut sein rein indogerman-

nisches Gesicht unter die deutschen Gesichter zu gehören schien. — Auch das war vielleicht ein Sonderfall, den Koldewey nicht als Analogie gelten lassen wollte. Wir haben es ihm zufolge vermieden, intelligente Eingeborene, z. B. Araber, mit nach Deutschland zu bringen. Dies ist von anderen als uns Ausgräbern ja mehrfach, und bisweilen aus einer Zwangslage heraus, getan worden, wird aber wohl meistens wenig befriedigend für beide Teile ausgegangen sein.

Bei einem Erlebnis, das Koldewey mit dem kurdischen Ausgrabungswächter hatte, wäre er ohne Hassan Bey kaum mit dem Leben davongekommen. Koldewey wollte mit Hassan Bey kontrollieren, ob der Wächter nächstens auch wirklich wachte. Sie trafen ihn draußen, seine lange Flinte neben sich, zusammengerollt schlafend, griffen seine Flinte und im nächsten Moment krallte sich die freie Hand des Wächters Koldewey um die Kehle und machte ihn wehrlos. Hassan sprang zu und beide hatten ihre Not, den wild Gewordenen in der Dunkelheit zu besänftigen und aufzuklären. Erfahrung: Schlafen auf Posten gehörte dort nicht zu den *crimina laesae disciplinae*.

Felix v. Luschan, der Arzt, hatte während der Grabung eine große Praxis, zu der von weither die Patienten strömten. Frau v. Luschan, als seine Assistentin, behielt kaum Zeit, für die Wirtschaft der Expedition zu sorgen. Diese tapfere Frau hat dann ihren Mann auf allen seinen Reisen um den Erdball begleitet. Sie war nach seinem Tode, 1924, wie entwurzelt. — Auch Koldewey, der sonst Unverwüstliche, gehörte einmal zu den Patienten. Das war in Alexandrette, wo ihn das perniziöse Fieber niedergeworfen hatte und zum Glück v. Luschan dazu kam, als

er schon im Delirium lag. Dem Arzte verdankte er sein Leben. Es war das Schwarzwasserfieber der Kurden von Sendschirli.

Häufig kamen Schlangenbisse vor. An gewissen Wassergräben sprangen, wenn man an ihnen entlang ging, Schlangen wie die Frösche ins Wasser, eine nach der anderen. Und sie galten als giftig. Ein Kurdenjunge, den eine Schlange in den Daumen gebissen hatte, lief ins Lager, ergriff ein Beil und hackte sich auf dem Hackstock kurzerhand den Daumen ab. Er wurde allgemein bewundert.

Für das Wohl der Expeditionsmitglieder wußten v. Luschans zu sorgen. Das Lager auf der Höhe des Burgügels sah auf die Kurdenhütten am Hügelrande herunter. Diese hatten für sich den besseren Windschutz am Abhang. Oben piff der Wind, wenn er wollte, gewaltig, jedoch auch reinere Luft wehte oben. Gegen den Regen boten die Bretterbaracken einheimischer Machart keinen ganz vollwertigen Schutz. Koldewey leitete mit Zeichentisch ab, und jeder half sich auf seine Art. —

Zur Expedition gehörte bei einer der Kampagnen Professor Euting aus Freiburg, der beste Kenner semitischer Schriften und berühmte Arabienreisende, den man morgens beim Aufwachen echt schwäbisch rufen hörte: „Ach, Du liebs Herrgöttle, wie hascht Du Dei Eitingle so faul erschaffen!“ Die Stimmung, die er in den wissenschaftlichen Ernst der Ausgräbergesellschaft brachte, kann schon diese köstliche kleine Angewohnheit illustrieren. Saß man aber nach getaner Arbeit beisammen, so war er mit seinen Reiseabenteuern der Unterhaltsamste, und Koldewey ver-

stand es gut, ihn immer weiter zu reizen, bis schließlich folgende kleine Geschichte dem Faß den Boden ausschlug: Er sei damals, als er nach Hail ging, als Araber verkleidet, dürr und zäh „auf Draht“ gewesen und ein fester Turner. Dem Emir von Hail, Ibn Reschíd, habe er von unserer deutschen Turnerei vorrenommiert und mußte die Riesenwelle genau beschreiben. Der Emir glaubte ihm nicht und befahl, man solle ein Reck herrichten, und der Gast müsse die Riesenwelle vormachen. Nun habe er, Euting, zwei alte Palmbäume ausgewählt und eine „junge Palme“ als Reckstange bestellt; die sei an den beiden alten befestigt worden, und er habe da eine glänzende Welle vorexerziert. Koldewey pflegte die Geschichte später zu beschließen: „Seitdem glaubten wir dem Eitingle nichts mehr von seinen arabischen Jägerpistolen“, den anderen war nichts aufgefallen, weil sie noch keine „jungen Palmen“ gesehen hatten, die nämlich von der Wurzel an ebenso dick sind wie die alten, ebenso knubbelich und stachelich, mit den Händen also gar nicht zu fassen. Eutings Schwung hinzugedacht, gab ein liebliches Bild!

Topographisch hat Koldewey auch im Amanus-Gebiet mitgearbeitet. Das Material ist wiederum von Heinrich Kiepert zu einer kleinen Karte verarbeitet, die dem I. Band der „Ausgrabungen von Sendschirli“ beigegeben wurde. Auf einem Marsch über das Gebirge nach Missis und Adana fand die Begegnung mit den Trappisten statt, die hoch oben ein Kloster haben. Der leitende Abt war ein hochgebildeter Mann, und das Gelübde des Schweigens wurde dort streng gehalten. Koldewey hat es immer ernst genommen und niemals darüber gespottet, was er sonst aus

triftigem Anlaß so gern tat, wenn auch niemals in verletzender Weise.

Die Freundschaft mit v. Luschans blieb Koldewey bis ans Lebensende erhalten. Mehrere Male konnte er eine Erholungszeit in dem schönen Hause am Millstätter See in Kärnten verbringen, das v. Luschans seit ihrer Hochzeit innehatten. Ein älterer Architektenfreund von Kleinasien her, Niemann, hatte es ihnen hart am Ufer des schönen Wassers gebaut. Ich genoß die Gastlichkeit dieses Hauses vor und nach dem Ableben beider Männer mehrfach, um sagen zu können, wie wohl man sich fühlte angesichts der Kärntner Berge und des klaren fischreichen Sees, der mit vielen ethnographischen Dingen geschmückten Räume, nicht zuletzt der rührenden Fürsorge der Gastgeber für ihre Gäste und der immer anregenden Gespräche mit ihnen. Wir nannten das Haus gern ein Sanatorium Leibes und der Seele. Es gab dort ein „Koldewey-Zimmer“ im obersten Giebel; das hatte den weitesten und schönsten Blick.

## SIZILIEN UND UNTERITALIEN

1892 und 1893

Äußerlich betrachtet gleicht das Leben Koldeweys in seinem vierten Jahrzehnt, genauer genommen, in seinem fünften und sechsten Jahrsiebt, einem gewaltigen Hin- und Hergeworfenwerden zwischen der Heimat, Kleinasien, Mesopotamien, wieder Kleinasien, Syrien, Italien, Sizilien und wieder Heimat. Es war gewiß keine reibungslose Beweglichkeit. Der Kampf um die Existenzmöglichkeit des Außenseiters spielte hinein, und erst beim Übergang in das siebente Jahrsiebt trat eine gewisse Stabilisierung ein. Innerlich gesehen war durch solche äußere Erfahrung längst der seelische und geistige Ausgleich, aber keineswegs der Stillstand eingetreten, die eigene Aufgabe längst erkannt und energisch in die Hand genommen. In einem Briefe an Puchstein beschreibt sich Koldewey selbst wohl am treffendsten, als ihn der Freund mahnte, praktischer zu entscheiden: „Sehen Sie mal, ein jeder behandelt seine Angelegenheiten anders als der andere, und Sie mögen ja ganz recht haben, wenn Sie sagen, da und da und da hätte ich unpraktisch gehandelt; ich bin nicht der Meinung, sondern ich habe bei solchen Gelegenheiten gar keine Wahl, so oder so zu handeln — ich habe in mir jemanden sitzen, der immer sagt: So, Koldewey, jetzt kannst Du nur das und das tun — alles andere ist mir dann einerlei.“ (Briefe S. 72.) Er kannte also das, was der eine sein „Daimonion“, der andere einfach sein höheres Selbst nennt. Illusionen sich hinzugeben ließ es vermöge seines scharfen Denkens schon gewohnheitsgemäß nicht zu. Für manche schuf es ihn zu einem unbequemen Partner

und Gegner, für die Freunde aber gerade zum zuverlässigsten Freunde.

Die Freundschaft mit Otto Puchstein haben wir schon oben, S. 15, zu charakterisieren versucht. C. Schuchhardt schildert sie in ergötzlicher Weise „Briefe“ S. VI: „Puchstein, der große schwerfällige Pommer, reizt den beweglichen sanguinischen Koldewey ständig zu Plänkeleien. Koldewey umhüpft ihn, stichelt von dieser und jener Seite und sucht ihn durch Ohrzwicker und Nasenstüber in Bewegung zu bringen. ‚Mal hatte er mir eine Stange Siegelack an den Kopf geworfen, so hatte ich ihn geärgert‘, sagte mir Koldewey.“

Die erste Bekanntschaft zwischen beiden reicht weit zurück, mindestens vor das Sendschirli-Unternehmen, an dem Puchstein zwar nicht unmittelbar, aber durch seine Kommagene-Expeditionen verbunden ist. Er war mit Sester als Erster auf den Nimrud Dagh gekommen und hatte dort das Tumulusgrab kommagenischer Herrscher mit seinen merkwürdigen Skulpturen entdeckt; dann bei einer zweiten Expedition mit Humann und Winter brachte er Abgüsse und Aufnahmen mit und berührte auf dem Rückmarsch Sendschirli, sah dort die Torskulpturen und betrieb mit v. Luschan und Humann das Zustandekommen der Ausgrabung, von der wir oben, S. 51 ff., zu sprechen hatten. In der Heimat fanden Koldewey und Puchstein die Berührung auf archäologischem Gebiet. Beide „siegten sich zu ihrem Stern“, auf dem Wege ihrer Leistungen. Die Koldeweys kennen wir bereits. Puchstein hatte vor allem die Anordnung der Friese von Pergamon gefunden, um die sich viele vergeblich bemühten. Wir meinen diese Sterne, wie sonne- und erdnahe Planeten, bald in Kon-

junktion, bald in Opposition mit nicht allzu langen Phasen beobachten zu können und blicken von unserem aus auf die Sternenbahnen. Bei Konjunktionen kann es geschehen, daß beide Wandelsterne in größter Erdnähe oder größter Erdferne oder der eine nahe-, der andere ferne stehend, also in ihrem größten Weltraumabstand scheinbar sich nähern. In diesem Gleichnis verbirgt sich das Geheimnis des Verhaltens solcher Dioskuren zueinander. Tun wir es mit den Worten „Freundschaft“, „Kameradschaft“, „Abkühlung“ ab, so ist damit nur der Anschein bezeichnet. Wie am Himmel die Wandelsternläufe, so erscheint uns das Paar der Lebensläufe räumlich und geistig genähert, z. B. in den so nahe beieinanderliegenden Arbeitsgebieten Nimrud Dagh und Sendschirli, in die beider Schicksale hineingeführt hatten. Bei Puchstein wie bei Koldewey ist ja der Orient in wichtigen Lebensabschnitten bedeutsam geworden. Puchstein erhielt später die Leitung der Ausgrabung der Hethiterhauptstadt Hattusas (Boghazköy) in Zentralkleinasien und die der Freilegung der Tempel von Baalbek in Syrien. Koldewey kam, wie wir sahen, nach Surghul und El Hibba, nach Sendschirli und zur Leitung der großen Ausgrabung von Babylon. In Baalbek wandelte Puchstein sogar auf Koldeweys Spur, wie wir noch sehen werden. Hier bewegten sich ihre Bahnen aber doch in großer Ferne, und Koldewey hat oft geklagt, wie schade es sei, den Freund im Osten nicht auch zu sinnvoller Aussprache bei sich zu haben, wie im Westen. Die engen „Konjunktionen“ fanden im Westen statt: die beiden Sizilienreisen und dann wohl auch die einzelnen wichtigen Treffen in Deutschland, als Puchstein fördernd eingreifen konnte, damit der Lebensstrom Koldeweys in der so

wenig fördersamen Heimatatmosphäre nicht versandete. Den Ehrendoktorhut von Freiburg erhielt Koldewey durch Vorschlag und Wirken Puchsteins als Freiburger Professor, und die einigermaßen auskömmliche, wenn auch sonst so langweilige Stellung als Lehrer und Oberlehrer an der Baugewerkschule in Görlitz war wiederum durch Puchstein vermittelt, der dazu über das Archäologische Institut die Möglichkeit hatte. Puchstein war es, der „die ganze Geschichte“, nämlich die Aufnahmen der sizilischen Tempel aufgebracht und durchgesetzt hatte; das gibt Koldewey neidlos zu. Einen guten, vielleicht den besten Teil dieses Sternenganges lehren uns die köstlichen Briefe, die zwischen den Freunden gewechselt und von Koldewey an den Hamburger Kreis geschrieben wurden.

Die beiden sizilianischen Reisen sind gleichsam mit Sendschärli verschränkt, als sollten Orient und Okzident sich die Hände reichen. Die Insel Sizilien ist dafür mehr als Symbol. Die Freunde waren hier zwar dem hellenischen Geiste nahe, spürten aber oft genug das Orientalische der jetzigen Bevölkerung und mancher antiken Reste. — Hamburg spielt herein. Der dortige Ingenieur- und Architektenverein und der Verein für Kunst und Wissenschaft übernahmen einen Teil der Kosten der Reise, während den anderen Teil die preußische Regierung zuschoß. Beide Freunde waren einmütig in der Forderung, antike Architektur müsse sorgfältiger aufgenommen und untersucht werden als bisher. Die Blender blendeten sie beide nicht. Es gab Prachtwerke über griechische Monumentalbauten, aber sie stimmten nicht. Als die sizilischen und unteritalischen Tempel aufgenommen und mit vollem Erfolg herausgebracht waren, hat Koldewey oft ge-

sagt, nun müßten die Tempel in Hellas an die Reihe kommen, denen täte eine richtige Aufnahme not. Seine Forderung ist bis heute noch nicht ganz erfüllt. Seit Koldewey's Arbeit in Assos wissen wir jetzt, was die Forderung meint: nicht bloß die noch fehlende „Steingerechtigkeit“ der Aufnahmen, sondern eine neue lebendige Auswertung und Darstellung in der Art, wie sie dann das 1899 erschienene große Werk gegeben hat: Die griechischen Tempel in Unteritalien und Sizilien von Robert Koldewey und Otto Puchstein, 2 Bände groß 2<sup>o</sup>.

Die Hamburger waren nicht bloß an den Tempeln, sondern auch an den Hafenbauten und an den Befestigungen interessiert, Dingen, an denen Koldewey selbst schon immer seine Freude gehabt hat. (Briefe S. 73, 74.) Lichtwark hob das beim Erscheinen der Berichte im Hamburger Correspondenten besonders hervor. Den Löwenanteil behalten jedoch die großen Kultstätten, die Tempel. Eine überraschende Fülle neuer Erkenntnisse setzte die wissenschaftliche Welt in Erstaunen.

Die erste Reise 1891/92 ging nach Segesta, Selinunt, Eryx, Palermo, Termini, Himera, Colesano, Castelnova, Cefalù, die zweite 1893 nach Tarent, Paestum, Salerno, Pompeji, Metapont, Kroton, Lokri, Reggio, Syrakus, Agrigent, hauptsächlich also nach Süditalien. Primavera in Siziliens großem Garten ist ja für viele ein Wunschtraum gewesen, Koldewey jedoch bekannt: „Mir ist im Ganzen eine alte Mauer lieber als ein blühender Mandelbaum — aber der Geschmack ist verschieden.“ Das ist eine Mischung von Ernst und Scherz. Ganz ernst wird er, wenn es ihn und Puchstein „einigermaßen überrascht, daß die bisherigen Publikationen so unzuverlässig sind, wie wir sie

gefunden haben“, und vor allem, wenn er aussagt: „Dagegen freue ich mich an Fugenschnitt, Quaderanordnung und Klammern und dergleichen, weil ich glaube, daß man an solchen Dingen erst sieht, mit welcher Liebe und Sorgfalt ein Tempel gebaut ist.“ Es kommt beiden Freunden der Zorn, wenn sie gewahr werden, daß die heutige Menschheit für solche Liebe und Sorgfalt kein Auge mehr hat, auch die Vertreter der Wissenschaft nicht, die dazu berufen wären. Für sich allein würde eine solche Erkenntnis noch nicht viel bedeuten. Erst wenn man sich bewußt machen kann, was für ein starker kultischer Wille des Bauherrn und der Ausführenden und schließlich einer ganzen Stadt- oder Volksgemeinschaft dahintergestanden hat, wird man dem Sinn der vielleicht bewunderten und ästhetisch schön gefundenen Bauwerke, wie eines jedes Kunstwerkes nähergekommen sein. Und erst dann wird man an der Pforte der uns heute noch so sehr versperreten anderen Welt stehen, aus der die überwältigenden Formkräfte einst auf die schaffenden Menschen überströmten.

Koldewey und Puchstein hatten ganz gewiß recht, daß sie sich eines jeden Bausteines und Baugliedes der Ruinen annahmen: kein Differential ist für das vollständige Integral zu entbehren, das so von Maß und Zahl regiert wird, wie der griechische Tempel. Eine weiterdringende Forderung wird von dem so gesicherten Boden aus es wagen dürfen, die eigentliche Harmonie der Bauten, die in der Götterwelt verankerte, aufzusuchen und in künftigen Zeiten darzustellen, in welcher Form vergangene Völker und Zeiten sich der Götterwelt verbanden. Einer der dafür möglichen Wege ist damit jedenfalls beschritten. Es ist

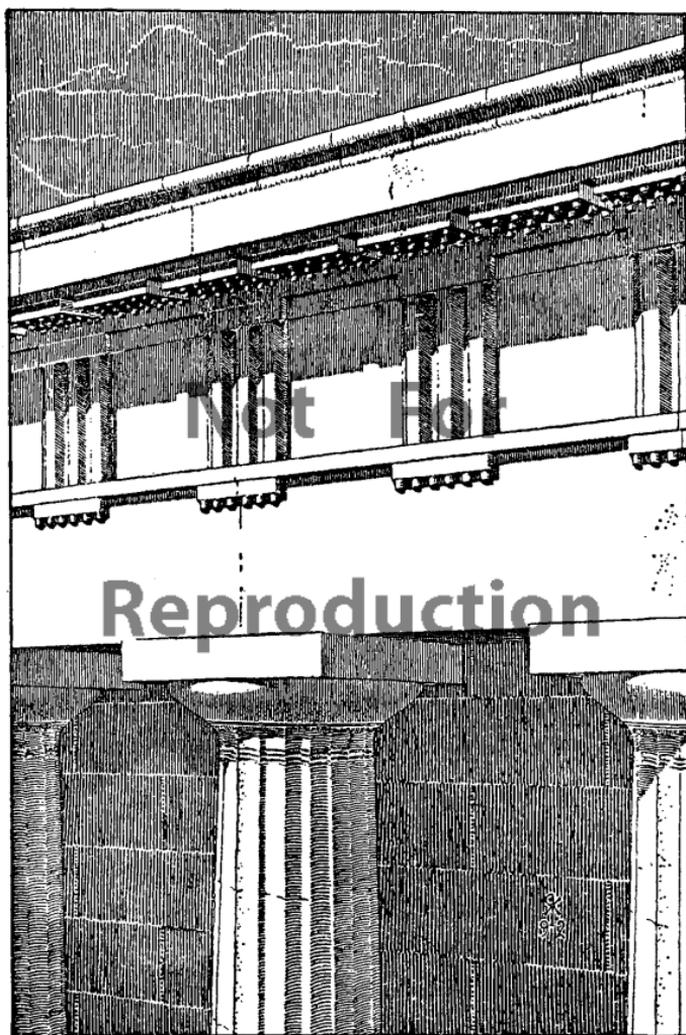


Abb. 11. Selinús, Gebälk von Tempel A, Zeichnung von Koldewey

der vom Greifbar-Sichtbar-Meßbaren ausgehende, der allmählich zu einer Ausbildung und Ausweitung der Sinnesorgane und der Seelenkräfte führen kann. Er ist für

unsere vom Materialismus und Rationalismus des XIX. Jahrhunderts herkommende und bedingte Forschungsweise vorerst wohl noch der gangbarere, so lange, als er nicht von dem anderen aus der Tiefenschau kommenden abgelöst werden kann. Dies soll keine Kritik an dem Schaffen der beiden Freunde wie aller anderen ernstesten Forscher ihrer (und auch unserer) Zeit sein, sondern nur ein Versuch, die Lage zu umreißen.

Wer Gelegenheit hat, in einer Bibliothek den großen Folianten der „Griechischen Tempel“ zur Hand zu nehmen, in dem Koldewey und Puchstein die Ergebnisse der glücklichen gemeinsamen Arbeitszeit in Zeichnungen und Beschreibungen niedergelegt haben, der kann nur Freude erleben. Die sonst für den Laien so „ledernen“ Grundrisse sind hier gleichsam zu lebendig gegliederten Landschaften geworden, in denen man das jetzige Antlitz des Bauwerks mit allen Runzeln und Falten seines Alterns wiederfindet und sich gar nicht wundert, auch Höhen, Längen, Breiten in Zahlen verzeichnet zu finden. Das Historische dazu hat Puchstein, das Architektonisch-Systematische Koldewey zusammengetragen und meisterhaft aufgeschrieben. Die Schönheiten der Einzelsäulen, der aufgehenden und der ergänzenden Teile sprühen im südlichen Lichte, man möchte sagen klassisches Leben aus, wenn Koldeweys Feder, die „weglassende“, den Schatten meistert. Unsere Abbildungen 11, 12 werden dies erkennen lassen. Der Brief vom 20. Oktober 1898 (Briefe S. 32 f) glüht vor Freude über das gelungene Erscheinen des großen Werkes und vor Überzeugung, daß das Geschaffte gut ist: „Auf unserem Scheffel ist Raum genug für zwei Lichter, wir wollen keins davon darunter stellen!“ Damit auch der

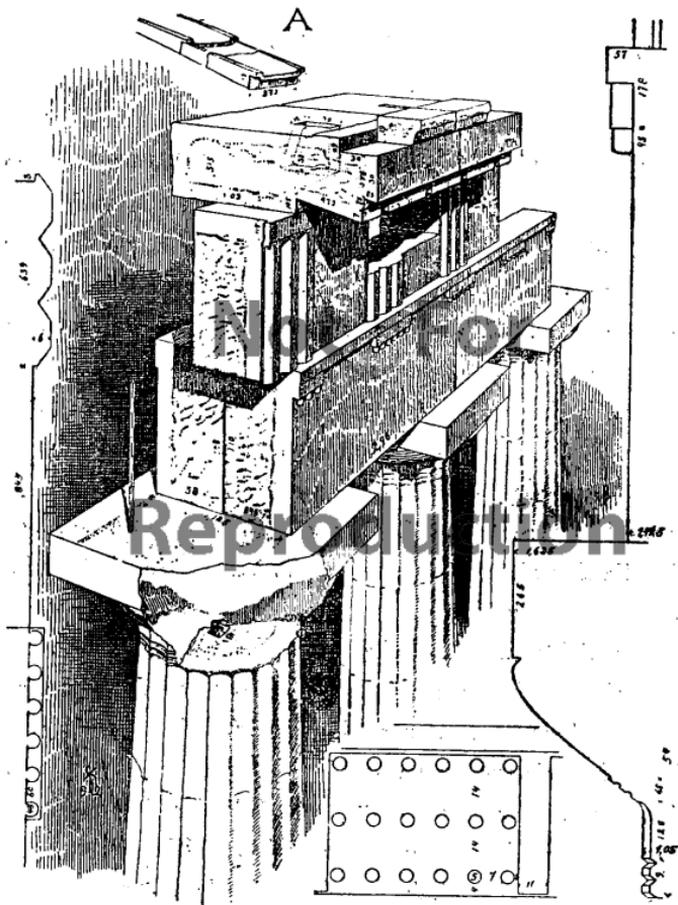


Abb. 12. Selinós, Gebälkkonstruktion des Tempels A  
 Zeichnung von Koldewey

Schalk zu Worte komme, malt er die künftigen Ehrungen für die Verfasser aus und „Derweilen sitzen wir im Himmel, jeder in seinem Separatempel, und reiben uns vergnügt die Hände, oder besser in einem Dioskurium, wo wir uns ja auch die Hände reiben können, und schauen überlegen lächelnd auf die Epigonen.“

GÖRLITZ  
1895—1898

**M**an muß sich gegenwärtig halten, daß zwischen den Reisen und dem Erscheinen des Werkes sechs arbeitsreiche Jahre beider Männer lagen, die durch neue Pflichten immer wieder abgelenkt wurden, sich gegenseitig zur Arbeit an den Tempeln anstacheln mußten und das auch ausgiebig mit groben und scherzhaften Schimpfkaskaden in den Briefen aus dieser Zeit getan haben. Bei Koldewey war nicht nur die 4. Sendschirli-Kampagne von 1894 dazwischengekommen, auch die leidenvolle Lehrerzeit in Görlitz von 1895—1898 schob sich ein, die ihm alles andere als ein flottes Weiterschaffen im Bereiche seiner Neigungen gestattete, sondern „eigentlich weiter nichts, als das liebe Leben fristen, recht wie ein Tagelöhner arbeiten für Geld und dieses verzehren, um zu leben und das Leben zum Gelderwerb und zum Zwecke des Lebenfristens zu verwenden. — Hat das Sinn oder Verstand oder sonst etwas?“ — Auch Puchstein war durch Lehrstuhl- und viele andere Pflichten nicht mehr Herr seiner Zeit. Schließlich ist aber gerade seiner Energie die ideale Drucklegung zu danken, die Koldewey beim Erscheinen so außerordentlich begeisterte. Überdies rührte sich Puchsteins Hand für den Freund, als die Berliner Museen und ihr Generaldirektor, der Archäologe Richard Schöne, zuerst die mesopotamische Vorexpedition 1897/98 und schließlich die Ausgrabung von Babylon zuwege brachten.

Auch die Reise zu Bacon nach Boston fiel in die Görlitzer Zeit. Koldewey hat diese willkommenen Unterbre-

chungen weidlich ausgekostet, um danach im Görlitzer Joch desto mehr zu seufzen.

Es ist wohl nicht schwer, nachzuempfinden, was einer so freien Seele mit dem Leben in der etwas muffigen Kleinstadtmosphäre angetan wurde. Das biedere Bauhandwerk, das auf der Baugewerkschule herangezüchtet wurde, wollte ja gar nicht zu den Höhen der Baukunst aufsteigen, von denen Koldewey aus seinen bisherigen Lebensjahren herabkam. Ein Koldeweyscher Aphorismus (Briefe S. 172): „Der Architekt ist ein unglückliches Mittelglied zwischen Studiertem und Künstler“ ist vielleicht auf so sich nennende Zöglinge jener Schule gemünzt, paßt aber auf manche Hochschüler ebenfalls. Auf den wirklichen Architekten, den Baukünstler, paßt er gewiß nicht. — Nicht die Schüler bloß, auch die Lehrer und sogar der Direktor, obwohl er 4 Jahre (noch während der Assos-Zeit Koldeweys) in Pergamon mitgearbeitet hatte, harmonierten nicht mit dem lebensprühenden Wesen, das da in ihre Mitte hereingeschneit kam und sich vor ihrer tötenden Ode verkapseln mußte. Wirklich komische Szenen stehen auf: der zu fester Institution gewordene Stammtisch, an dem die Honoratioren in geheiligter Sitzordnung ihre „Räuberpistolen“ zu verzapfen suchten. Es reizte Koldewey, sie zu übertrumpfen durch renommierte Stückchen von unerhörten orientalischen Hitze-graden im Zeltleben und von Mauserpistolenschießkunststückchen. Der alte Forstmeister a. D. saß steif dabei, nahm die Pfeife aus dem Munde, um ein kurzes: „Na, na!“ auszustoßen, wenn's gar zu toll kam. Daß man hartgekochte Eier bekam, wenn man sie 5 Minuten aus der Zelttür in die Sonne hielt, und mit der Mauserpistole

topographisch genaue Messungen über mehr als 1000 m „einschießen“ konnte, nahm er von Koldewey noch als glaubwürdig entgegen, daß es in Hamburg aber Segelschiffe mit sechs Masten gäbe, quittierte er mit dem mißbilligenden: „Na, na!“ — Entsetzen mischte sich in Koldeweys Schilderungen der Lehrerkonferenzen, denen der Direktor vermittelnd vorsah: „Irren ist menschlich, selbst Ich irre ja — bisweilen!“ — und die Raub an seiner Zeit waren. Die Erfahrungen mit den Schülern sind meist recht betrüblich. „Sie vergossen nicht gern Schweiß“ und bohrten ihr Brett an der dünnsten Stelle, besonders in so „überflüssigen“ Dingen wie Kunst, deren Begriffe und Formen Koldewey ihnen beibringen sollte. „Hier ist es gleich imponierend langstielig“, quittiert er darüber nach der Ankunft aus Amerika. In einem Briefe aus Görlitz an Puchstein (S. 112) eine echt Koldeweysche Entscheidung: „Ich sehe die Zeit heranrücken, wo ich umziehen muß, meine Wohnung hier ist mir verkehrt; die Stube nebenan hat ein Kollege gemietet, den genieße ich nun also im Lehrzimmer täglich mehrmals, — dann bei Tische, denn er ißt mit mir in demselben Hotel an demselben Tisch, dann kann man sich auf der Straße kaum vorbeilaufen — man geht auf dasselbe Closett, und ich höre seine liebe Stimme des Morgens — des Abends — zu jeder Tageszeit nebenan mit der Wirtin quatschen — er ist eine der langweiligsten Persönlichkeiten, die ich jemals kennengelernt habe — und nun so dichte beieinander — ich fürchte Wahnsinn! Und diese Wohnung hatte mir wirklich gefallen und war mir angenehm geworden.“ Tatsächlich zog Koldewey zum nächsten Termin ins Nebenhaus zu einer verwitweten „Fru Pastern“, die fromm-gläubig allen

heidnischen Aberglauben ablehnte, sich aber doch gruselnd von ihrem neuen Mieter suggerieren ließ, das unbegreifliche Klappern im Kachelofen sei eine Ankündigung lieber Totengeister.

Freundliche Mitbürger, die sich liebevoll um seine Privatangelegenheiten sorgten, führte der Junggeselle auch wohl „hinters Licht“, indem er spät abends noch ausging, einen Verzweiflungsschoppen zu trinken, und am nächsten Morgen gemahnt wurde, seine Gesundheit zu schonen und nicht so tief in die Nacht hinein zu arbeiten. Die Lampe nämlich hatte er, sich die Hände reibend, zu Hause weiterbrennen lassen. — Auch den vielen Versuchen, ihn in den drei Jahren besten Mannesalters zu verhelichen, wußte er auszuweichen (Briefe S. 114): „Man verlangt und erwartet immer dringender, daß ich hier die alten Schachteln wegheirate.“ Ernster nimmt zu dieser Frage ein Aphorismus Stellung: „Wer seinen Wechsel einlösen kann im Leben, braucht nicht zu heiraten. Nur der Insolvente muß prolongieren — mittels seiner Kinder.“ Aber auch das ist noch von schalkhaftem Lächeln begleitete „Weisheit“. Noch tiefer wurde der Ernst, als er, viel später, die schwere Zukunft heraufsteigen sah, die im Kriege Wirklichkeit wurde, und etwa sagte: „Man kann es nicht verantworten, für solche kommende Zeiten Kinder in die Welt zu setzen, denn diese Welt ist schlecht und niederträchtig, zu 90% dumm, der Rest schlecht.“ Hier zeigte sich manchmal schopenhauerischer Pessimismus als das Gegenspiel zur „sonnigen Heiterkeit“. Und dieser Mensch war trotz allem Pessimismus über die Fernen fast abgöttisch verehrt und geliebt, eben wegen seiner herzlichen Heiterkeit. — In Görlitz hat man sich nicht entschlossen, Koldeweys Bild

aufzurichten neben dem des großen Sohnes der Stadt, Jakob Böhmes, des Schusters und philosophus teutonicus. Berühmt wurde der Ausgräber von Babylon ja erst, nachdem er Görlitz für immer den Rücken gekehrt hatte. Und wie geschmackvoll wäre seine Statue ausgefallen!

Dennoch haben wir allen Grund, der Stadt dafür dankbar zu sein, daß sie Koldewey in dieses gleichsam asketische Eremitentum gezwungen hat, denn das große Werk über die griechischen Tempel in Unteritalien und Sizilien kam eigentlich in der Stille der langweiligen Mauern von Görlitz zustande, trotz aller Hemmungen durch die Schule. Puchstein, die Triebfeder des ganzen Unternehmens, zog sich vor dieser Leistung bescheiden zurück, obwohl ihm alle die wertvollen archäologischen und historischen Beiträge im Text zu danken sind. Die Hunderte von Zeichnungen sind durchaus Koldeweys Tat, und in den Beschreibungen ist überall seine Feder zu spüren. Für alle Zeiten wird der große Schlußartikel über den griechischen Tempelbau in Unteritalien und Sizilien Gültigkeit behalten, der den Kult, die Kunstformen, die Grundrißeigenschaften, die Aufbauformen der Tempel, die Steintechnik, die Steinmetzarbeit, die Proportionen und die Chronologie behandelt: Immer gültig wegen der klaren wahrhaftigen Gliederung und der einfachen Darstellung.

Wir möchten auch die Puchstein zu verdankende, nach den Kolonien der Griechen gegliederte Anordnung der Tempel hervorheben, die ja bis auf den ionischen Tempel in Lokri und den korinthisch-dorischen in Paestum sämtlich der rein dorischen Ordnung angehören. Sie werden aufgeführt nach 1. den achäischen, 2. den chalkidischen und 3. den dorischen Kolonien und in folgender Reihen-

folge der Orte: 1. Paestum, Metapont, 2. Pompeji, Rhegion, Himera, 3. Tarent, Syrakus, Akrae, Kamarina, Tyndaris, Megara, Hyblaea, Selinus, Segesta, Gela, Akragas, Tauromenion.

Wir können hier auf Beispiele Koldeweyscher Zeichenkunst und neuer Erkenntnisse nur hinweisen: Auf den altertümlichen Neunsäuler (der sogenannten Basilika) in Paestum, der mit seiner „zweischiffigen“ Cella an Neandria in der Troas S. 46 erinnert. Der so lebendig wirkende Aufnahmegrundriß ist neben den schematischen gestellt. Vom altertümlichen Sechssäuler (dem sogenannten Ceres-Tempel) in Paestum wird uns ein dorisches Kapitell und die merkwürdige verkröpfte Giebelecke des Geisongesimses gezeigt, die von Koldewey und Puchstein unten in Fallage erst entdeckt und freigekratzt worden ist. Die ganze Arbeit ging ja ohne jegliche Ausgrabung vor sich. Hinweisen möchten wir auf das schön ergänzte, mit Kalymmatien verzierte Gebälk des Tempels C in Selinüs; auf die Ergänzung eines Seitenfrontteils vom ganz gewaltigen Zeus-Tempel in Akragas mit den merkwürdigen gebälktragenden Atlanten und Interkolumnienschranken; auf eine Ansicht vom sogenannten Juno-Tempel in Akragas; auf den so lebendig wirkenden Grundriß des Poseidon-Tempels in Paestum, der durch die Schattenlängen dem kundigen Auge sogleich die Höhen der erhaltenen Mauern und Säulen verrät; und schließlich auf den Stadtplan von Selinüs, der uns an Lesbos und Sindschirli erinnert als plastisches Antlitz der Situation.

VOREXPEDITION  
NACH MESOPOTAMIEN

1897/1898

Die Dramatik, mit der sich das Leben Koldeweys im nüchternen Rahmen der Görlitzer Jahre abspielen mußte, erreicht gegen deren Ende hin den Höhepunkt. Die Eignung zum seßhaften Beamten fehlte gänzlich. Immer wieder wird der Acteur aus dem geruhigen Berufsgang herausgeschleudert in die große, weite Welt. Und das entspricht auch durchaus seinen Wünschen. Doch geschieht es seinerseits nicht ohne scharfe Kritik. Er ist sich seines Wertes bewußt und will sich nicht herabdrücken lassen. Er verhandelt jetzt mit den „Mächten“ als mit seinesgleichen und stellt Bedingungen, die auch meistens angenommen werden, oder weiß zu reagieren, wenn sie nicht eingehalten werden.

Expeditionen, bei denen zwei oder mehrere selbstwillige Deutsche zusammengespannt werden, sind von vornherein labil hinsichtlich ihres Gelingens. Sie hängen ab von dem Glück des Zusammenstimmens der Teilnehmer. So gelang ja Assos durch die Harmonie mit Bacon, Sendschirli durch die mit v. Luschans, Unteritalien-Sizilien durch die mit Puchstein, und diese letztere steht durchaus an der Spitze Koldeweyscher Expeditionen. Man muß als Erlebender wie als Zuschauer der Güte des lenkenden Schicksals dankbar sein, wenn es sich so glättend und regelnd zwischen Menschenseelen einschiebt.

Die Vorexpedition nach Mesopotamien war von vornherein im Sinne Koldeweys weniger erfreulich und erfolg-

reich, führte aber doch zu seinem „Triumph“, da die Schicksalsgüte in einem Enderfolg zu Worte kam, den sich Koldewey selbst nicht hatte träumen lassen: Sie gab ihm die selbständige Leitung der großen Babylon-Ausgrabung in die Hand.

Bei der Einleitung der Vorexpedition konnte man diesen Ausgang noch nicht voraussehen, auch nicht, wie das Gespann Sachau-Koldewey wohl ziehen würde. Unter der Ägide der Königl. Museen und deren Generaldirektors Richard Schöne war das Unternehmen zustande gekommen. Es war also staatlich fundamementiert, und so redeten denn noch andere Autoritäten und Körperschaften hinein, die sich berufen und sachverständig hielten: Ministerium, Akademie, Universität, was der Sache teils dienlich war, teils sie hemmte. Man muß immer wieder betonen, welches Glück es war, daß Schöne bei allem das Heft in der Hand behielt, weil er die Sache überschaute und das praktische Interesse der Museen, als der objektiven Nutznießer, im Auge halten mußte und hielt.

Geheimrat Sachau, Professor und Direktor des orientalischen Seminars an der Berliner Universität, hatte man als „Kenner des Orients“ und Sprachsachverständigen zum Leiter der Expedition bestimmt. In jungen Jahren war er 1879 im Orient auf den Spuren syrisch-chaldäischer Texte gereist (Ed. Sachau, *Reise in Syrien und Mesopotamien*, Leipzig, Brockhaus 1883). Da Koldewey das Land von Surghul und dann von Sendschirli her schon kannte, vom Reisen daselbst auch mehr verstand als der etwas unpraktische gelehrte Mitreisende, entwickelten sich wohl sehr bald Spannungen, die zu entspannen Koldewey seinem ganzen Wesen nach keinerlei Neigung zeigte. Er

wußte dennoch zum Ziel zu kommen, und die Expedition brach nicht an seiner Intransigenz in Stücke, wie es bei anderen Zweierexpeditionen geschehen ist. Die Bequemlichkeit des etwas älteren Partners langweilte ihn, und mit Bedauern stellte Koldewey am Schlusse fest, er hätte gut das Doppelte sehen können, wenn er allein gewesen wäre. Wo möglich, trennte er sich zu Zeiten von der „langstieligen“ Karawane und ging eigene Wege in die Wüste, die dem Partner allzu beschwerlich waren. So hat er das hochinteressante Hatra gesehen, das wir später von Assur aus haben aufnehmen können. Auch in Tello war er allein, das doch durch de Sarzecs Statuenfunde Allgemeininteresse besaß.

Gleich als man in Basra den Fuß ans Land setzte, mußte sich Koldewey wundern, daß der Sprachgelehrte sich einen Bagdader Dragoman ans Ufer des Schatt el Arab bestellt hatte, der dann überall dabei sein und die Gespräche mit den Arabern führen mußte. Es war Jussuf Nelson, wie der Name schon sagt, ein halber Bagdader Christ, da sein Vater, ein ehrlicher alter holsteinischer Seemann, im Persischen Golf einmal Schiffbruch erlitten und eine Bagdader Christin gehehlicht hatte. Jussuf sprach daher ein leidliches Arabisch, ein schlechtes Englisch und kein Wort Deutsch, woraus sich allerhand Zeitverluste ergaben, weil sein Dienstherr vergaß, daß dieser Halbdeutsche nur Englisch verstand. Ubrigens ist Jussuf Nelson später in die Dienste der Babylon-Expedition getreten, wo er immerhin mehr zu tun fand, als einige Gespräche mit den Arabern zu übersetzen, sich aber arg dem Dattelschnaps ergab. Er ist am 8. April 1900 auf einer Reise nach Bagdad im Euphrat ertrunken.

Die Leitung der Vorexpedition bekam als der Ältere der Geheimrat, der auf philologischem Gebiete gewiß seine Verdienste hatte, aber von Ruinen leider gar nichts verstand. Zur Auswahl derselben für eine Ausgrabung konnte doch der Ausgräber allein kompetent sein. So war genug Grund zur Reibung da. Es genügte ja nicht zu sagen: Das und das ist eine hübsche große Ruine; von hier habe ich ein paar Säcke voll Scherben mitgebracht (die man nachher nur wegwarf). Koldewey umschritt den Ort, maß, zeichnete und berichtete: Die und die Ruine bedeckt so und so viele Hektar und ist so und so hoch; an der und der Stelle sah ich noch folgende Gegenstände, numerierte Proben lege ich vor. Er war auch nicht geneigt, eine wichtige Stätte links liegen zu lassen, weil der Marsch zu lang, der Proviant zu knapp, der Schlaf zu kurz, das Wetter zu naß, zu kalt, zu heiß geworden wäre. Da er aber nicht verfügen konnte, wurde ihm die Reise „langstielig“.

Den zweiten Teil der Reise machte der deutsche Wahlkonsul von Bagdad, Richarz, mit. Er fuhr kühn und waghalsig im Wagen mit eigenen Pferden durch das damals noch fahrstraßenlose Land, und es ergab sich, daß der bequeme reitunlustige Herr Geheimrat gern von der Einladung Gebrauch machte, in die Kalesche mit einzusteigen und fahrend sein Schläfchen zu halten. Koldewey hatte dafür natürlich nur ironische und scherzhafte Anmerkungen und machte sich seinem Partner unbeliebt. Man versteht seinen Stoßzeufzer gegenüber Puchstein (Briefe S. 122): „Ich vermisse auf dieser Reise sehr schmerzlich eine verständige sachliche Unterhaltung, wie wir sie in Sizilien geführt haben. Hier werden die Abende mit politischer Kannegießerei und moderner Literatur totgeschla-

gen. Ich tröste mich mit einigen neuen Ideenbereicherungen.“

Man kann nur sagen: Wie schade! Was für Fehler sind da begangen worden? Einer falschen Auswahl der beauftragten Personen kann man nach Lage der Dinge niemanden in Berlin beschuldigen. Die wahren Charaktere enthüllen sich immer erst beim Aufeinander-angewiesensein in den einsamen Situationen der Reise in fremdem Land. Eher noch hätte eingesehen werden können, daß die Aufgabe: Auswahl eines Ausgrabungsobjektes von dem Philologen nicht gelöst werden konnte. Es waren jedoch unausgesprochene Absichten eingeschlichen und mit der klaren eindeutigen Aufgabe vermennt worden, philologische Desiderate mit zu erfüllen: eine ganz anders geartete Aufgabe, die der aufblühenden Orientalistik am Herzen lag, nun aber ganz für sich und anders hätte aufgezogen werden müssen — und können. Uns scheint jedoch der Hauptfehler begangen worden zu sein, daß man z w e i Männer zusammenspannte, anstatt einen oder drei, d. h. Koldewey als Sachkenner entweder allein oder mit zwei anderen zusammen, wenn man ihm schon das ausschlaggebende Urteil nicht zutrauen wollte. Das Triumvirat hat unter allen Umständen das für sich, daß bei den immer und totsicher entstehenden Meinungsverschiedenheiten sich zwei verschieden große Parteien bilden müssen, bei denen zwei gegen einen den Willen durchsetzen. Das ist der Vorzug einer ungeraden Zahl von Individuen. Das Beispiel von Assos und von Sendschirli, später auch das von Assur, sollte uns da gescheit machen für künftige Fälle. Dort ging es mit der ungeraden Zahl am besten. Das homerische und militärische: Ἐἷς κοίρανος ἔστω ist bei wissenschaftlichen

Unternehmungen immer eine Notlösung und nie so angenehm und praktisch wie die sachliche Aussprache und Entschließung der Beteiligten.

Der äußere Verlauf der Reise ging von Basra, bis wohin man bequem durchs Rote Meer, über Aden, Indien, Persischen Golf gelangt war, zu Schiff tigrisaufwärts nach Bagdad. Dort hatte sich bereits Herr Carl Richarz niedergelassen und zum deutschen Wahlkonsul machen lassen. Als wohlhabender Rheinländer führte er ein großes Haus und erwarb sich rasch bei den Behörden, den Eingeborenen und der kleinen europäischen Kolonie Ansehen. Er war ein hochmusikalischer, sehr belesener, gesellschaftlichem Leben nicht abgeneigter und zu Reisen aufgelegter Mann — Vorzüge, die Koldewey mit ihm zu dem regeren Verkehr kommen ließen, der sich über die ganze Grabungszeit bis zur Begründung eines ordentlichen Konsulats in Bagdad ausdehnte. Beim unglücklichen Ausgang des ersten Weltkriegs enttäuschte Richarz' Verhalten alle Deutschen. Er ging von Bagdad nach dessen Einnahme durch die Briten zu den Franzosen in Syrien über und lebte bis zu seinem Ende im Libanon.

In Bagdad stellte die Expedition eine Karawane mit der offiziellen türkischen Polizei-Eskorte zusammen und machte sich beritten. Damals trug jeder ordentliche Mensch noch ein Schießseisen bei sich, was natürlich eigentlich verboten, aber doch geduldet war. Dem Geheimrat jedoch nahm Koldewey, um Unglück zu verhüten, das doppelläufige Jagdgewehr weg und in sicheren Verwahr, als jener von ihm wissen wollte, „wo denn an dieser Flinte das Zündhütchen sitze?“ Hoch zu Pferde hatte es der Geheimrat, als pelzbewehrter „Pascha“ behandelt, gut, da

die guten alten türkischen Polizisten ihn morgens hinauf- und abends wieder herunterhoben. Es passieren ja viele scherzhafte Begebenheiten bei einer solchen Reise. Koldewey wußte sie uns lebhaft zu schildern und hat sie vielleicht da und dort ausgeschmückt, weil das Talmigold europäischer Würde in der Naturhaftigkeit der Wüste leicht einen lächerlichen Schimmer bekommt und seinen Träger dem Humor preisgibt.

Die Reise ging von Bagdad am 27. Dezember 1898 in südlicher Richtung nach Abu Habba, dem alten Sipparr, nach Babylon, Nuffar, dem alten Nippur, Warka, dem alten Uruk, Senkere, dem alten Larsa, Tello, dem alten Lagasch, und endlich nach Seleukia-Ktesiphon. Sie war bei Larsa und Lagasch in das Koldewey so vertraute Gefilde von Surghul und El Hibba eingetreten und dort wurden die Reisenden denn auch mit Freude von den Scheichs durch eine wild daherbrausende Reiterfantasia empfangen, die der „Kenner des Orients“ mit einem Überfall verwechselte und, wenigstens in seiner eigenen Erzählung, fast in ein Blutbad verwandelt hätte. Die Sache ging gut und friedlich ab und man trank den Kaffee in der Scheich-Sarife.

Koldewey faßte dort im südlichen Sumererlande Sympathien zu Uruk und Larsa, noch mehr aber war er vom Werte des nördlicheren Babylon überzeugt wegen seiner Größe und wegen seiner prachtvollen Ziegelbildwerke (die es freilich vorerst nur als Schutt gab). Er hielt Babylon für einen „sehr würdigen und vielversprechenden Platz“. Wir werden sehen, wie sich dies Urteil auswirkte.

Nachdem die Expedition von diesem recht frischen, bis 24. Januar vollführten Winterritt wieder nach Bagdad zu-

rückgekommen war, führte der zweite Teil der Reise nach Norden und Westen. Wie schon erwähnt, schloß sich der Konsul Richarz mit seiner Bagdader „Chaise“ und eigenen Pferden der Expeditionskarawane an, die am 9. Februar 1898 am rechten Tigrisufer über Samarra, Tekrit, Kalat Schergât (das alte Assur) nach Mossul ging. Von Assur aus hat Koldewey allein Hatra, die schon von Ammianus Marcellius „in plena solitudine“ gesehene Ruine der arabischen Fürstenstadt aus parthischer Zeit, aufgesucht, begeistert von der Großartigkeit ihrer hochaufragenden Bauten. Von Mossul ging man noch nach Arbela, Bavian (heute Chinnis), und Chorsabad, dem alten Dûr Sarrukin. — Dann folgte am 16. März 1898 der lange Reisemarsch über Sindschâr, Dêr ez-Zôr nach Aleppo und Alexandrette, von da zu Schiff über Ägypten nach Venedig. Am 30. April 1898 langte Koldewey in Görlitz wieder an und begann sogleich an Puchstein wegen der Vollendung der sizilischen Tempel herumzusticheln und zu bohren. Ob die Vorexpedition für ihn persönlich einen positiven Erfolg haben würde, wagte sein skeptisches Gemüt gar nicht ins Blickfeld der Hoffnungen zu rücken. Er nahm sich sogar Zeit, seinen Reisebericht zu verfassen und einzusenden. Geheimrat Sachau verwendete diese Zeit in Berlin dafür, der Deutschen Orient-Gesellschaft (die 1898 begründet war) am 15. Mai 1898 zu berichten und „über die Ruinen zur Ausgrabung zu disponieren, für die er Luschan gewonnen hat“ (Briefe S. 127). Das wird Koldewey von Luschan auch bestätigt, der sonst von Warka, dann von Kalat Schergat schreibt, das er für Sachau ausgraben solle — o h n e die Beteiligung Koldeweys.

## BABYLON

1898—1917

Man hat — nachträglich — den Eindruck, als habe Sachau seinen Einfluß überschätzt; denn als die Museen, d. h. Richard Schöne, ihr Generaldirektor, den richtigen und ehrlichen Weg beschreiten und nun über die beiden Reiseberichte beschließen und entscheiden sollen, kommt etwas anderes heraus. Erst bei der Verhandlung im Museum sehen sich die Reisetpartner wieder, plaidieren für ihre Vorschläge, Sachau für Assur (Kalat Schergat), Koldewey für Babylon.

Babylon wird angenommen, und zwar ausdrücklich wegen der von Koldewey gerühmten Ziegelreliefs. Koldewey hat oft hervorgehoben, daß Schönes Erkenntnis vom Wert der Schmelzfarbtechnik und sein energisches Eintreten für die Untersuchung Babylons die Entscheidung herbeigeführt haben. Seit die Museen die Ziegelreliefs in ihrer Vorderasiatischen Abteilung haben wiederaufstehen lassen, zeigte ein kleiner Wandkasten die drei unscheinbaren Bruchstücke von emaillierten Ziegeln, die Koldewey von der Vorexpedition aus Babylon mitgebracht und Schöne vorgelegt hat. Es ist ein unbestreitbares Verdienst Schönes, aus diesen wenigen handgreiflichen Proben den hohen eigenartigen Wert des so vollständig zerstörten babylonischen Schmelzfarbenwerks erkannt und darauf mutig eine Unternehmung von langer Dauer und hohen Kosten eingeleitet zu haben.

Damals ist der Fehler der Vorexpedition wiedergutmacht worden. Man hat sich wieder klar und wahr zur gestellten Aufgabe bekannt, und Koldewey durfte leichten

Herzens den Auftrag entgegennehmen, als voll und allein verantwortlicher Leiter Babylon auszugraben. Die Orientalistik freilich gab ihren Kampf um Beteiligung nicht auf, und es lag Koldewey auch keineswegs daran, sie bei den Ausgrabungen auszuschalten. Nur mußte er zäh an der für gut erkannten Eingliederung festhalten und den gesunden Organismus des Unternehmens gegen alle Ein- und Übergriffe verteidigen. Daß dies ein Teil seiner Aufgabe sein würde, sah er schon, als er sie übernahm. Von ihrer Größe war er zutiefst durchdrungen.

Die Ausgrabung von Babylon sollte für die Berliner Museen ausgeführt werden. Richard Schöne hat sie gleich nach der Verhandlung Koldewey feierlich übertragen. Die Finanzierung übernahm die damals begründete Deutsche Orient-Gesellschaft, die eine beträchtliche werbende Kraft entwickelte, hohe Staatsstellen und insbesondere Kaiser Wilhelm II. für ihr Unternehmen zu interessieren verstand und Koldeweys Bedingungen: zunächst fünf Jahre Arbeit, 500 000 Mark Kosten, zu erfüllen versprach. Er durfte die Instruktion für die Expedition selbst entwerfen und packte in dieselbe kurz und bündig die wahrhaftig nicht geringen Erfahrungen persönlicher und sachlicher Art hinein, die er bis dahin bei seinen Unternehmungen hatte machen können.

Wir übersehen heute besser, als man damals gekonnt hätte, weshalb die Wahl von Babylon gut war. Weder Assur noch Uruk hätten die großen deutschen Unternehmungen einleiten dürfen. Eine höhere logische Konsequenz wollte, wenn man alles überdenkt, die Reihenfolge Babylon—Assur—Uruk und schrieb sie vor. Nicht nur das Sammeln der Grabungserfahrung und das Heranreifen der

Grabungsleiter für eine solche Reihe langfristiger Arbeiten gaben ihr recht, es war auch, wie sich herausstellte, ein konsequentes Vordringen in die Tiefen der altmesopotamischen Geschichte damit verbunden, und dieses Vordringen stellte die Ausgräber vor sich wandelnde Aufgaben, die schrittweise und nicht sprungweise bewältigt sein wollten. Erst in Uruk, dem letzten deutschen Unternehmen, waren die Ausgräber reif, die frühesten Schichten erkennend zu durchdringen. Babylon ging aus vom Jüngsten in der altorientalischen Geschichte: Sasaniden, Parther, Griechen, Neubabylonier hatten das Wort. Assur lag tiefer als Babylon, aber auch tiefer als die schon lange bekannten, von Engländern und Franzosen ausgegrabenen Königsstädte Ninive, Kalach, Dur-Sarrukin. Mit Uruk durften wir uns den Sumerern nähern, denen ja schon durch de Sarzecs Grabungen in Tello und durch andere ähnliche Unternehmungen, man möchte fast sagen: unerlaubt-voreilig Urkunden und Plastiken entrissen worden waren, voreilig, weil ihre Angliederung an das bekannte Geschichtliche noch lange in der Luft hing.

Uns ist ja dann in Uruk auch der Blick in das Entstehen und in die früheste Entwicklung der sumerischen Schrift und damit der Keilschrift zuteil geworden, auf deren Endstadien die ersten französischen und englischen Forschungen und Ausgrabungen, wiederum ganz folgerichtig, zuerst gestoßen waren. Man mag eine solche Ordnung für pedantisch halten, aber es ist eine. Wir würden zu Beginn der Babylon-Grabung, jugendlich wie wir waren, an solch tief sinniger Betrachtung kaum Geschmack gefunden haben. Auch der genius loci, an den wir mittlerweile glauben lernten, würde uns damals wenig interessiert haben. Wir

gingen als brave Materialisten, d. h. als Kinder unserer Zeit, wie wir meinten, mit offenen Sinnen und möglichst klarem Verstand, als Sensualisten und Rationalisten an unsere Ruinen und kümmerten uns nicht um das Unsichtbare. Für den Anfang war das gewiß gut.

Hier hakt das Rad der Lebensgeschichte Koldeweys in mein eigenes ein und erzwingt das Einfließen von Persönlichem in den Gang unserer Erzählung mehr, als mir lieb ist. Das Riesenformat von Babylon verbot ja von vornherein jenes Koldewey so sympathische Einspännertum. Er mußte sich nach Mitarbeitern umsehen. Außer dem von ihm selbst gewünschten Philologen brauchte er einen Architekten und einen Landeskenner für wirtschaftliche Dinge. Als Philologen fand man Dr. Bruno Meißner aus Berlin bereit, als Architekten fiel die Wahl unter 16 Meldungen auf mich, den soeben erst fertig gewordenen jungen sächsischen Regierungsbauführer aus Dresden, als Wirtschaftsbegleiter nahm Koldewey den alten Surghul-Gefährten H. F. Ludwig Meyer, Teppichhändler aus Berlin, für ein halbes Jahr mit auf die Expedition. Wir lernten uns Ende des Jahres 1898 in Berlin kennen, — kennen in der kaum die Peripherie des Wesens tangierenden Weise einer Großstadtbekanntschaft, die dann in der engen Berührung des Expeditionslebens zu allerhand Überraschungen führt. Das gütig-väterliche und tiefer eindringende Verhalten Richard Schönes war ich glücklich genug, dazumal kurz mit erleben zu dürfen. Sonst aber betraf unser Berliner Zusammensein nur die praktischen Fragen der Reisevorbereitungen, die in den erfahrenen Händen der beiden alten Orientreisenden lag und von den beiden jüngeren Partnern nur hingegenommen und ausgeführt werden wollten. Die letz-

teren verfügten im Gegensatz zu jenen über keine landes-  
sprachlichen Kenntnisse, und insofern war es wirklich  
weise von Koldewey eronnen, den alten Orientkenner als  
viertes Rad „auf Zeit“ mitzunehmen und dann mit dem  
„Triumvirat“ zu rechnen, von dessen Geheimnis wir seit  
Assos wissen.

Späterhin hat man Expeditionen solcher Art reichlicher  
„bemannt“ und wohl auch ausgerüstet. Koldewey wußte:  
„Je opulenter, desto unzufriedener“, und erzog „seine“  
Expedition a principiis zu möglicher Einfachheit. Gut  
rüstete er sie mit Reisezelt, Reisebetten, Reiseproviant,  
Schußwaffen, Munition und allem Zeichenmaterial aus.  
Photographisches Material ließ er merkwürdigerweise  
zurück. Es kam mit großer Verspätung als Fracht- und  
Postgut nach und fehlte im Anfang der Arbeiten, — so  
würden wir heute sagen. Damals war es ihm — und mir —  
sozusagen Ehrensache, alles zu zeichnen, weil die  
Dinge, große wie kleine, doch durch schauendes Auge und  
nachbildende Hand erst vollkommen in unser physisches  
Sein und in unser Wahrnehmen eintreten, während das  
Lichtbild uns mehr oder weniger Teilnahmslose in der  
Eile erschnappen läßt, was im Augenblick gerade wichtig  
scheint. Eigentlich war die Zeit solchen beschaulichen  
Wahrnehmens damals schon vorbei und die Fülle der Er-  
scheinungen prasselte auf den armen Beobachter herein,  
der bald nicht mehr mit der Hand nachfolgen konnte.  
Gleichwohl schätze ich die ersten zwei Jahre in Babylon  
am höchsten, weil sie — für mich — noch in altbeschau-  
licher Weise, mit Zeichnen und Malen verlaufen durften.

Wie ein jeder lebendige Organismus, so will sich auch  
eine solche Expedition „entwickeln“ können. Es ist das

Kunststück des Organisators, sie richtig „einzupflanzen“ und ihr dann die Möglichkeit des Weiterwachsens zu beschaffen oder zu belassen. Fehler werden auch dabei gemacht. Die stärkste gesetzgebende Macht ist und bleibt die auszugrabende Ruine, sie schreibt das Wachstum vor und man muß dafür sorgen, daß ihre Gesetze nicht von noch so schönen gelehrten Theorien vergewaltigt werden. An derartigen Eingriffsversuchen hat es in der Tat späterhin nicht gefehlt.

## INTERMEZZO BA'ALBEK

1898/1899

Die Babylon-Expedition war im Dezember 1898 startbereit. Da befahl Kaiser Wilhelm am 12. Dezember Koldewey nach Potsdam und beauftragte ihn mit einer Untersuchung der Ruinen von Ba'albek. Dort war der Kaiser auf seiner Palästina-Reise kurz zuvor tief beeindruckt worden von der erdrückenden Gewalt der Tempel und der Farbigkeit der Morgen- und Abendbeleuchtungen, die er infolge der geschickten Regie des deutschen Konsuls in Damaskus, Lütticke, erleben konnte. Und so wünschte er die „Rätsel“ dieser Bauten erforscht zu haben, denen man damals noch „phönikischen“ Ursprung zutraute, obwohl sie gut kaiser-römisch sind. Bruno Moritz, der Gefährte Koldeweys in Surghul und El Hibba, bestärkte als Reisemarschall den Kaiser in dem Wunsche dieser Untersuchung und schlug ihm Koldewey vor, der gerade auf dem Wege nach Osten sei. Eine Gesamtausgrabung sollte Koldeweys Untersuchung und Kostenberechnung auf dem Fuße folgen. Der Kaiser drängte und war dennoch erstaunt, als ihm Koldewey auf die Frage: „Wann können Sie reisen?“ antwortete: „Heute abend!“ Das Geheimnis dieser Promptheit war das immerfertige Expeditionsköfferchen mit allem Nötigen. Geld und Fahrkarte waren rasch besorgt, einen riesigen Staatspaß stellte das Zivilkabinett aus. Derselbe begann mit „Wir, Wilhelm von Gottes Gnaden“ in derartig vielen Schnörkeln, daß selbst ein Deutscher sie kaum lesen konnte und die türkischen Behörden nur staunten. In den übrigen Ländern reiste man ja damals noch „an der Hand“ seiner eigenen

Visitenkarte, ohne Paß, ohne Visum. Meine Wenigkeit, den Koldewey als Assistenten schon nach Baalbek mitnehmen wollte, bekam ein lakonisches Telegramm, daß wir uns in Wien bzw. in Triest auf der „Cleopatra“ vom Österreichischen Lloyd treffen würden. Der 12. Dezember setzte mich „Jüngling“ also erstmalig auf eine Weltreise, bei der nun alle Erfahrungen, die Koldewey schon besaß, erst gemacht werden wollten. Ich hatte bis dahin nur Weniges in Deutschland und Holland durchwandert und kannte die graue Nordsee nur vom /Strande aus. Hochspannung! Wie würden die berühmte blaue Adria, die südliche Sonne, die fremden Erdteile auf den Neuling wirken, der von ihnen ungeahnte Sensationen erwartete und sich das Neue nur zaghaft zu assimilieren getraute? Für Koldewey längst Überwundenes: Ein schwimmendes Hotel, eine Art von Yankee-doodle-Fahrt im Vergleich mit den ägäischen Segelfahrten! Nur der zünftige Sturm im ionischen Meer und vor Kreta machte ihm Spaß, mir weniger. Er trug ja auch Erinnerungen an Unteritalien und an die hellenische Inselwelt mit sich hinaus und vermißte die harmonische Aussprache mit dem Freunde, für den ein so junger Dachs, wie ich es war, kein Ersatz sein konnte. Die alte gute „Cleopatra“, damals noch ein Prachtschiff des Lloyd, fuhr nach Indien und sollte in Alexandria anlegen.

Alexandria! Wir nähern uns der afrikanischen Küste,— ein ander Bild, als das wogende kretische Meer! Der zum ersten Male sie Erlebende sagt sich: „Das ist wahrlich Afrika!“ Der Himmel nimmt Wüstenfarbe an, er ist nicht mehr dunstgesättigt, wie über Europa, nicht mehr meerblau-spiegelnd, wie über der See. Dünne, schwerelose

Schichten heißer trockener Luft scheinen ihn zu bilden. Die ganze Skala vom Purpur zu zartestem Weingelb breitet sich in riesigen Flächen am Morgen- und am Abendhimmel aus, und das unwahrscheinlichste Violett bis Indigo färbt gleichzeitig den Gegenhimmel in einem raschen flutenden Konzertieren der Töne. Das Land erscheint zuerst als hauchdünner gelber Strich. Kann das anders sein? Auf unseren Landkarten ist das Land „da oben“ in Afrika mit diesem Wüstensandgelb angestrichen, das so scharf gegen das Meeresblau kontrastiert. Und lange wächst der gelbe Strich nicht, wird nicht körperlicher, als sei ganz Afrika nur die unendliche flache Sahara, die „Steinwüste“. Bis auch Alexandria, die Weltstadt, wie eine fata morgana aus der spiegelglatten See auftaucht, strichförmig wie die Wüste, nur mit ein paar weißen Zacken, dem modernen Pharos und anderen Seezeichen. Strichdünne Molen nähern sich. Einzelne Fahrzeuge mit greller Bemalung liegen auf dem unbewegten silbrigen Hafenspiegel, der alles wiedergibt, was der Himmel droben musiziert. Stille, schöne Musik. Von ferne tönt wirres Geräusch, nähert sich wie eine Wolke mitsamt den ersten Düften vom Land, eine Mischung von Teer, Öl, Braten, Bäckerei. Geräusch, weniger von Maschinen, als von Menschenmassen, als ob jeder Alexandriner schreien würde. Es war — damals noch — die Form des Handelns in den Bazar-Straßen. Später europaisierte sich Alexandria zur vornehmstillen Handelsmetropole. — Das Schiff nähert sich dem Kai. Barken und Seelenverkäufer umringen es, ein farbenprächtiges Gewühl, von der Reeling aus gesehen, auf dem meergrünen Grunde des Hafengewässers, herrlich fürs Auge, weniger fürs Ohr, denn jeder

da unten brüllte, bis die Quarantänebehörde das Betreten des Schiffes freigab. Wie Seeräuber enterten die Banditen aller Haut- und Kleiderfarben an Bord, stürzten sich aufs Gepäck aussteigender Passagiere und raubten es nicht ohne Gerauf in ihren Kahn. Koldewey und ich wollten nur die eine Liegenacht der „Cleopatra“ an Land verbringen und kamen ungeschoren von Zoll und Seeräubern in die Straßenschluchten Alexandrias und zu einem ägyptisierten schweizerischen Arzt, Dr. Schieß Bey, der ein Lazarett dirigierte. Auf dem Gelände des Lazaretts hatte dieser höchst mobile und kundige Doktor Ausgrabungen in hellenistischen Schichten und Gräbern gemacht, und so gab es gleich Anlaß zum Fachsimpeln. Von Alexander dem Großen und den Diadochen, von den Ptolomäern und der wahren Cleopatra war die Rede. Es kam mir damals alles sehr gipsern und dekadent vor und war mir nicht sehr sympathisch. Aber Sympathie und Antipathie soll sich der Forscher ja mit der Zeit abgewöhnen. Ich trat damals noch etwas vorsichtig mit meinen Füßen auf die afrikanische Erde. Man muß es erst lernen, daß Erde Erde ist, auf der man eben laufen soll, und daß man sich nicht für jeden Kontinent einen anderen Schritt und andere Erdgefühle angewöhnen kann und darf. Auch nicht darf? Mir schien immer eine Verarmung einzutreten, wenn die Erde, über die ich lief, mir nichts Besonderes mehr zu sagen hatte, und an manchen Stellen begehrte mein ganzes Wesen auf, wenn eine Stimme in mir zur Gleichmacherei mahnen wollte. Konstantinopels Erde zog mich nieder, war widerborstig, Galiläa-Erde beschwingte, erlöste mich und die Umgebung, Babylon-Erde nivellierte mich, Uruk-Erde ließ mich schwebend, Assur-Erde hielt mich in Un-

ruhe. Und so geht das fort. Ich wüßte nichts Wissenschaftliches-Stichhaltiges zu dieser Tätigkeit der „Mutter Erde“ an mir auszusagen. Wahrscheinlich greift sie ins Unterbewußte eines jeden Menschen in solcher Weise, nur heben es nicht alle herauf ins Bewußtsein, und so verhält das Erlebnis wirkungslos. In Alexandria konnte man des reinen Erde-Erlebnisses nirgendwo teilhaftig werden. Man wandelte überall auf „geschichtlichem Boden“ und die Wüste, deren Himmel in die Stadt an jedem goldenen Abend hineinschaute, blieb weit draußen liegen. Scherben, altes Geröll, verfallene oder moderne Mauern und Pflaster, lauter Reste und Taten von Menschenhand verdeckten das reine Antlitz und riefen jenes unklare Gefühl des Widerstrebens hervor. Ich weiß nicht, ob Koldewey ähnlich fühlte. Er war ja den Griechen schon vielfältig nahe gewesen und kannte ihre archaischen und klassischen Spuren gut und meisterhaft. Ob ihn der ausklingende Hellenismus ebenso packte? Ich erfuhr es nicht, oder er war damals schon Überwinder von Sympathie und Antipathie und verglich die Dinge, so wie es Goethe fordert, draußen miteinander, ohne sie fortwährend am eigenen Geschmack einzuschätzen. Das Alexandria-Erlebnis blieb eine kleine Episode und taucht nun heute erst vor dem inneren Blick wieder als wesentlich auf.

Als uns die „Cleopatra“ nach kurzer Fahrt um das Nil-Delta im Hafen von Port Said an der Mündung des Suez-Kanals absetzte, stand ein ganz anderes ägyptisches Bild vor uns, das kaum lockte, Land zu betreten. Wie ein großer Jahrmarkt erschien mir dieses zusammengewehlte Etwas von Siedlung am Westufer des Hafens und des Kanals, gerade eben klein genug, um zwischen Hafen und Süß-

wasserkanal und Nilsümpfen Platz zu finden, und groß genug, um den vielen Schiffahrts- und Kohlenbüros, einigen Kneipen und Hotels Raum zu geben. Weder der Urboden noch der geschichtliche Boden strahlten hier Wirkungen aus, es war die trostlose Leere modernen Verkehrs, für den andere Organe im Menschen vorhanden sein müssen, als jene sensibleren für das Erdgefühl. Aus keinem Hafen bin ich lieber wieder hinausgefahren, als aus dem von Port Said.

Wir wechselten auf den uralten syrischen Küstenklepper „*Nettuno*“, ebenfalls vom Lloyd, über und nahmen Bruno Moritz an Bord. Dieser war als Direktor der khedivialen Bibliothek in Kairo beamtet, hielt noch den landesüblichen Verkehr mit Eingeborenen durch die Nilpferdpeitsche aufrecht und verlangte Sekt gegen alle Expeditionsgrundsätze Koldeweys. Seine Teilnahme an der Baalbek-Untersuchung beschränkte sich dann auf nur 8 Tage, da er nicht ohne Gerüst an die Aufnahme der ihn ausschließlich interessierenden arabischen Inschriften herankamte.

#### J a f f a , H a i f a , B e i r u t .

An der hafenlosen palästinisch-syrischen Küste entlang zu fahren, weckt andere Gefühle als die Fahrt längs der Nordafrikaküste. Man muß sich die Küstenschiffahrt der alten Phöniker vorstellen, die sich an den Gestaden des Mittelmeers bis zu den Säulen des Herkules handeltreibend entlangtasteten, ohne eigentliches Heimatemporium. Was man hier Hafen nennt, kann nur Kähne und Fischerboote notdürftig gegen die Brandung schützen, die westliche Stürme gegen diese Nordsüdküste werfen. Der alte „*Nettuno*“ war wie ein dampfender, etwas schmierig ge-

wordener Phöniker und hielt sich, wie die Alten und auch wie die gelehrigen Schüler der Phöniker, die Hellenen, immer hübsch nahe an der Küste. Aber in die „Häfen“, außer in den von Beirut, getraute er sich nicht einzulaufen.

Die Palästina-Küste hat etwas Abweisendes. Ein gleichmäßiger niedriger Höhenzug verwehrt einem, wenn man von Port Said herankommt, den Blick in das höher steigende Binnenland. Bräunlich gefärbt, zieht er sich genau von Süd nach Nord. Das große geschichtliche Geheimnis des Landes bleibt dem Seefahrer stumm verschlossen. Auch in Jaffa, dem alten Joppe, bemerkt man vom Innern nicht viel, wenn die Dampfer auf der Rheede liegen. Es geschieht oft genug, daß der Dampfer nicht leichtern und keine Passagiere absetzen kann, die dann nach Cypern oder zurück nach Port Said zur See spazieren geführt werden, unter Umständen mehrere Male, bis ihnen das Aussteigen gelingt.

Wir konnten leicht an Land rudern und von dem zerklüfteten Riff, das wie eine kleine Mole den winzigen Kahnhafen bildet, das gestaffelt ansteigende Städtchen skizzieren. Durch die mit rembrandtischen Juden erfüllten, düftreichen Gassen strebten wir nach den Gärten der schwäbischen Templer in Saronä. Eine merkwürdige Mischung behäbiger süddeutscher Bauernhäuser, gesund dreinschauender blonder Kinder, echt schwäbischer Laute, — und das alles in gepflegte Orangengärten tief eingebettet, die strotzten voller Citrus-Früchten, Apfelsinen, Limonen, Zitronen und kindskopfgroßen Orangen.

Das waren Menschen, die einst jenes Erde-Erlebnis ins Bewußtsein und in ihren Willen gehoben hatten. Den

Staub ihrer schwäbischen Heimat von den Füßen schüttelnd, waren sie, einer Eingebung ihres patriarchalischen Führers folgend, nach Amerika abgewandert; von dort, einer neuen Eingebung gehorchend, wandten sie sich nach Palästina, dem für sie wirklich „Heiligen Lande“, um heilige Erde, auf der ihr Heiland gewandelt, unter ihre Füße zu bekommen. Einem ähnlichen Trieb folgten sie, wie dormalig die Kreuzfahrer; so wenigstens die Mehrzahl der ersten Siedler. In den nachfolgenden Generationen waren wohl andere, mehr physische Motive ausschlaggebend, die sie an den neugewonnenen Erdboden, mitten unter Arabern und Juden, fesselten. Sie pflegten denselben in einer gewissen Ehrfurcht und ernteten die Früchte ihres Fleißes und eben dieser Ehrfurcht, die ihnen Segen brachte. Den Umwohnern wurden sie lehrendes Beispiel, und unendlich viel Gutes ist dem Lande durch sie zugeflossen. Ihre Siedelungen waren gepflegte und pflegsame Inseln, die sich niemandem aufdrängten. Nach dem ersten Kriege haben die Engländer die vertriebenen Schwaben wieder ins Land gebeten. Jetzt nach dem zweiten Weltkrieg wird wohl die endgültige Vertreibung Tatsache werden.

Die Fahrt nach Haifa war ein wenig bewegt, und vor Haifa auf der Rheede schwankte das Schiff sehr. Die Leichter tanzten an der Bordwand des „Nettuno“ herauf und hinab. Waren sie oben, so schmiß man Ladung, Gepäck und jüdische Pilgersleute hinein, die dann heulend in die Tiefe sanken. Schadenfreude an Bord begleitete dieses komische Durcheinander. Ziemlich weit lag die Küste: im Osten flacher Sandstrand mit Dattelpalmen, im Süden der langgestreckte stattliche Rücken des Karmel, an des-

sen Fuße Haifa sich ausdehnt; unmittelbar gegenüber dem Schiff, nach dem Kap Karmel hin, die schwäbische Siedlung mit ihren geordneten Gärten und blanken Häusern, die wir damals nicht mehr betreten konnten. So wäre nur der belesene Alttestamentler vor dem Anblick des heiligen Berges von Bord aus auf seine Kosten gekommen, hätte an Elias und die Baalspriester gedacht und den Opferrauch der heidnischen Kultstätten da oben aufsteigen sehen. Damals interessierten uns die Aufforstungsversuche, die auf dem Bergrücken gediehen.

Beirut, die Hauptstadt des Libanon-Gebietes, die wir nach schöner Küstenfahrt erreichten, besaß einen kleinen Hafen für nicht allzugroße Dampfer. „Nettuno“ ging bequem hinein. Es gab ein deutsches Generalkonsulat, das der Orientalist Dr. Schröder leitete, deutsche Gasthäuser, eine deutsche Apotheke und deutsche Geschäfte. Das levantinische Element herrschte vor. Für eine türkische Stadt mochte man das nicht halten. Arabisch oder libanesisch war sie noch weniger. Aber alles, was ums Mittelmeer herum saß und Handel trieb, war hier angesiedelt, stark besonders das französische Element, das für Schule und Hochschule gesorgt hatte durch rührige Ordensgründungen. Das Beirut Haus begann den Architekten sofort gefangen zu nehmen: Weiträumige, kreuzförmig sich durchschneidende Hallen, die im Sommer an allen vier Kreuzenden offen gehalten werden konnten, um jeder Brise Durchzug zu gewähren: das Liwan-Haus kat' exochên. In den Kreuzwinkeln die vier Wohnzimmer, dies oft in mehreren Stockwerken wiederholt. Große wehende Moskitonetze über den Betten standen in himmelhohen Zimmern auf weißem Marmorboden. Das blaue Mit-

telmeer rollte gegen die rotbraune Küste zu Füßen des Hotels. Der Schnee des Libanon leuchtete von ferner Höhe.

#### D a m a s k u s .

Wir fuhren mit dem Zahnradbähnchen über den Libanon und den Antilibanon nach Damaskus, um dem Vali unsere Aufwartung zu machen und mit dem Konsul Lütticke den Ba'albek-Aufenthalt zu organisieren. In der meistens fast tropischen Atmosphäre von Beirut und in seinen damals noch recht schmutzigen Gassen fühlten wir uns nicht so wohl, wie in dem leichten damaszener Höhenklima und im gastlichen Konsulat, das Koldewey und Moritz von der Surghul-Reise her schon so gut kannten. Die Stadt und das Konsulat trugen die Spuren des Kaiserbesuches. Die Hauptstraßen, durch die man die Majestäten geführt hatte, waren nicht nur sauber gefegt und gepflastert, sondern einheitlich rosafarbig angestrichen, was gegen die orangefarbigen Antilibanonhänge und die entlaubten silbergrünen Äste der Aprikosen- und Pappelbäume fabelhaft kontrastierte. Im Konsulatshofe hatte man die drei Gesteinsarten aldamaszener Hauswände: schwarzer, weißer und rötlicher Kalkstein kurzerhand mit Schwarz-Weiß-Rot übermalt. Der Kaiser quittierte beim Eintritt in den Hof mit einem ehrlichen: „Donnerwetter!“, und der Konsul strömte fast über von Anekdoten und Geschichten über diesen Besuch und das Verhalten der Gastgeber und der Gäste.

Wir fuhren vierspännig mit goldbestickten Kawassen-Vorreitern im Serai vor, um dem Vali die Grüße Kaiser Wilhelms zu überbringen, der den türkischen Pascha besonders in sein Herz geschlossen hatte. Es war ein höchst

feierlicher Akt, mit dem Erfolg, daß ein Major zur persönlichen Begleitung Koldeweys mitgegeben wurde, der ihm auf Schritt und Tritt folgte und natürlich auf unsere Kosten lebte. So hat offizielle Höflichkeit immer ihre zwei Seiten. — Die große Oase, die Damaskus am Rande der syrischen Wüste darstellt, bot uns noch die sehr genossene Annehmlichkeit eines Weihnachtsfestes im behaglichen Kreise der Familie Lütticke, das die lange Reihe unserer nun folgenden heimatlosen Weihnachtsfeste einleitete.

Ba'albek erreichten wir durch die Bahnfahrt bis halbwegs nach Beirut zurück, von der Station Rayak aus mit harten wackeligen Pferdewagen. Im Hotel de Palmyre des Kyrios Perikli Mimikaki stiegen wir ab. Während dreier Wochen waren wir mehrfach eingeschneit. Die Höhensonne leckte den Schnee rasch fort, und das machte die winterliche Landschaft der Beká, den Libanon und den Antilibanon zu einem fortwährenden schönen Farbenspiel zwischen blendendem Weiß, tiefem Himmelblau, sattem Rotbraun und leuchtendem Goldgelb. Die Wege allerdings wurden grundlos, und das Erddach des Hotels schmolz mit und floß in kleineren und größeren Lehmächen in die Zimmer und Betten. „Wer nie im Bett den Regenschirm aufspannte, der kennt dich nicht, du herrliche Levante!“ Perikles, unser Wirt, von seinem klassischen Namensvetter durch roten Fez, Pelzmantel und Gaunergesicht deutlich unterschieden, hatte seine Not, genügend viel Eimer und Waschbecken aufzustellen und zu bedienen. Ein paar Stunden in den sonnebeschienenen Tempelruinen belohnte uns für das feuchte Ungemach. Es gab alle Hände voll zu tun, eine Planaufnahme, die den Voranschlag für den Kaiser begleiten sollte, fertigzustellen, wobei Koldewey natürlich

dem noch unerfahrenen Assistenten zur Hand gehen mußte und wiederum auf plastische Wirkung hielt. An einigen Stellen ließ Koldewey nachgraben; er nannte es „Herauspolken“ und dachte dabei wehmütig an Sizilien, wo ihm und Puchstein das Polken verboten und versagt war.

Ein gütiges Geschick hat nachher die Freilegung von Ba'albek in die Hände Puchsteins gelegt, so daß die Freunde auch hier wieder in einem geistigen Kontakt bleiben konnten, freilich durch 1000 Kilometer räumlich voneinander getrennt. Puchstein war 1899—1905, von einem Stabe tüchtiger Architekten: Bruno Schulz, Daniel Krencker, Horst Kohl, Wilhelm v. Lüpke umgeben, mit der Gesamtleitung betraut. Richard Schöne hatte ihn auf den Rat Koldeweys dafür zu bestimmen vermocht, während Koldewey ihn persönlich lebhaft bearbeitete und zu gewinnen wußte.

Ein dreibändiges Ba'albek-Werk brachte die Früchte dieser großen, sechsjährigen Untersuchung heraus. Nach Puchsteins Tod erschien es unter Paul Winnefelds und schließlich unter Theodor Wiegands Ägide. Oskar Reuther, Gottlieb Schumacher, Fritz Sarre, Moritz Sobernheim und besonders die genannten Architekten waren daran beteiligt. Die Bände sind 1921—1925 bei de Gruyter, Berlin, erschienen. Sie legten Aufnahmen und große Wiederherstellungsbilder des gewaltigen kaiserrömischen Temenos vor. Die beiden großen Tempel des Jupiter Heliopolitanus und des Bacchus, wie er wohl mit Unrecht genannt wird, mit der riesenhaften Portikus, dem sechseckigen und dem viereckigen Vorhof, den sagenhaft gewordenen gewölbten Substruktionen und dem unerhörten Trilithon aus drei 24 m langen Bauquadern sind nun zwar aller früher um sie gewobenen Märchen entkleidet und ihres „phöniki-

schen“ Ursprungs verlustig gegangen, dafür aber als technische Wunderwerke in um so helleres Licht gestellt worden. Der merkwürdige kleine „barocke“ Monopteros aus der gleichen Kaiserzeit wird klar rekonstruiert und der Venus zugeschrieben. Die späteren Einbauten in den nie ganz fertig gewordenen und von gewaltigen Erdbeben gestörten Tempelbezirk kamen als ganz neue Ergebnisse hinzu: eine byzantinische Kirche über dem Altar des Haupttempels und die islamischen Festungsbauten, die den Tempelkomplex zu einer trutzigen Mamlukenburg umgestaltet haben, bis sie selbst wieder das Opfer großer Erdbeben wurden. Die Moschee in der Stadt Ba'albek und der Stadtmauerring sind mitaufgenommen und dargestellt worden. Zahlreiche arabische Inschriften gaben Aufschluß über die späten Zeiten der Ruinen, während die römischen Inschriften merkwürdig selten und karg blieben. Koldewey hat den Hauptteil, die ersten beiden Bände der Publikation noch erlebt und seine Freude daran gehabt, obwohl die Architekturen darin vielleicht nicht alle in seinem und Puchsteins Sinn ausgefallen sind. Der „technische Leiter“ von Ba'albek, Bruno Schulz, der darin den Ton angibt, war Architekt mehr von der technischen als von der künstlerischen Seite her, aber er war ein zuverlässiger Konstrukteur. Auch Wilhelm II., dem das Verdienst gebührt, die Erforschung Ba'albeks ins Rollen gebracht zu haben, hat das vollendete Werk erlebt, leider nicht auch Puchstein, der schon 1911 aus dem Leben geschieden war.

Kehren wir noch einmal zurück zu unserer dreiwöchigen Episode im Hotel de Palmyre und den von Hacke und Schippe noch unberührten Ruinen der Tempel. Zwischen Hotel und Ruinen dehnten sich außer dem Schmutz der

Gassen und den flachen Erddächern armer Häuser auch die fruchtbaren Gärten aus, in denen die Verwitterung des goldgelben Kalksteins zur rotbraunen Acker- und Gartenerde in unaufhaltsamem, ewigem Prozeß vor sich ging. Von der Fruchtbarkeit dieses Bodens erhielt man im Winter den rechten Begriff nicht. Bei einem Besuch im Spätsommer 1903 war das schon anders. Da saßen die Ausgräber in dem luftigen Landhause des Konsuls Lütticke, das am Hang eines Weingartens lag, mit freier Aussicht über die wellige weite Hochebene der Beká in einer Seehöhe von 1000 m. Dort konnte man nach Belieben die herrlichen süßen Trauben pflücken, die an den auf der Erde liegenden Reben von der Sonne gekocht wurden und einen prächtigen Rotwein ergaben. Im Frühjahr gab es die herrliche Blumenflora, die uns auf ähnlichem Boden in Galiläa entzückt hat, eine üppige alpine Flora, die wir in eingeschränktem Maß in unseren Kalkalpen besitzen. Eine große starke Quelle am Ras el 'Ain war der Stolz von Ba'albek. Dort gab es schönes Gemüse. Der Sommer sah reifende Ährenfelder auf den weiten Flächen zwischen dem schneebedeckten Libanon und den rötlichgelben Antilibanon-Zügen.

Fremde Besucher hatte Ba'albek in den letzten 100 Jahren schon verhältnismäßig viele erlitten. Sie hielten es für notwendig, sich an Wänden und Säulen zu verewigen. Als die Ruinen unter Bewachung gestellt waren, übernahmen es die Wächter, die Besuchernamen einzumeißeln, und legten sich in der Größe der Buchstaben keine Beschränkung auf. Auch die Landschaft begann damals den Fremdenstrom anzulocken, freilich nicht in so rauher Zeit des Winters, die wir dort zu verbringen hatten. Und doch

entgingen wir nicht einer in Syrien und Ägypten berühmten und berühmten Reisenden, die wissen wollte, was wir so Geheimnisvolles trieben. Es war eine pensionierte Tänzerin weiland des blinden Königs Georg von Hannover, daher schon hochbetagt, aber unverwüstlich unternehmungslustig. Sie hielt es für notwendig, uns abends beim Ausarbeiten unserer täglichen Messungen zu stören wie eine lästige Fliege, denn — von Geist keine Spur.

Das Thronbesteigungsfest des Sultans, das in unsere Zeit fiel, verschaffte uns den Besuch unseres Konsuls Lütticke. Es endete mit einem grotesken Fiasko des Kaimakams von Ba'albek, des Landrates, dem wir den hochhoffiziellen Gratulationsbesuch angekündigt hatten. Als wir jedoch in den Empfangssaal eintraten, war der Beamte obenherum zwar bereits goldbetreßt, unten herum aber vollzog sich die Beendigung der Paradeuniform mit den betreßten Hosen und den langen Lackstiefeln in unserer Anwesenheit. Grund für unsern jetzt beim Vali von Damaskus hoch in Ansehen stehenden Konsul, die Absetzung des Kaimakams zu beantragen, die auch sofort erfolgte.

Die Erinnerung an den Kaiserbesuch wirkte auch in Ba'albek noch lange nach. Eine weiße Marmortafel im Format der türkischen Grabstelen war auf Befehl des Sultans Abdul Hamid in einer Blendnische des Inneren des Bacchus-Tempels angebracht und kündete auf Türkisch und auf Deutsch von jenem Ereignisse. Sie störte die stille Größe des Raumes ganz erheblich, vor allem, als sie gegen die bösen Tauben mit einem Drahtgitter gesichert war. Nach dem ersten Weltkriege ist sie entfernt worden.

Der spätere Reisende bekam von den Tempeln einen großen befreiten Eindruck, die Ausgräber hatten es ver-

standen, den Schutt so weit abzufahren, daß keine Halden mehr das Temenos störten, von welcher Seite man sich ihm auch näherte. Imponierend wurde insbesondere die riesenhafte Tür des Bacchus-Tempels, deren Schlußstein wieder in die Horizontale ihres Sturzes hinaufgehoben und mit unsichtbaren Trägern gesichert worden war. Nun prangte sie in ihrer vollen Größe. Viele Deutsche haben zur Zeit des Weltkriegs sich von der Leistung der Alten, die Ba'albek verkörpert, beschwingen lassen, manchen Besinnlichen wird wohl auch das Übertriebene, das laute Geschrei der Vielfachheit aller Formen zum Bewußtsein gekommen sein, und ganz Einzelne mögen gefragt haben, ob ein frommer Gedanke Antrieb zu solcher Leistung war oder nicht, vielleicht das Gegenteil? Dies aber ist wiederum eine Frage, die Koldewey für sich und seine Zeit als unzulässig erklärt haben würde. Erlaubt würde er die Wertungsfrage haben: Wie nahe oder wie entfernt steht die Formenwelt Ba'albeks von der klassischen?

Proben dieser Formenwelt sind ins Pergamon-Museum nach Berlin gekommen; aber niemals werden das rote Granitsäulenjoch und das Geisonstück vom Jupiter-Tempel dem Laien den Eindruck der Riesengröße vermitteln, das der Reisende hat, dem es vergönnt ist, vor den letzten sechs Säulen jenes Tempels zu stehen.

Durch hohe Schneeverwehungen fuhren wir, innerlich von einem besonders guten Shtora-Wein vom Osthang des Libanon befeuert, über dies Gebirge nach Beirut hinter und fanden dort die beiden Babylon-Gefährten, Dr. Meißner und H. F. Ludwig Meyer, die sich vier Wochen später als wir wiederum auf dem alten „Nettuno“ mitsamt dem Expeditionsgepäck verfrachtet hatten.

## ALEPPO

1899

Wegen des relativ großen Expeditionsgepäcks wählte Koldewey die einigermaßen bequeme Route über Alexandrette—Aleppo—Euphrat—Bagdad und nicht die kürzere, aber sehr viel unbequemere über Damaskus—Palmyra—Dêr ez-Zôr—Bagdad. „Nettuno“ brachte uns am 22. Januar 1899 langsam, aber sicher und mit der üblichen oliven-, makkaroni- und sardinenreichen Ernährung nach Alexandrette-Iskenderun, auf dessen stille Rheede die schneebedeckten Amanusberge herabblickten. Die recht ärmlichen Hütten von Iskenderun entsprachen nicht ganz den sehr wichtig genommenen Zollprozeduren, die ein deutscher Vizekonsul für uns erledigen half. Das Hotel, in dem wir abstiegen, würde man anderswo Spelunke, Bruchbude, Loch geschimpft haben; da es aber nichts Besseres gab, nahm man es für ein Hotel. Zwei Reisewagen nach Aleppo wurden gemietet und das Gepäck per Karawane verfrachtet. Dann ging es über den Koldewey so vertrauten Bailân-Paß nach Kyryk Chan am Ostabhang des Amanus, von wo man ja, stracks nach Norden abbiegend, Sendschirli erreicht. Wir aber fuhren ostwärts über das z. T. sumpfige 'Amk nach der Übernachtung in dem höchst primitiven Chan. Herr Meyer schoß viel und gern gleich aus dem fahrenden Wagen und brachte einige eßbare Vögel zur Strecke. Noch einmal mußte man vor Aleppo übernachten in einer wenig anziehenden Gegend am Afrîn.

In Aleppo, wo die Expedition am 25. Januar 1899 eintraf, waren die Armenier noch sehr verschreckt durch die

großen Massaker von 1897. Es gibt genug Armenier in der großen, reichen und relativ sauberen Stadt, gebildete und ungebildete, arme und reiche. Unser Hotel gehörte einem solchen mit Namen Barôn. Es war kalt, steinern und für Europäer nicht eben komfortabel eingerichtet. Man bekam aber den großen Bronze-Mankal, das Becken mit den glühenden Holzkohlen, auf den Steinfußboden gesetzt und konnte sich daran partiell erwärmen — oder total vergiften, wenn die Kohlen nicht vollständig durchgeglüht waren und Kohlenoxydgas entwickelten. Das geschah eines Nachts mit Koldewey und mir, die wir bei einem Haar zugrunde gegangen wären. Am Morgen fanden wir uns schwach, verkrümmt und nahezu bewußtlos auf unseren Betten, bis zu denen das tödliche Gas schon herangestiegen war.

Koldewey hat sich in den veröffentlichten Briefen nicht über die Städte des Orients geäußert. Die Leidenschaft für Ruinen brannte zu hell in ihm. „Fodere necesse, vivere non!“ pflegte er in Abwandlung des alten Hanseatenspruchs zu sagen. Das neuere Städteleben interessierte ihn weniger, als das einer antiken Stadt, die schweigsam in Trümmern vor ihm lag. So möchten wir dem Leser helfen, das sich abwandelnde Leben des merkwürdigen Mannes nun dennoch in der farbigen Umwelt des Landes und jener Städte zu erblicken.

Das „steinerne“ Aleppo steht mit seiner Physiognomie in scharfem Gegensatz zu dem ägyptischen Alexandria, dem levantinischen Beirut, dem „paradiesischen“ Damaskus, dem lehm- und ziegelgeborenen Bagdad. Die umgebende Natur ist in Alexandria saharamäßig, bei Beirut fast tropisch. aber durch das hohe Libanongebirge gemil-

dert, in Damaskus oasenhaft, in Bagdad subtropisch. Aleppo neigt mehr zum Charakter Kleinasiens und Südeuropas. Kein Wunder, daß wir heute diesen Unterschieden gegenüber gleichgültiger geworden sind. Wir leben schneller, wir rasen mit schnellen Verkehrsmitteln über das Erdenantlitz und nehmen uns die Zeit nicht, es uns wirklich zu assimilieren. Wir haben auch die Achtung vor den Physiognomien verloren, vor Antlitz und Seele der Landschaften und der Städte und sind bestraft worden, indem sie uns nun auch gegen unseren Willen zerstört werden.

Koldewey hat uns verschwiegen, daß er gern nach Aleppo ging, aber man sah es ihm an, wie wohl er sich dort fühlte. Es ist wahr: Am schönsten ist ein Ort, wenn man ihn zum zweiten Mal besuchen kann. Die Freunde, die man sich beim ersten Mal erwarb, sind einem dann wieder viele Schritte näher gerückt, Freunde unter den Menschen und Freunde in der Natur der Umwelt. So war es mit Koldewey in Aleppo, das er am Ende der Vorexpedition mit Sachau passiert hatte, um schon zum Freund des Hauses Carl Koch zu werden, in dem wir nun alle mit offenen Armen aufgenommen waren. Frau Martha Koch, die Seele des Hauses, sorgte mütterlich nicht nur für ihre heranwachsenden Kinder. Wenn sie einem Deutschen von Wert im Lande helfen konnte, so opferte sie sich ganz auf. Sie war eine schneidige Reiterin und befreundet mit den so wichtigen Beduinenhäuptlingen. Ihr Mann, Karl Koch, ein tüchtiger, solider deutscher Kaufmann, der bei Lütticke in Damaskus angefangen und sich in Aleppo etabliert hatte, saß tagsüber nicht weit von der Burg auf dem Tell Haleb in dem alten mamlukischen

Chan Wesir, einem architektonisch hervorragenden Bau von glänzender Erhaltung. Die Abende und Sonntage im Hause Koch am Rande der Stadt, wo man in das gartenreiche flache Kuwèk - Tal und die rötlichen Hügelflächen hinausschaute, vereinigten Familie und durchreisende Gäste, die hier wie durch ein großes Sieb gingen. Wer Freund des Hauses wurde, blieb es für immer, und jeder andere konnte sich auf ihn verlassen. (Wir denken zurück an das Haus Calvert in den Dardanellen.) — Erquickende Stunden erlebten Koldewey und mit und nach ihm viele Ausgräber bei Aus- und Einreisen im gastlichen Hause Koch am Kuwèk. Die Freundschaft setzte sich über die zerstörende Kriegszeit in die nächste Generation der Familie fort, die buchstäblich über die ganze Erde verstreut wurde.

Es machte sich ein langer Aufenthalt notwendig. Vor uns lag eine dreiwöchige Karawanenreise, zu der wir aus Deutschland nur das Zelt und einigen Dauerproviand mit hatten. Alles übrige: Reittiere, Tragtiere, Pferdebesorger, Karawanentreiber, Koch, Küche, Küchenzelt, Holz und Kohle, Mundvorräte für alle, Pferdefutter und vieles andere mußte engagiert und besorgt werden. Martha Kochs Personen- und Sachkenntnis wußte überall Rat. Es war i h r e Karawane, die da zusammengestellt wurde, s i e bestimmte die Preise, s i e wählte das Richtige und bändigte den Ubervorteilungsdrang, der den guten Aleppiner dem Ausländer gegenüber kitzelte, bis er erkennt, daß er keinen Dummkopf zum Partner hat. Die Karawane funktionierte glänzend, obwohl die 24 Tragtiere nicht viel taugten und die Leute 6 Stunden zu spät antraten, was nur guttat, weil sie uns aus der Stadt herausbrachte, aber

nicht so weit, daß man Vergessenes nicht noch hätte herausholen können.

Es ergab sich von selbst, daß wir in den neun Tagen dieser Geschäfte auch die interessantesten und schönen Seiten der Stadt und ihrer Umgebung kennenlernen wollten und konnten. Sie war damals, als noch keine Bahn sie mit der Welt verband, unberührt und echt in ihrem Habitus und in ihren Bewohnern, die sich gleichwohl doch für sehr europäisch gebildet hielten, es z. T. auch waren. Unsere Pferdchen wollten und mußten wir kennenlernen, um sie auf der Reise richtig zwischen den Schenkeln zu haben. Nur der Philologe schloß sich aus. Er erhielt das Damenpferd von Aleppo, ein reizendes stilles Pony mit Simpelfransen an der Stirn. Man nannte es allgemein das „Kanapee“. Koldewey war mit Martha Koch auf wildere Ritte gegangen, hätte dabei ums Haar das Leben verloren, als sein Apfelschimmel auf glitschigem Felsen glitt, fiel und ihn kopfüber abwarf. Die recht beträchtliche Wunde machte ihn zum „Mullah“, denn der Verband, den er dann 4 Wochen bis Bagdad tragen mußte, glich dem weißen Turban eines arabischen Lehrers. Immerhin! Drei Wochen mit verbundenem Schädel zu reiten und Karawane zu leiten, war schon eine Leistung, die Koldewey so leicht keiner nachgemacht hätte, denn es war tiefer Frieden und gar keine heldische Zeit.

Für viele ist das „steinerne“ Aleppo die schönste, weil in sich geschlossenste Stadt des Orients gewesen. Auch nach ihrem Anschluß an das europäische Verkehrsnetz durch die Bagdadbahn, von der damals noch nicht einmal die Rede war, behielt der Stadtkern sein altes mamlukisches Gesicht, und in den Bazargassen, langen finste-

ren Gewölben, von Sonnenlöchern magisch erleuchtet, fand man die durchaus uneuropäischen Typen orientalischer Völkerscharen in meist brüllender Handelsabwicklung begriffen, mit verzerrten Gesichtern sich gegenseitig auf-fressend. Noch im ersten Krieg eine Fundgrube für den Kriegsmaler Georg Lührig von der Dresdner Akademie, mit dem zusammen ich 1917 die schönsten malerischen Dinge dort erleben durfte. Den jungen Architekten zogen damals jedoch mehr die schönen Mukarnas-Nischen, der sorgfältige Fugenschnitt von Moscheen- und Bäder-, Chan- und Festungsfronten an und die schlanken, wohlgegliederten Steinminares mit ihren zierlichen Holzaltanen, die nachts durch feine Lichterketten illuminiert waren.

In altorientalische Epochen von Chalibon und Halappu ragt die sonderbare Burg von Aleppo, die Kala, hinauf, die weiter nichts anderes ist, als es der Koldewey so gut bekannte Burghügel von Sendschirli-Scham'al war; nur erheblich größer und höher, ragt sie über die flachen Dächer der Stadt und über alle Chane, Bäder und Moscheen hervor, oben mit vielen Türmen bewehrt, unten von einem tiefen Graben umzogen. Die steilen Böschungen sind mit großen Steinen abgeplastert und noch heute nahezu un-ersteiglich. Eine ansteigende massive Brücke mit hohen bewehrten Toren führt von einer Seite hinauf. Trotz ihres ruinösen Zustandes galt die Burg noch als wehr-wichtige Festung. Archäologisch war ihr daher vorerst noch nicht beizukommen, wie etwa den entsprechenden Burgen von Homs und Hama, die keine Kal'a trugen. Jedoch wimmelte es in Aleppo von kleinen Fundstücken aller Altersstufen und Arten, die geschäftstüchtige Händler und idealistische Dilettanten sammelten, bei sich in

malerischem Kunterbunt ihrer Salons zwischen vielen Uhren, Spiegeln und Petroleumlampen, Teppichen und Plüschmöbeln aufstellten und gern herzeigten. Interessierte Europäer grasten diese Weiden ab und vermehrten dadurch die ungelösten chronologischen Rätsel der Museen und Privatsammlungen im Westen.

## KARAWANE NACH BAGDAD

Februar 1899.

Der erfahrene Reisende atmet auf, wenn seine Karawane endlich marschiert und die Stadt mit ihren verführerischen Reizen hinten am Horizont versinkt. Die Maultiertreiber und Pferdeknechte lösen sich am schwersten los. Eine Kavalkade der Freunde hatte die Abziehenden bis zum ersten Lager begleitet, und dort erst fand der feierliche Abschied statt, etwas poetischer und nachhaltiger, als auf einem langstieligen deutschen Bahnsteig. Man sah sich dann viele Jahre nicht, das wußte man, denn Karawanenmeilen sind keine Eisenbahnmeilen, und Wüste ist Wüste. Das war am 3. Februar 1899.

Am Morgen ging dann das Aufbrechen und Aufladen schon recht ordentlich; das „Kanapee“ wurde vom Philologen bestiegen mit aufgespanntem Regenschirm (wegen der Sonne) und am kleinen Finger angehängtem Zügel. Die drei anderen Pferdchen waren brav. Plötzlich fehlte das „Kanapee“, und die anderen sahen weit hinten den „Reiter“ vor ihm in erregter Unterhaltung mit ihm stehen, es am Zügel ziehen und schließlich mit zusammengeklapptem Regenschirm über die Schnauze hauen. Das verträgt auch ein Damenpferd mit Simpelfransen nicht. Es riß sich los und floh in die weite Wüste bis an den Horizont. Grund: ein fußbreites Wasserbächlein, das es nicht überschreiten konnte, weil der Reiter, noch oben, es dauernd zurückgezogen statt vorwärts getrieben hatte. Von Stund an ging das berittene „Kanapee“ über kein Wasser mehr, peinlich für den Reiter, aber nicht zu ändern. Denn so böß war es nicht, daß es nicht friedlich wieder zu

Reiter und Karawane gekommen wäre — schon wegen des Futters.

Man wird tadeln, daß solche Ereignisse nicht wichtig genug seien, eine Biographie zu verlängern. Wie aber wollen wir an's Ziel kommen ohne sie? Sie gehören so gut zum Wandeln auf Erden, wie eine Pfeife Tabak, mit der ein endloser Nachtmarsch in seine Abschnitte geteilt wird, wie Koldewey es zu tun pflegte, von Pfeife zu Pfeife genau 40 Minuten. Oder wie die Überwindung kleiner und größerer Hunger- und Durstanwandlungen, wenn man, vom Frühstück bis zum Abendbrot reitend, aushalten muß und nur Telegraphenpfähle in ebenen geraden Linien zählen kann, deren Ende nicht abzusehen ist, aber, wenn man Geduld hat, doch herankommt. Von den türkischen Polizeisoldaten, die samt ihren Henry-Martini-Gewehren die Altersgrenze meist längst überschritten hatten, lernte man mindestens die ersten zehn Zahlen auf Türkisch oder Arabisch und kam sich nun schon eher wie ein Landeskenner vor. Und erst, wenn nach den ersten 200 km Ritt der Reitmuskelkater und Schlimmeres überwunden war! — Hie und da gab Herr Meyer Wurst, Schokolade und Keks aus, das ungeeignetste, die Verdauung gänzlich verhindernde Reitkraftfutter. Da er selbst in die wirklich gute Braunschweiger Cervelatwurst hineinbiß, anstatt sie dünn zu schneiden, war ihm von Stund an das Cervelatwurstessen verleidet. Was sammelt man nicht für Erfahrungen! — Reich war der Tisch besetzt mit jagdbarem Geflügel, vom köstlichen Steppenhuhn und der Wildgans zur Wachtel, zum Rebhuhn und zuletzt gar zum Spatzen. Herrn Meyer konnte Koldewey böß ärgern, wenn er hinter dem den herrlichsten Wildtaubenschwärm

Beschleichenden einen Schreckschuß abfeuerte, der das ganze Taubenparadies mit einem Schlage vertrieb. — So hatte man seinen wild-westlerischen Reisespaß — was gäbe es sonst auch für Unterhaltung bei 24 Tagen Wüstenreise?

Koldewey hat eine solche Reise trotz ihrer Eintönigkeit immer mit einem gewissen Genuß und wenigstens mit Humor absolviert. Hören wir, wie er selbst nachträglich von Babylon aus in einem Privatbriefe darüber schreibt, der in Mitt. d. Deutschen Orient-Gesellschaft Nr. 2, S. 7 ff. abgedruckt war und jetzt schwer zu haben ist:

„ . . . In Aleppo regnete es noch ziemlich häufig, und ich denke jetzt mit einer Art von Sehnsucht an Kälte und Nässe, die uns dort lästig waren, noch dazu in einem neuen, sozusagen ganz aus Fenstern bestehendem Hause, das als Dependance des ‚Hotels‘ für uns gemietet war. Wir hatten in Aleppo einige Mühe, die nötigen Tiere für unsere Karawane zusammenzubringen: man unterhandelt mit einem ‚Mukar‘, aber wenn man gerade unterhandelt und einen Tag für die Abreise bestimmt hat, erfährt man, daß derselbe statt dessen auf und davon nach Adana oder Mossul oder sonstwohin im weiten türkischen Reiche gewandert ist. Dann unterhandelt man von neuem mit einem anderen und hofft und hofft, daß es zustande komme.

Wir brauchten etwa 22 Tiere für das Gepäck und vier Reitpferde. Letztere waren mietweise gar nicht zu bekommen, und wir mußten solche kaufen. Von dieser Notwendigkeit verbreitete sich natürlich schnell das Gerücht in Aleppo und jeder, der ein altes krummes Pferd besaß, dachte, es wäre für uns wohl gut genug, und kam dann gewöhnlich morgens damit vor unsere Tür. Das

eine hatte einen offenen Rücken, das andere lahme Beine, das dritte schlug und biß, das vierte war zu faul, das fünfte zu jung, das sechste zu teuer, das siebente zu alt usw. Schließlich sind wir aber doch sehr gut weggekommen. Die Tiere haben die ganze lange Reise gut überstanden und stehen jetzt draußen im ‚Stall‘, d. h. an einer 5 m hohen Lehmmauer, knurschen in die Gerste und lassen sich den Palmenschatten auf den Rücken fallen.

Wir sind ja nun an Ort und Stelle und graben, wie Sie wissen, bereits 4 Wochen am Schlosse Nebukadnezars; aber wir sind noch nicht recht häuslich eingerichtet. Das hindert mich sehr am Schreiben. Es ist ungemütlich hier, und wir denken in Ermanglung von Theatern, Stammtisch, Tageblatt und anderen Zerstreungen gern an die überstandene Reise, die so außerordentlich gewöhnlich und ohne jeden Zwischenfall verlaufen ist, und an die Ruhepunkte zurück: Aleppo und Bagdad. In Stiehlers Atlas liegt das dicht beieinander, kaum ein paar Finger breit, und wenn Sie unseren Weg, der in gewöhnlicher Weise über Dêr und Anah am Euphrat hinunterführte, verfolgen, so wird Ihnen die Vorstellung gewiß beschwerlich fallen, daß die Strecke 24 Tage in Anspruch nimmt. Wir sind zwar nicht besonders schnell geritten — die Lasttiere gingen nicht gut —, aber auch nicht besonders langsam und haben uns nur in Dêr und Islahieh je einen Tag aufgehalten; letzteres zu dem Zwecke, weil ich dort eine alte Stadtruine, das sogenannte Kan-Kalessi, aufnehmen und photographieren wollte. Ich habe ja die ganze Strecke schon einmal gemacht, zum Teil schon zweimal; aber ich reite immer wieder gern an den steilen Ufern des sonderbaren Stromes hin, schlage abends die Zelte in der Wüste

auf, höre in der Stille der Nacht, wie die langsam unterwaschenen Stücke vom lehmigen Ufer melancholisch in das Wasser plumpsen und wie im Mondscheine die Schakale heulen. Die Lagerplätze in der Wüste sind die angenehmsten; man ist da ganz unter sich. In den Städten, wie Dêr, Anah oder dem asphaltverräucherten Hith, steht das Volk immer zu neugierig um das Zelt herum und stört die nach neunstündigem Tagesmarsch ersehnte Ruhe. Wir haben zwar, wie man zu sagen pflegt, ‚nichts ausgestandenes‘, waren im Gegenteil mit allem, was nötig war, vorzüglich versehen: Zelte und Betten, Koch und Küche, Kohlen und Diener, Konserven und Soldaten, so daß wir bequem und standesgemäß reisen konnten; aber die tägliche Wiederholung eines langen Rittes und das tagtägliche Zeltaufschlagen und -abbrechen hat doch auf die Dauer von etwa einem Monat etwas Ermüdendes. Als ich am 5. März die goldenen Kuppeln von Kadhmeim und die hohen Minarets über die Palmen hinüberschimmern sah, war ich froh, und die außerordentlich liebenswürdige und gastfreie Aufnahme, die wir in der deutschen Kolonie von Bagdad mit Herrn Konsul Richarz an der Spitze gefunden haben, war ganz geeignet, uns das Leben in Bagdad so angenehm zu machen, daß wir schließlich am 20. März nach mancherlei Besorgungen, bei denen uns unsere Freunde überall unterstützt und gefördert haben, uns nicht ohne ein gewisses Bedauern wieder auf die Gäule setzten, um die letzten beiden Tagesreisen nach Kowairesch anzutreten.“

Diese Reise spiegelt sich für uns Kenner allerdings be-  
lustigender als für den Fernerstehenden in einem langen  
schmurrigen Gedicht wieder, in dem Koldewey die vielen

Stationen und Haltepunkte mit Professor Sarre in Verbindung bringt, der auf seiner Persienreise durch die gleichen Gegenden zog. Das Gedicht steht in „Briefen“ S. 177—180. Es ist wie bei den Städten. Die Wüsten- gegenden, Flußbiegungen, Dörfer oder Ortschaften hängen eigentlich mehr wie unwichtige flatternde Fetzen am Kleide des reisenden Koldewey. Wichtig nahm er nur die alten Städte und Bauwerke und das Auszugrabende: *Fodere necesse, vivere non!* Und doch gehört auch zum Scherzen über diese Fetzen ein intensives Erleben. Es gibt und gab zweifellos Meister der Schilderung solchen Landerlebens, die sich nicht ins Grotteske zu flüchten brauchten und die mit poetischem Ernst herangingen oder mit Wissenschaftlichkeit. So Carl Ritter, wenn er das Stufenland des Euphrat- und Tigris-Gebietes, oder von den modernen, die Gebrüder Jünger, wenn sie mittelmeerische Landschaften zu schildern haben. Das wäre für die Euphrat-Reise noch zu besorgen.

Dem jugendlichen Blick, den ich mitbrachte, sind die Landschaftsbilder viel lebhafter eingepreßt worden, als dem des erfahrenen Reisenden. Zudem zeichnete und malte ich viel, da die Kamera noch fehlte. So soll es aber auch sein, daß einem jede Landschaft beim zweiten Durchwandern irgendwie heimatlich - vertraut entgegenkommt. Dann hat man sie beim ersten Male wirklich als „*tat twam asi*“, als „das bist du“ erlebt, wie der Inder. Kommt man wieder, so findet man sich selbst darin wieder. Es soll Menschen geben, die das gern tun. Es sind aber wohl nicht alle. Gar nicht einmal die dramatischen Gegenden brauchen es zu sein, in denen diese Selbstbegegnung begünstigt wird. Mir ist eine majestätische Flußschleife des Euphrat

in Erinnerung, die außer den dünnen braunen Uferrändern und niederen schwefelgelben Hügelreihen der anderen Seite so gut wie nichts bot, blassen, aber großen Himmel, blaß heranflutendes Lehmwasser mit spielenden kleinen Wirbeln in der Biegung. Ganz in der Ferne, wie Brückenruinen, zwei oder drei Bogenstellungen der Wasserhebewerke, der quietschenden Na'ura. Man ist da ganz allein mit sich, weil die anderen meist anderes oder nichts interessiert.

Da man zum Zelten und Kochen nur abends an eine solche Flußschleife kam und tagsüber quer über Land mußte zur nächsten, war das kontrastreiche Land-Wasser-Erlebnis schon auch höchst einprägsam. Der Blick schärfte sich für die wenigen kleinen Besonderheiten der Wüste und suchte, fand aber auch sehnsüchtig entbehrte Wechselercheinungen, Farbkontraste, Akkorde in der Monotonie. Unruhige Nerven glätteten sich. Man bekam Wüstenaugen, Wüstenseele, wurde ein anderer.

Koldewey führte die Karawane so, daß wir zwei größere Ruinenstätten berührten und nicht nur das, sie auch sehen, zeichnen und schnell aufnehmen konnten: Halebije und Islahije (Kan Kalessi), das alte Dura-Europos, von dem er in dem oben angeführten Briefe sprach. Die letztgenannte Ruinenstadt ist später von einer französisch-amerikanischen Expedition mehrere Jahre hindurch durchforscht und veröffentlicht worden. Für mich war es die erste Aufnahmepraxis in Mesopotamien. Koldewey umschritt mit mir routierend das ganze Stadtgebiet, dessen Mauerumzug schön erhalten an zwei tiefen Schluchten und zwischen ihnen am „Hals“ der Festung mit einem gewaltigen Bogentor zu sehen war, während die Akropolis,

durch einen riesigen Felzsturz dezimiert, den Steilabfall zur Euphrataue hin bildete. Der Blick von der Burg talauf und talab drückte sich unauslöschlich ein.

Halebije ist meines Wissens außer durch E. Herzfeld mit F. Sarre noch nicht weiter erforscht worden. Es liegt in einer Enge des Euphrattals, deren Hänge wohl 100 m ansteigen und oben an der großen Basaltlavadecke von Strata-Vulkanen, also am Ledschâ beginnen. Von dem schwarzen Basalt erscheint überall so viel in der Landschaft, daß ein düsterer Eindruck entsteht, gegen den die hellen Bauten der merkwürdigen Abhängstadt nicht recht aufkommen. Sie sind aus silbrig-grauem durchscheinenden Gipsstein oder Alabaster, der, schön gequadert und sorgfältig gefügt, von tüchtigen Baumeistern zu Toren, Stadtmauern und Kirchen sowie in dem der Stadtmauer eingefügten Pallas verarbeitet war. Was man sah, war in byzantinischer Zeit errichtet. Die Stadt hieß nach der bekannten palmyrenischen Königin Zenobia. In der Höhe der Hochebene liegt eine kleine Akropolis, nach allen Seiten steil abfallend, von der die beiden Stadtmauerarme divergierend zum Fluß hinabsteigen, den eine Flußmauer mit Auslässen begleitet. Gegenüber liegt eine kleinere Stadt, jetzt Zelebije genannt, deren Überreste wenig imposant sind und von uns damals nicht besucht werden konnten.

Weiter südöstlich, schon jenseits des Landstädtchens Dêr ez-Zôr („Waldkloster“), sind wir bei Abu Kemâl hart an dem glatten, ausdruckslos scheinenden Ruinenhügel von Mâri vorbeigezogen, der von den Franzosen späterhin mit bestem Erfolg ausgegraben worden ist. Das Königreich Mâri schlummerte also damals noch unbekannt unter den

Hufen unserer Karawane, wie so manches andere, von dem wir nichts ahnten. Das Land am Euphrat, durch das wir reisten, schien uns bis auf schmale und kurze Streifen so gottverlassen und unbewohnbar, daß der Gedanke, es könnte dort ein größeres Reich bestanden haben, gar nicht Fuß fassen wollte. Ist das nicht ebenso sonderbar und unheimlich, wie die Dürre des Bodens weit und breit, die wir während des Rittes im Februar noch trafen, und die sich nur wenige Wochen später, nach den ersten Frühlingsregen, in den farbentrunkendsten Blumenteppeich verwandeln kann, der aus dem Nichts hervorzuschießen scheint. Über lauter lebendige Keime tritt der Fuß und über Menschentaten selbst in der Einöde.

Die Feste Ráhaba ist nicht weit von Mejadin bei der Chabúr-Mündung in den westlichen Wüstenrand eingeschnitten. Die Araber, die sie errichtet haben, besaßen noch die Tatkraft, dieser Trutzburg nicht nur himmelhohe Mauern zu geben, sondern das Gebirge ringsherum zu einem unüberwindlichen Steilgraben von 50 m Tiefe und mehr auszuschnitten. Und was traf man dort oben? Schakale, Hyänen, Wildkatzen, Fledermäuse, Eulen. Sehr menschenscheu war das Schloß und ließ einen nicht ein.

Leben fand man nur in den Flußauen, dem alluvialen Schwemmland zwischen den diluvialen Flußrändern oder Wüstenabhängen zu beiden Seiten des Euphrattales: Die wenigen Siedlungen, Polizeiposten und Tamariskendschungen, fast nirgends Ackerbau. Die Dschungeln waren schon damals im Verschwinden und existieren jetzt schon lange nicht mehr wegen der katastrophalen Abholzung, die auch vor den Wurzeln nicht halt machte. Zur Zeit unserer Reise kamen wir noch durch viele Kilometer lange, wald-

artige, 5 und 7 m hohe Tamariskenbestände mit armdicken Ästen. Ein Zitat aus Geheimrat Sachaus Reisebeschreibung machte uns dort Vergnügen. Er hatte des Abends im Dämmerlicht das Zeltlager verlassen, um im Dschungelwald sich zu ergehen. Plötzlich, an einer Lichtung, sieht er gegenüber ein weißlichgelbes Tier, mehrere Handbreit höher als ein Wolf, im Dickicht verschwinden. Schwanz und Mitte waren noch zu sehen, der Kopf nicht. Er kehrt um, wegen der Gefahr es könnte ein Löwe sein, und schickt seinen jagdgewaltigen Diener, der aber nichts findet. Zur Beschreibung des „unheimlichen Wildes“ im Dschungel passen gut die gelbgefleckten Fellachenkinder, denen wir begegneten.

Einsamkeit ist ein schwer zu fassendes Etwas, kein Nichts. Unendlich einsam wirkte auf mich eine schnurgerade türkische Telegraphenlinie mit ihrem einzigen Draht: Eine Vielheit von hölzernen Masten und dennoch einsam. Die glatte gelblichgraue Erde machte die Reihe so verlassen und die großen Lämmergeier und Steinadler, die das Einsame so sehr lieben, suchten sich den „Wipfel“ einer solchen Stange als Thronszitz aus. Stolz regierten sie als Wappentiere das Land und die Luft. Darunter, die Porzellanisolatoren fehlten gar oft, sie dienten dem schießfreudigen Araber als Übungsziel. Die türkischen Störungs-trupps hatten damit viel Kummer.

Manchen Karawanenspaß erzeugten Mensch und Tier. Widerspenstigkeit hat gewiß zwei Seiten, eine ärgerliche und eine spaßige. Maultiere und Esel waren eine unerschöpfliche Quelle für beide. Wenn das Gepäck mit viel Mühe und Geschrei endlich aufgeladen ist, wälzt sich gewiß das eine oder andere Tier rasch noch einmal mit

dem kostbaren Gut — ärgerlich, aber das Gewühl und Getümmel dabei urkomisch. Ein Eselchen, noch in der Blüte seiner Jugend, sucht sich auf dem langen Marsch plötzlich seitwärts eine weiche Stelle mit gerade erst aufkeimendem Gras und stellte sich tot, streckte alle Viere von sich. Sein Besitzer — na warte! — springt ab und eilt hin, um ihm ein paar Mal das Schwänzchen wie einen Korkenzieher umzudrehen. Wie lebendig-hurtig konnte das tote Eselchen rennen. Jedoch nicht lange. Jetzt bekam es zwei große Säcke aufgelegt und zwischen beide setzte sich der Eigner, es, wie üblich, mit der Packnadel in die Nähe des Schwänzchens zu pieksen.

Einmal kommt auch die Stunde des nachzuholenden Schlafs, jedoch „die Karawane marschirt“. Der Maultier-treiber liegt dann bäuchlings auf seinem Tier und die Pantoffeln hängen an beiden großen Zehen. Es gilt als erlaubter Scherz, sie ihm heimlich wegzuknipsen und sich zu freuen, wenn er weit zurücklaufen muß, die kostbaren wiederzuholen.

Stolz steigt das Leitmaultier, das die Karawanenglocke trägt, an der Spitze dahin, stolz zieht es als erstes im Chan ein, wenn es — selten genug — einen solchen gibt. Für Karawanen und Karawanenvolk eine Wonne, für den Europäer das Gegenteil. Ein Hof mit vielen Nischen und finsternen Gängen ringsum und angefüllt mit meterhohem Mist „der Jahrhunderte“. Hier stehen die Tiere, in den Nischen übernachtet und kocht das Volk. Mitten im Hof ein kleiner Betplatz und der Brunnen. Im ersten Stock bisweilen eine Oda, ein Gastzimmer: vier Wände mit offenen Fensterhöhlen. Uns waren die Zeltlager in der stillen Wüste tausendmal lieber, als diese „Kultur“. Dort

in der Wüste verstummt das Abladegeschei allmählich, Küchendüfte steigen auf, die Tiere schnurpsen ihre Gerste, das Glöckchen wird immer leiser, bald atmet die Karawane nur noch, und nun gehen Mond und Sterne ungehindert über den Himmel, der sich bescheiden im Euphrat spiegelt. Hie und da ein tiefer Baß-Stoßseufzer: Wallah, ja kerim oder Bismillah errahmân, errahim. Dann Ruhe, wirkliche Ruhe, wie jede Nacht sie geben will.

Am Ende der Reise tritt man ins eigentliche Flachland ein. Die Randhügelhänge verschwinden bei Rumâdi, wo das Euphrat-Hochwassernach dem rechtsufrigen Habbanije-See abfließen kann. In Feludscha überschreitet man den stillgewordenen gelben Fluß auf einer wackeligen Bootbrücke, die jetzt längst durch eine eiserne ersetzt ist, und nun ist man zwischen den Strömen in Mesopotamien, in Babylonien könnten wir sagen. Bald erlebt man dessen erstes Wahrzeichen und spezielles Forschungsobjekt: eine Lehmziegelkurrat. Es ist die von Akarkuf, errichtet von einem kassitischen König Kurigalzu im 2. vorchristlichen Jahrtausend. Aber schon wittert man Stadtluft. Bagdad ist nahe und kündigt sich durch den goldenen Stern im Osten an. Goldener Stern? Es ist wirklich einer, der am Horizont aufleuchtet, bei hellem Tage, wenn die Sonne schon im Westen steht. Noch sieht man den Palmenstreifen längs des Tigris nicht, aber den goldenen Stern möchte man erraten, er macht alle Reise-müdigkeit vergessen, ja, um seinetwillen möchte man die drei Wochen gern noch einmal erdulden! Endlich offenbart er sich als die Doppelkuppel von Kadimên, die mit puren Goldplatten bedacht ist.

## B A G D A D

März 1899

**F**ür Koldewey und Meyer war Bagdad nichts Neues. Wie es auf mich wirkte, darf ich hier wohl berichten. In eine so junge Seele drückt sich das Landschafts- und Menschenerlebnis ja besonders tief ein, zumal nach der Karenz einer langen Wüstenreise. Ich habe jeden bedauert, der diesen „märchenhaften“ Schauplatz der 1001-Nacht-Erzählungen nicht aus der Wüste, sondern von See her kommend, durch Kabine und Speisesaal verwöhnt, betreten mußte und zuerst nichts als „Dreck und Gestank“ empfand, vom „goldenen Stern“ nichts wußte und unterwegs in Basra die Dattelhaine schon bis zum Überdruß zu kennen meinte. Die blankgeputzte Wüstenseele sah vielmehr das äußerst bunte Menschengewühl, die verhalten glimmenden Fayence-Wände in dunklen Basarhöhlen, das Silbergrün der Palmengärten innerhalb stumpf graugelber Erdmauern und hellvioletter Dornbewehrungen, endlich wieder den majestätischen Fluß, den schnellfließenden Tigris, von Dampfbooten und großen Flußseglern, kleinen Guffa's und Keleks belebt, die beiden ewig reparaturbedürftigen Bootsbrücken und von ihnen aus auf beiden Ufern farbig emaillierte Moscheekuppeln und Minare zwischen den bevorzugten vornehmeren, wenn auch nirgends pompösen Wohnhäusern am Ufer.

Man hatte uns erwartet; es waren Koldewey beim Konsul Richarz, die anderen bei den drei deutschen Familien Berk, Püttmann und Hesse untergebracht, erlebten daher das noch sehr labile Hotelwesen Bagdads damals gar nicht und wurden arg verwöhnt. Im Geschäft Berk, Püttmann

& Co, der Kaufleute kam man mit dem Handelsbetrieb in Berührung, bei Hesse und Richarz mit der Diplomatie und den übrigen Ausländern, im Bazar mit dem Volk von Bagdad. Bei Richarz lernte man auch das vornehme altbagdader Haus kennen, das sich mit seinem Hof in großen zweistöckigen Säulengängen nach dem Tigris zu öffnete, und auf dieser Seite einen gepflegten Garten hatte. An den Holzsäulen, den Fenster- und Türgittern, den Decken und Wänden der saalähnlichen Zimmer lebte sich bagdadische Schnitz-, Tischler-, Glas- und Ornamentier-Kunst in reichster Fülle und vornehmer Farbigkeit aus. Die Mukarnas- (wir würden sagen Stalaktiten-) Decken strotzten von zierlichen Spiegelglaselementen, die wirklich wie eine blitzende Sternfläche ausgespannt schienen. Der verwöhnte Hausherr ließ sich paschahaft bedienen und sparte an nichts, besaß auch eine berühmte arabische Rassestute von riesigem Format, nur leider schon etwas alt und hart. Überdies besaß er — ein Wunder in Bagdads Klima. — ein gutgestimmtes Klavier und musizierte virtuos.

Koldewey hatte seine Not, Bagdad nicht zum Capua werden zu lassen. Jedoch vergingen genau zwei Wochen, bis man, mit allem Nötigen versehen, am 20. März 1899 nach Babylon aufbrechen konnte. Für den Bagdader war Babylon tschól = Wüste. Es empfahl sich, dementsprechend für alles zu sorgen. Pferde besaßen wir, aber weder Diener, noch Koch, noch Pferdeknecht, da die Aleppiner heimkehrten. Gerät für die Grabung, Hacken und Schippen und einige unentbehrliche Einrichtungsgegenstände gingen mit der Karawane nach Süden.

Das Bild des Landes: Unendliche Ebene, von kleinen und großen Kanälen und von Kanalaruinen aus alten Zeiten

durchschnitten, blieb das gleiche wie zwischen Feludscha und Bagdad. Der Verkehr auf der Karawanenstraße, die aus zahllosen Maultierpfaden bestand und oft 100 m breit war, ist bemerkenswert lebhaft, denn persische Pilger- und Leichenkarawanen kamen und gingen nach den südlichen Kultstätten von Hussein, Hassan, Abbas und 'Ali in Kerbela und Nedschef, wo sich der fromme Schiit bestatten ließ. Die großen relativ sauberen Chans in Mahmudije und Mahauwil benutzten auch wir zu zwei Übernachtungen, obwohl die Wegstrecke nicht mehr als 90 km betrug. So kam man bei gutem Tageslicht am 22. März 1899 in dem Dorfe Kowairesch an, das bis 1917 Wohnsitz der Expedition sein sollte.

**E**ndlich am Ziel! Dem Leiter und seinem Assistenten war doch eigenartig zumute, den Boden der uralten Kult- und Kulturstätte unter den Füßen zu haben, die wie von einem großen Tuche bedeckt da lag. Wird man dasselbe lüften können? Was wird offenbar werden? Es war nicht viel Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen. Das Gebot der Stunde hieß: Anfangen und Einrichten! Koldewey machte da nicht viel Federlesens mit der Bequemlichkeit der Einrichtung. Die Hauptsache war für ihn, auf die lange Dauer ein festes Dach zu haben, da für das Zeichnen und Schreiben beim Zeltleben nichts Erspießliches herauskommt. Beim Dorfältesten Habib el Alai wurde das „Mudif“ gemietet, ein von Palmen umgebener Hof, der vom Tôf, einer hohen Lehmmauer umzogen war und einen einzigen stallartigen, palmenbalkengedeckten Raum enthielt. Die Lage unmittelbar am Euphratufer war so günstig, wie nur möglich: Das Wasser zum Trinken, Waschen, Baden floß vor dem Hause: Der Euphrat!

Der Dorfschulze stand zwar im Rufe eines „Oberräubers“, der schon mehrere Seelen auf dem Gewissen hatte und in seiner Sturm- und Drangzeit die Einäugigkeit und in seiner Schulzenzeit die Fettleibigkeit erworben hatte. Mit diesem Biedermanne war gleichwohl während der Expeditionszeit gutes Einvernehmen, denn er konnte nur gewinnen. Sehr bald war der Baumeister Emin aus der nahen Kreisstadt Hille mit seinen Handwerkern erschienen, und es hub ein fröhliches Bauen an. Eine Küche, ein

Stall und ein Obergeschoß mit Wohn-, Gast-, Eß-, Photographier- und Sammlungszimmern entstanden eines nach dem anderen und nach außen hin ein schneeweißer Wandgipsputz, der das Mudif zum Kasr el abjad, zum „Weißen Schloß“ machte, das sich später noch durch das „Kavalierhaus“ ums Doppelte vergrößerte. Das alles fiel Habib, so durfte er rechnen, zu, und wäre er nicht vorher zu seinen Vätern versammelt worden und der Weltkrieg ausgebrochen, hätte es so kommen müssen.

Jedoch aller Anfang war auch hier schwer. Die ersten Wochen und Monate mußten die vier Europäer mit dem stallartigen Mudif-Raum fürlieb nehmen und auf ihren Feldbetten „hausen“, eine harte Probe für die Verträglichkeit. Zelt- und Kofferleben verliert seinen romantischen Reiz mit der Dauer, und manche kleine Eigenheit und Unart des Mithausenden erregt bei zunehmenden Wärmegraden den Unwillen, wenn nicht gar Ekel. Der „Krach ist fertig“. Hinzu kam im Frühjahr das Erwachen ungezählter Flohscharen. Im Hofe, wo bisher im Sommer das ganze Dorf Nacht für Nacht zum Palawer zusammengekommen war und seine Flöhe liebevoll zur Erde abgesetzt hatte, stürzten sich dieselben nun blutgierig auf die weißen Eindringlinge. Erst die große Sommerhitze vertrieb sie wieder in ihre Ritzen, um das Feld den Sandfliegen, Hermes genannt, zu überlassen. Deren Stich juckt noch mehr, wie ein edler Flohbiß.

Es ist wohl richtig: Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. Es gab noch ein anderes unangenehmes Insekt, die Dattelwespe, eine Hornissenart, deren Stich recht weh tat und mächtige Schwellungen verursacht. Eine setzte mich 5 Tage außer Gefecht. — Ferner gab es

eine peinliche Akkomodations-Dysenterie, der kein Neuankömmling entging. Sie entkräftete denselben erheblich und ging in schlimmen Fällen in schwere Ruhr über. Endlich noch die berüchtigte Bagdad- oder Aleppo-Beule, von der wohl jeder Europäer, genau wie die Eingeborenen, befallen wurde, ohne daß man damals wußte, wie sie zu bekämpfen sei. Wer Pech hatte, bekam sie ins Gesicht und konnte sehr entstellt werden. Die Heilung brauchte fast ein volles Jahr. Koldewey meldete sie erst im August 1901 (MDOG 9\*, S. 2 f.): „Gesund sind wir alle. Die Bagdad-Beule bei Herrn Andrae und mir ist vorschriftsmäßig verlaufen, ohne besondere Beschwerlichkeiten und hat eine eindrucksvolle Renommiernarbe hinterlassen. Im ganzen glaube ich, daß die sorgfältige natürliche Lebensweise, die wir hier prinzipiell betreiben, gut bekommt. Spirituosen trinken wir nicht, um 9 gehen wir schlafen und um 5 stehen wir auf. Jeder von uns tut einmal täglich einen etwa dreistündigen Fundbeobachtungsdienst in der Grabung und sorgt dadurch für die Zunahme seiner Ortskenntnisse, für ordnungsmäßigen Betrieb und für die der Gesundheit zuträgliche Bewegung in der Sonne, der man sich nicht zu lange entziehen soll.“ Wir hatten keinen Arzt dabei. Nach Koldewey wird man, wenn man krank ist, entweder wieder gesund oder man stirbt. —

Im ersten Jahre war ohne Unterbrechung, auch im Sommer, obwohl der „heiß, windig und staubig“ ist, durchgearbeitet worden. 1901, im zweiten Sommer, schreibt Koldewey nach Berlin: „Ich lege großen Wert darauf, daß die Grabung kontinuierlich arbeitet; denn erstens

---

\* Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft (an ihre Mitglieder) Nr. 9.

geht bei einer Unterbrechung sehr viel Zeit nutzlos verloren, ohne daß die Gesamtkosten im Jahr wesentlich geringer würden und dann ist das Kasr, sobald wir weggehen, den Ziegelräubern so gewiß verfallen, wie  $2 \times 2 = 4$  ist. Die Mauern mit ihren Ziegeln sind eben für die Leute hier so gut wie bares Geld, und keine Bewachung würde imstande sein, das Wegschleppen zu verhindern. Ich habe mir im Verein mit Herrn Konsul Richarz resp. der Deutschen Botschaft in Konstantinopel große Mühe gegeben, die Beraubungen vom Hügel ‚Babil‘ zu sistieren, aber es ist mir bisher nicht recht gelungen; nur die von den türkischen Behörden nicht konzessionierten Räuber dürfen jetzt nicht mehr dort arbeiten. Auf dem Kasr habe ich allerdings, da das ja eine *conditio sine qua non* war, die Ziegelräuber gleich anfangs ohne zu fragen zum Teil mit eigener Hand hinausgeworfen.“ (MDOG 9, S. 4.)

Dieser Brief rollt die Probleme auf und löst sie in der Art Koldeweys: „Fodere necessel“ Koldewey schrieb am 18. 7. 1900 nach Berlin (MDOG 5, S. 9). „Wegen unserer Gesundheit bitte ich, sich keinerlei Sorgen zu machen. Wir sind der Hitze und dem Klima bisher durch eine geeignete, allerdings auch sorgfältig überlegte Lebensweise mit bestem Erfolge entgegengetreten und haben bislang keine Ursache, die Grabung auszusetzen: es wäre auch nicht rätlich, da wir uns im Kasr und im Amran jetzt an Stellen befinden, die eine lange Tätigkeit erfordern zur Beseitigung einer großen sterilen Schuttmasse. Außerdem liegen die Verhältnisse hier so, daß die Bagdader vielmehr zur Sommerfrische nach Babylon kommen, denn in Bagdad ist es unangenehmer als hier, wo die freie

Wüste dichter herantritt. Die nächste Sommerfrische für uns würde am Himalaya liegen, und eine Reise nach Simla dauert etwa 20 Tage; diese Reise selbst würde aber bei der Hitze durchaus keine Erfrischung sein, und so tun wir zweifellos am besten ruhig in Babylon zu bleiben. Die Arbeiter halten auch ganz gut aus, sie wechseln hier und da ab, arbeiten aber 11 Stunden täglich und kaum schlechter als im Winter. —

Wir haben hier überall mit besonders starken Schuttmassen zu kämpfen und dabei ist, wie mir scheint, die Kontinuität der Arbeit gerade sehr wertvoll.“ Die Gesundheitsfrage spielte beim Durcharbeiten keine Rolle. Der Beweis war ja geliefert, es geht! Auch der Europäer kann den Sommer über aushalten, ob im europäischen Sinne aushalten, ist schon eine andere Frage. Die Fähigkeit dazu nahm von Jahr zu Jahr ab, man tat nur „Dienst“ und verschob die Arbeiten auf die kühlere Hälfte des Jahres, die allerdings fast ideal war. Fremde Expeditionen und schließlich auch die deutsche Uruk-Expedition zwischen den Kriegen haben es vorgezogen, Winterkampagnen zu machen. Das hatte mehrere stichhaltige Gründe: Die Bewachung ließ sich unter der Iraq-Regierung, die ja eigentlich eine englische war, effektvoller durchführen. Das Reisen war durch Bahnen und Autobusse erleichtert und verbilligt. Die Gesundheit wurde geschont und endlich der kühlere Sommer in der Heimat zur Ausarbeitung der Ergebnisse des Winters benutzt, so daß deren Veröffentlichung sofort erfolgen konnte. Im Anfang waren diese Gründe für Babylon sämtlich nicht stichhaltig. Nachher wurden sie es mehr und mehr. Der hygienische hat sich an Koldewey selbst zweifellos gerächt, weil er zulange

im Lande blieb und zu wenig Sommer aussetzte. Die jüngeren Mitarbeiter taten letzteres nach 4, 3 und 2 Sommern. Koldeweys Krankheit in Babylon: ein tückisches langdauerndes Ekzem, sein zu früher Tod waren die Folgen. Die Veröffentlichung der Grabungsergebnisse wäre wohl auch zu beschleunigen gewesen, wenn gewisse Teile in der Heimat hätten zur Vollendung gebracht werden können. Im übrigen aber behielt die Methode Koldeweys auch hierbei Recht: Möglichst alles am Ort der Tat fertigmachen!

Die Ziegelräuberfrage war eine Spezialität von Babylon. Seit zwei Jahrtausenden blühte das Ziegelabbaugeschäft, weil die Abfuhr auf dem Euphrat gar zu verlockend ist. Das ließ sich also nicht so leicht stoppen. Ist doch selbst Bagdad z. T. aus Nebukadnezar-Ziegeln gebaut, ganz zu schweigen von Hille. Für den Ausgräber, so wie wir ihn in der Vita Koldewey kennengelernt haben, galt aber jeder Ziegelstein in situ genau so gut als Heiligtum wie die allergrößte Quader oder Säule in einer griechischen Ruine, war jedoch im Handumdrehen wegstiebitzt und dann eben in der Aufnahme verschwunden und verstummt. Da mußte man drastisch hinterher sein mit Gewalt und List.

Koldewey dachte gar nicht daran, ausgegrabene Architekturen und wenn es die schäbigsten und tiefsten Fundamentmauern waren, irgendwie sorgloser zu behandeln und zeichnerisch zu vernachlässigen. Sich mit „schematischen Plänen“ zu begnügen, die so schöne schwarzgemalte oder schraffierte Mauern zeigen, sonst aber auch nichts, das kam uns unter Koldewey gar nicht in den Sinn, obwohl mancher fromme Fluch über die gar zu vielen Ziegelsteine durch die Zähne schlüpfte. Es hat sich nachträglich immer

gelohnt, Ziegel für Ziegel in der Zeichnung zu besitzen und sich nicht mit dem Aufmessen von Mauerkanten zu begnügen. Freilich Geduld gehörte im Kasr schon zur Untersuchung von Mauern, die mit einem Meter Dicke begannen und bis 17 m Dicke anstiegen (MDOG 12, S. 8, 9). Monatelanges Beseitigen der Schuttmassen von Ziegelräubers Gnaden führten dann zur Freilegung weniger laufender Meter dieses Mauerungetüms, das auch noch eine „Tür“ hatte bekommen sollen, dann aber liegenge-lassen und überbaut worden ist. Wir waren ja bei Nebukadnezar II. zu Hause und durften uns nicht über bau-wahnsinnige Maße wundern, schätzten aber auch gar nicht die weitere Zerstörung des schon fast „um- und umge-wendeten“ Schlosses durch Ziegelräuber. Mudschelibe, „die Um-und-um-gewendete“ ist ein arabisches Epitheton ornans des Kasr.

Von vornherein hat Koldewey in seiner selbstgegebenen Instruktion den Ausgrabungsdienst geregelt. Keine viel-paragraphische Vorschrift, sondern genau das, was zum geordneten Leben in der engen Arbeitsgemeinschaft uner-läglich ist, war niedergeschrieben und wurde streng ein-gehalten, bis zum Biegen und Brechen. So ist die Auf-sicht in der Grabung pünktlich eingeteilt gewesen, und die Geschäfte bei Fundbeobachtung, Aufnahme, Inven-tarisierung und Hauswesen, Küche und Kassenführung waren jedem zugeteilt. Ein Fall trat ein, wo der Opponent nach 24-stündiger Anwesenheit das Feld räumen und die Heimreise antreten mußte.

All das Geschäftliche erleichterte sich um so mehr, je fertiger das „Weiße Schloß“ erstand, je bewohnbarer seine Zimmer im Juni 1899 wurden und sich ein-

richten ließen. Diese aus Nebukadnezar-Ziegelbruch und aus Lehmbrei errichteten Mauern haben Jahrzehnte lang gehalten, da sie mit Gipsmörtel gut zugeputzt waren. Ustad Emin, dem Kollegen Baumeister aus Hille, bei seiner Arbeit zuzusehen, bereitete uns Vergnügen. Er trug sich würdig mit einem langen buntgeblühten Kaf-tan, einer besonders stoffreichen Keffije und sehr dickem Woll-Agâl auf dem gemütlichen Haupte, das ein henna-rotgefärbter Vollbart umsäumte. Seine Waffe war die Elle, mit der er maß und die Baujungen verdrosch, die halb-nackt und zünftig dreckig feuchten Lehm, nassen Gips und trockene Ziegelklamotten herbeizuschleppen hatten — aber im Laufschrift! Mit ihm zu beraten war besonders unterhaltsam; mancher moderne Architekt hätte von ihm lernen können, wie man auf Wünsche des Bauherrn eingehen muß. Es müßte aber auch ein Bauherr wie Koldewey sein, der bis in kleinste Winkel hinein noch eine fast scherzhafte, ja märchenhafte Raumaus-nützung verlangte und anstandslos gemacht bekam. Das höchste der Gefühle war das gelungene Ausguckfenster im Eck von Koldeweys Zimmer, wo unter der Dachtreppe und hinter kleinen Arkaden eine Liegestatt hingezaubert, eigentlich aus Gipsmörtel ausgeschnitten war, von der aus man, Tschibuk rauchend, den ganzen Euphrat-Lauf bis hinauf nach Babil überblicken konnte.

Ustad Emin war wirklich ein Meister hohen Grades im arabischen Bauen. Er besaß ein Formenbuch, in dem aus Dreieck, Viereck, Fünfeck, Sechseck usf. die berühmten geometrischen Ornamente entwickelt wurden, die heute den einzigen Schmuck monumentaler Bauten im Iraq bilden. Koldewey reizte ihn, sein Können zu zeigen, und

wir bekamen als Sopraporte über dem Eingang unseres Hofes ein tadelloses Ziegelmosaik hingesezt, das aus dem Sechsstern entwickelt war: „Kunt abu sitte kunt“. Das alles mit werden zu sehen, war für uns Architekten ein Genuß. Werkzeuge: Säge, Feile, Hämmerchen. Material: Weiche gelbe Ziegelsteine und Gipsmörtel. Dem Ustad machte es Spaß, und wir lernten uns gegenseitig schätzen.

## DIE GRABUNG IN BABYLON

1899—1917.

Unmittelbar nach der Ankunft und vor allem Komfort war Koldewey an die Aufnahme von Babylon, so wie es vor uns lag, gegangen. Das erste, was entstand, war der Plan des Kasr, des Schuttgebirges, an dessen Fuß unser Dorf Kweirisch liegt, und das Nebukadnezars II. Burg gewesen ist. Schon während dieser „Gebirgsplan“ entstand und allerhand Einblick in die großen Züge der völlig verschütteten Baulichkeiten verschaffte, begann die Grabung am 16. März 1899 mit 66 Mann an der Ostfront der Burg, die den Einblick in das Innere des Schuttgebirges öffnen sollte. In der Tat hat schon dieser erste Suchgraben die Struktur der Befestigungen, die große Prozessionsstraße zwischen zwei Mauern und ihren Schmuck aus den schönen farbig 'emallierten Relief-Ziegel-Löwen ergeben, sowie die noch an Ort und Stelle liegenden Pflasterplatten mit der Inschrift Nebukadnezars, aus der wir erfuhren, daß eben dieses die Feststraße des Gottes Marduk sei, des göttlichen Herrn von Babylon.

Im Juli 1899 kam unsere Feldbahn aus Deutschland an. Bei den Arabern herrschte geteilte Meinung, die einen hielten sie für etwas Feines, die anderen für Teufelswerk. Als aber einer, der diese letztere Ansicht vertrat, plötzlich starb, änderte sich das Urteil zugunsten der Bahn, insbesondere dann, als sich herausstellte, daß sehr viel mehr Arbeiter, bis zu 200, eingestellt werden konnten. Freilich gab es auch Dumme, die sich verletzten, weil ihnen die Härte des Eisens noch kein klarer Begriff war. Nasr z. B., ein älterer, sehr dürrer sanguinischer Kerl, wollte durch-

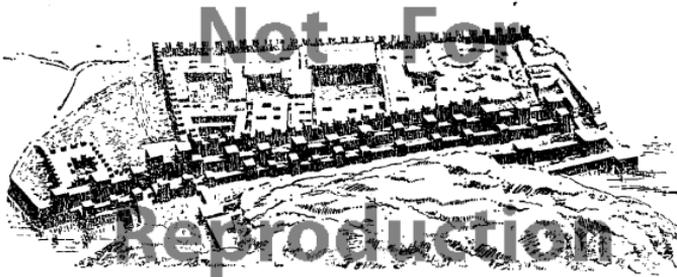


Abb. 13. Babylon, Südburg des Kasr von Norden gesehen  
Zeichnung von Koldewey

aus Wagenschieber werden und legte beim Auskippen der vollen Mulde den Zeigefinger zwischen die Kippbügel. Ergebnis: Völlig zerquetschter Finger, der gräßlich an der Hand baumelte, von Nasr aber fröhlich und unter dem Rufe „Backschisch!“ ins Weiße Schloß geschwenkt wurde, als „sei's erreicht!“, nämlich endlich eine Gelegenheit, Trinkgeld zu schnappen.

Um das Kasr herum entstanden jetzt mit Hilfe der Förderbahn im Laufe der Jahre riesenhafte Schutthalden, die das „Gebirge“ fast auf das Doppelte seines bisherigen Umfangs brachten. Die vorgefundene Urgestalt lag aber längst in Koldeweys Plan fest. Auch des unermeßlich großen Stadtgebiets galt es rasch habhaft zu werden. Januar bis März 1900 hat es Koldewey mit mir zusammen in einem Zuge trigonometrisch vermessen und gezeichnet. Es galt eine Fläche von etwa 10 km<sup>2</sup> mit dem ganzen Euphratlauf, den beiden Burgen Babil und Kasr, dem Stadtgebiet Merkes und dem Tempelgebiet Amrân ibn 'Ali zu bewältigen.

An den Einzelheiten ist selbstverständlich später noch lange gearbeitet worden, der Gesamtplan lag erst 1914



*Processionsstrasse und Ishtar-Tor*



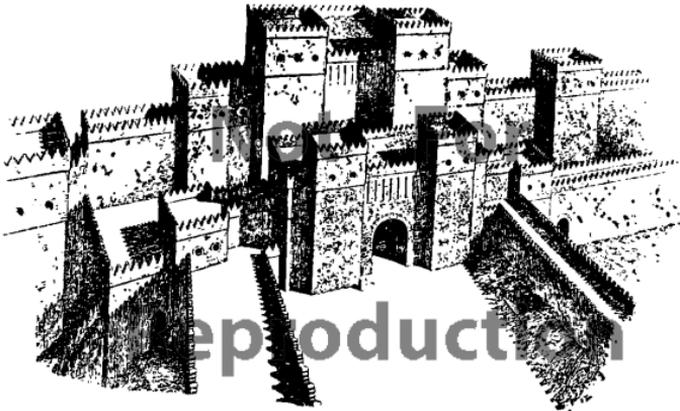


Abb. 14. Babylon, Das Ishtar-Tor nach Koldewey

in Koldeweys Veröffentlichung über das Ishtar-Tor in Babylon, WVDOG 32\*, vor, und in ihn konnte und kann jetzt jede neue Ausgrabung maßgerecht eingetragen werden.

Das Kasr, die Burg Nebukadnezars, war die erklärte Hauptaufgabe und der Grabungsauftrag Koldeweys. Es hatte schon im ersten Jahre gehalten, was es versprach: Farbige Ziegelreliefs von leuchtender Schmelzpracht, Löwen der Prozessionsstraße, Stiere und Drachen kündigten sich an und enthüllten sich 1903 als Schmuck des Ishtar-Tores. Aber der „grüne Tisch“ in Berlin wartete ungeduldig auf Inschriften und gab sich mit den Ziegelstempeln Nebukadnezars nicht zufrieden, die uns wegen der Baugeschichte der so phantastischen Paläste im Kasr höchlich interessierten. — Koldewey entschloß sich Anfang April 1900 daher, den Hügel Amrân ibn 'Ali anzuschneiden, der dann die Lage des bisher unbekannt

\* Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orientgesellschaft Nr. 32, Leipzig 1914.

Riesentempels Esangila mit dem nördlich davor liegenden „babylonischen Turm“, der Zikurrat des Bél zu Babel, des Gottes Marduk, ergab. Bei den großen Entfernungen in der Stadt konnte nur entweder das Eine oder das Andere bearbeitet werden, und es erweiterte unsere topographischen und baulichen Kenntnisse außerordentlich, nun auch in den Lehmziegelbauten, den Tempeln wie den Wohnhäusern, forschen zu können. Nur der König baute in Babylon seine Mauern aus gebrannten Ziegeln. Die Tempel sind daher verhältnismäßig viel weniger durch Räubereien zerstört, z. T. allerdings auch von ungeheuren Schuttmassen späterer Jahrhunderte überdeckt, wie zu unserem Leidwesen gerade der wichtigste von allen, der Esangila-Tempel. Koldewey berichtet darüber im Dezember 1900 (MDOG 7, S. 24).

„Die Grabung war nicht leicht auszuführen. Über dem untersten Fußboden liegen 20 m Schutt, und frühere Ausgräber sind an dessen Mächtigkeit gescheitert. Rassam (Asshur and the land of Nimrod, p. 349) sagt: ‚That part of the mound called Omran, to the north of the sanctum of that name, is more mysterious to me than any mound I ever dug at, either in Assyria or Babylonia‘. Wir haben die Ausgrabung in den nördlichen höheren Teil des Hügels Amran gelegt und in seiner halben Höhe zunächst einen Graben für die Eisenbahn vorgetrieben, der durchschnittlich 6 m breit und 10 m hoch ist und 145 m Länge hat. Mit Hilfe der Bahn waren die höher als sie liegenden Schuttmassen verhältnismäßig bequem abzarbeiten; dagegen mußte man das Tieferliegende schließlich noch 12 m hoch hinauftragen, um es dort in die Wagen werfen und abkarren zu können. Der Abstich ist mit fast senkrechter

Böschung hergestellt, in der Höhe der Bahn aber ein 2 m und mehr betragender Absatz belassen, der Unglück durch herabfallende Steine verhütete und dem künftigen Weiterführen der Grabung vorarbeitete. Rechnet man die Masse des Grabens zu 8700 cbm und die der Tiefgrabung zu etwa 11 500 cbm, so sind demnach über 20 000 cbm Erde entfernt und bis zu 200 m weit abgefahren. Dabei konnten verhältnismäßig nicht viel Arbeiter zu gleicher Zeit arbeiten. Es sind anfangs 40, später 80 Leute täglich beschäftigt gewesen.“

Über die Grabung im Stadtgebiet Merkes bei den Ischin aswad genannten Hügeln berichtet Koldewey am 20. September und 14. Oktober 1901 (MDOG 9, S. 6 ff.):

„In Ischin aswad (Nischân aswad) hat der nördliche Graben nichts ergeben, und wir haben deshalb westlich von den südlichen Gräben ein zusammenhängendes größeres Stück in Angriff genommen. Hier hatte Herr Andrae die Beobachtung gemacht, daß an einigen freiliegenden Mauerresten bauliche Eigentümlichkeiten wahrzunehmen sind, wie wir sie bisher an Tempeln beobachtet haben: mehrere Fußböden übereinander, eine Nische in der Wand eines Zimmers, rillengeschmückte Türme zu beiden Seiten des Haupteingangs und ein kleiner Altar gerade vor der Haupttür. Herrn Andraes Vermutung von der Bedeutung des Gebäudes scheint mir durch einen Fund bestätigt zu werden, der in dem Hof des Gebäudes gemacht ist. Es ist ein kleines Stück eines Bauzylinders, worauf die Worte: e-nu-ma bitu zu erkennen sind. Mit dieser Redensart: ‚Zu jener Zeit war der Tempel . . . (verfallen)‘ pflegt auf den Bauzylindern die Nachricht von

einer Restauration des Tempels, auf den sich die Inschrift des Zylinders bezieht, eingeleitet zu werden.“

Am 30. Oktober 1901 konnte Koldewey hierzu den Fund eines Bauzylinders Nabupolassars, des Vaters Nebukadnezars, melden, dessen Inschrift von dem Tempel des Gottes Ninurta handelt. So war also der Ninurta-Tempel in Babylon entdeckt.

Als die Tempelgrabung und auch eine kurze Grabung im Merkes noch nicht die in Berlin so heiß begehrten Tontafelserien erbrachte, wurde 1901 zunächst eine „Schürfung“ in der antiken Nachbarstadt Barsip-Borsippa, dann 1902 eine Grabung in den südlicher gelegenen kleinen Hügeln Fara und Abu Hatab detachiert; zu der letzteren war Prof. Friedrich Delitzsch erschienen, der in Berlin die philologischen Belange der Grabung vertrat.

## BORSIPPA

1902.

**D**ie Grabung in Borsippa, das J. Oppert noch für einen Teil des Stadtgebietes von Babylon erklärt hatte, kann man gern eine „romantische“ nennen. Koldewey hat sie selbst angezettelt, weil dort eine Zikurrat, die in Babylon zu fehlen schien, noch hoch erhalten dasteht und ins Land winkt: die Zikurrat und der Tempel des Gottes Nabu, des göttlichen Sohnes des Marduk. Damit wurde 1902 die Frage nach dem Babel-Turm angeschnitten, die Koldewey zunächst geduldig ad acta gelegt hatte, obwohl unsere Stadtplanaufnahme und insbesondere die Einzelaufnahmen von Amrân ibn 'Ali den Standort des Turmes eigentlich schon augenfällig gemacht hatte. Wir legen keinen Wert auf die Priorität, wer zuerst dieses merkwürdig geformte Wasserloch in der von den Arabern sogenannten „Pfanne“, es-Sachn, beim Amrân ibn 'Ali für den Ort des Babelturms erklärt hat und gönnen dem, der es tat, den Lorbeer. Seitdem wissen wir, wo dieses Weltwunder einst stand, und wie groß es im Grundriß war, wissen durch die Ausgrabung auch noch ein paar andere Maße, im übrigen aber beruht die Rekonstruktion auf klugen Kombinationen. — In Borsippa wäre vieles zu messen gewesen. Hätten wir die Zikurrat dort ganz ausgegraben können, so würde uns wohl auch der Babylonische Turm ins Licht gerückt worden sein. Das Abräumen der Schuttmassen des Borsippa-Tempels wäre ein langwieriges und kostspieliges Unternehmen geworden, auf das Koldewey zugunsten von Babylon verzichten mußte. Hingegen bot sich als Gegenstück zu dem so trostlos tief verschütteten

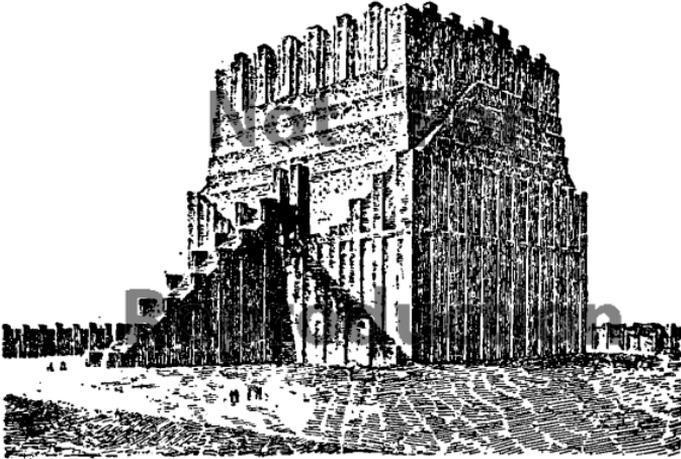


Abb. 15. Babylon, Der Turm von Babel (überholter)  
Wiederherstellungsversuch von Koldewey

„Tieftempel“ Esangila der Tieftempel des Nabu, Ezida‘ am Fuße der Zikurrat zur Einsicht dar. Ihn hatte Hormuzd Rassam schlecht und recht ausgegraben und in „Asshur and the Land of Nimrod“, Cincinnati-New York 1897, veröffentlicht. Man konnte leicht und in kurzer Zeit das Versäumte an diesem ganz gewaltigen Bau nachholen und erhielt den „Kathedral“-Tempel aus der Nebukadnezar-Zeit in aller nur wünschenswerten Vollständigkeit. Eine Veröffentlichung davon gab Koldewey in den Wiss. Veröff. d. DOG Nr. 15, „Die Tempel von Babylon und Borsippa“ S. 50 ff. Durch spätere Nachforschungen in Tunnelgrabungen tief unter der Erde hat die Babylon-Expedition durch Dr. Fr. Wetzel feststellen können, daß der Esangila-Bau an Umfang und monumentaler Ausgestaltung kaum den Ezida-Bau übertroffen hat.

Wir sagten, Borsippa sei eine „romantische“ Grabung gewesen. Das Zeltlager hatte Koldewey auf der Höhe der

Tempelruine errichtet, hart am Abhang des Tempelturmes. Der Blick schweifte über die weithin überschwemmte Ebene zwischen dem Hille- und dem Hindîje-Arm des Euphrat und schaute zugleich über die gewaltigen Kult-räume des Tempels, dessen überdicke Mauern von vernichtender Brandkatastrophe gerötet waren. Steil neben den Zelten stieg die Ziegelgeröllhalde des Tempelturmes in die Höhe, vom Gipfel drohten dunkelgefärbte Ziegelklötze abrollen zu wollen, und ein turmartiger, wohl 20 m hoher Rest massiver Übermauerung schaute auf uns herab. Das war der höchste Punkt des ganzen Landes. Rätselhaft und geheimnisvoll war hier vieles und blieb es. Arabische Sagen vom König Nimrod, vom Erzvater Abraham und von schlimmen Dämonen witterten um die Höhe. Keiner von uns konnte sich die Zerschmetterung und das Durchglühen und Zerschmelzen der Hunderte von gebrannten Ziegelschichten erklären und noch weniger die durchgehende Rötung des Lehmziegelmauerwerks, das den Kern der Zikurrat bildet. Neben der Legende vom Blitz Allahs, der den stolzen Bau und den himmelstürmenden gottlosen König zerschmettete, suchte rationales Europäerdenken den plausiblen Grund der phänomenalen Hitzeentwicklung, die alle jene Erscheinungen hervorgerufen. Und wir mußten bescheiden zugeben: Non liquet. Zog sich aber ein Gewitter über Tempel und Turm zusammen, so glaubte man fast an das verheerende Walten der Naturgötter der Legende. Der Sturm zerrte am Zelt, blies das Küchenzelt fort und zwang uns, das unserige mit eigenen Fäusten festzuhalten, bis die Sintflut vom Himmel herabstürzte und Ruhe eintrat.

Eindrucksvoll war das Erlebnis einer totalen Mondfinsternis, die sich bei klarem Himmel vollzog und das ganze Land rebellisch machte. Statt des tiefen Friedens, der über der mildbeglänzten Ebene lag, von allen Richtungen her, aus allen den kleinen Siedlungen am Rande des Wassers ein betäubendes Lärmgemisch von Pauken, Klappern, Flintenschüssen, Gesang: ‚Hûte, ja hûte, fukk gumrna el 'ali — ‚Walfisch, o Walfisch, 'gib unsern hohen Mond wieder heraus!‘ Noch war also die Vorstellung lebendig, der große Walfisch am Himmel habe den guten Mond verschlungen. Nach zwei Stunden kam er tatsächlich heraus. Der Erfolg des frommen Lärms war verblüffend.

Bei solchem kosmischen Ereignis taucht man einmal tief hinab in die Geschichte und lebt zwei Stunden lang mitten unter den vorchristlichen Babyloniern, die aus der Erde wieder aufgestanden zu sein scheinen. So ist der Lärm doch nicht bloß Anlaß zum Gespött, sondern lebendige Lehre, die sich sonst nur darbietet in den Sonderbarkeiten von Schrift, Bild und Bau, die der Ausgräber aus der Erde hob.

In den Winter- und Frühlingsmonaten von 1901/02 waren durch engbfristete Arbeiten wesentliche Ergänzungen des heiligen Tempelgebietes und des Hauptheiligtumes von Barsip beigebracht worden: Man schloß diese Nebengrabung in der Hoffnung ab, sie im größeren Stile später fortsetzen zu können. Dazu ist es jedoch nie gekommen. Das Ergebnis ist daher in dem genannten Buch: „Die Tempel von Babylon und Borsippa“ von Koldewey abschließend niedergelegt worden.

## FARA UND ABU HATAB

1902/1903.

Die Ausgrabung von Fara (und Abu Hatab) begann mit der Ausreise der detachierten Sonderexpedition aus Babylon am 14. Juni 1902. Im Vergleich zu dem nun schon konsolidierten und geordneten Betrieb von Babylon war Fara „fantastischer“ oder, wenn man will, „wilder“, mehr im Stile von Surghul und El Hibba. Koldewey ließ es sich nicht nehmen, diese neue Unternehmung selber zu eröffnen, nachdem die mehrfach angeforderten Architektenhilfskräfte und Prof. Friedrich Delitzsch aus Berlin eingetroffen waren. Der Termin zum Beginn fiel in den Sommer, was von vornherein zu vermeiden gewesen wäre, wenn Berlin besser disponiert hätte. Den letzten Teil der Reise mußte man in Asphaltgondeln durch die ausgedehnten Schilfschungeln des Afedsch-Sumpfes zurücklegen in brütender einschläfernder Hitze, bei der Delitzsch hie und da aufwachte, um immer nur rechts und links der engen Fahrgasse Schilf, Schilf und wieder Schilf zu sehen und in den Ruf auszubrechen: „So eine verhau'ne Gegend!“ Die Gegend war auch soust „verhauen“, außerhalb der Sümpfe, in denen fischefangendes halbnacktes Volk und Wasserbüffel hausten, gab es Lehmfluchtburgen mit runden Türmen (Mefûl) oder eckigen Donjon (Danebîje), die bei den dauernden Stammesfehden häufig benutzt wurden und sich stark mit Flinten bewehren ließen. Ein türkischer Hauptmann erzählte mir, daß er mit einer Kruppkanone, deren Spur ich auf dem Wege gesehen hatt, Steuern von einem der mefûl-bewohnenden Scheichs eingetrieben habe. Der hatte sich zu

zahlen geweigert und bekam eine Granate in seinen Burgfried, der darauf zum Erdhaufen ward. Aus diesem kroch der Scheich mit Anhang und mit umgehängtem Agâl, dem Zeichen der Unterwerfung, hervor und zahlte die Steuer samt Zubuße. Die Umwelt von Fara war, wie man sieht, keine sehr zivilisierte Gegend. Wir behandelten die Scheichs zunächst mit vollendeter Höflichkeit und versuchten nach und nach ihr Vertrauen und Arbeitskräfte zu gewinnen, wegen deren sie sich bald eifersüchtig in den Haaren lagen. Geld konnte man auch dort zu Lande immer brauchen; je mehr Leute des Stammes bei uns arbeiteten, desto mehr verdiente auch der Scheich in seinem vornehmen Schilfpalaste, in dem sich der „friedliche Verkehr“ abspielte. Einmal erlebten wir des Morgens das Wunder, daß ein vorher nicht vorhandener Meftûl halbwegs zwischen uns und dem nächsten Scheich stand. Der „zugezogene“ neue Scheich aber stand mit 300 Leuten und vielen Lanzen vor unserem Lager in Fara und forderte seinen Anteil an Arbeitern. Das kostete viele erregte Verhandlungen. — Die Grabung selbst war mehr ein Kriegslager als eine stillfriedliche Wissenschaftstätigkeit. Fast alles war bewaffnet und auf plötzliche Angriffe gefaßt.

Eine köstliche Darstellung gibt Koldewey in seinem Bericht vom 14. Sept. 1902 (MDOG Nr. 15, S. 14 ff.), der hier wiedergegeben sei, weil diese Mitteilungen nur in die Hände der Mitglieder der Deutschen Orient-Gesellschaft gekommen sind.

„Am Sonnabend, den 9. August kam ein Araber zu uns ins Lager und stellte hier eine Stute ein. Der Kommandant unserer Saptieh-Besatzung, Achmet Onbaschi, fragte mich

deswegen, ob das wohl erlaubt sei. Ich lehnte das ab mit dem Hinweis auf eine Verordnung, nach welcher fremde Pferde nicht in der Kala stehen sollen; nur bei den Besuchen der Schech's haben wir wohl hier und da eine Ausnahme gemacht. Der Araber remonstrirte gegen diese Maaßnahme, und es entstand Lärm, auf den hin ich aus meiner Hütte heraustrat. Ich ging auf den Mann, der beim Ambar in der Nähe des Eingangs mit den Armen fuchtelnd saß, zu, verwies ihn zur Ruhe und fragte ihn, wer er sei. Darauf wurde er grob und fragte seinerseits: „wer bist denn Du, ich kenne Dich nicht!“ Jetzt nahm ich ihn beim Arm und schob ihn nach der Thür hin. Er zog seinen Handschar und griff mich damit an. Es waren genug Leute dabei, um ihm sofort in den Arm zu fallen, aber es entstand doch eine Balgerei. Die Saptieh's wurden wüthend, luden ihre Snyder-Büchsen und wünschten den Mann umzubringen — alles unter dem üblichen gewaltigen Geschrei Aller gegen Alle. Ich hatte etwas Mühe die Gewehrläufe in die Höhe zu schlagen und die Patronen wieder 'raus zu ziehen, es hätte sonst leicht ein Malheur geben können. Die größte Angst hatten die arabischen Wächter, daß ihrem Stammesgenossen bei dieser Gelegenheit etwas Menschliches zustoßen könnte, wozu nach arabischem Brauch ziemlich viel Wahrscheinlichkeit vorhanden war. Er wurde aber glücklich hinausexpediert und ich nahm dort sein Personale auf: Harbi, Onkel Abud's, des Schechs von Deke. Gefährlich war ja die Sache nicht gewesen; aber doch durfte ich den Vorfall nicht unge-rochen hingehen lassen. Ich hätte ja den Mann gleich im Lager zurückbehalten und mit einer ordentlichen Tracht Prügel wieder wegschicken können. Aber was würde er

dann alles zusammengelogen haben! Auch schien es mir keine recht würdige Behandlungsweise der Sache zu sein, und schließlich mußte mir daran liegen, derartige Balgereien im Lager ein für allemal auch für später zu verhindern. Ich ließ also zunächst an den Schech Abud einen Brief schreiben, worin ich ihm den Vorfall einfach meldete. Abud war in der letzten Zeit immer etwas frech gewesen. Aber möglicherweise hätte er mir doch vielleicht von selber die nötige Genugthuung gegeben. Damit der Bote mit dem Brief eher in Deke ankäme als Harbi, behielt ich dessen Stute vorläufig im Lager. Der Bote kam zurück mit einer Antwort Abud's, die mich nicht befriedigte. Er meinte, der Harbi sei ein unverschämter Kerl, er (Abud) sei krank, käme aber morgen zu mir, und wenn er nicht morgen käme, so möchte ich ihn entschuldigen, dann käme er vielleicht übermorgen; ich möchte nur indessen die Stute herausgeben. An letzterer war mir nichts gelegen; aber der Brief genügte mir nicht. Ich ging nun einen Schritt weiter und teilte den Vorgang amtlich den türkischen Behörden mit. Abd-el-Kader Effendi, unser türkischer Kommissar in Fara, hatte die Güte, die Briefe zu schreiben. Einer davon ging an den Mudir unseres Gebiets, der seinen Sitz in dem ein und eine halbe Stunde entfernten Muradieh hat, wo der uns befreundete Schech Mis'el wohnt. Der Mudir ist dort ganz allein, ohne die mindeste Unterstützung durch Saptieh's oder dergleichen, der Vertreter der Regierung. Der andere Brief ging nach Divanieh an den Mutessarif; außerdem hatte der Bote eine Depesche und einen Brief desselben Inhalts von mir an das Bagdader Konsulat zu expedieren. Die beiden Boten wurden heimlich abgeschickt, damit sie von Abud nicht

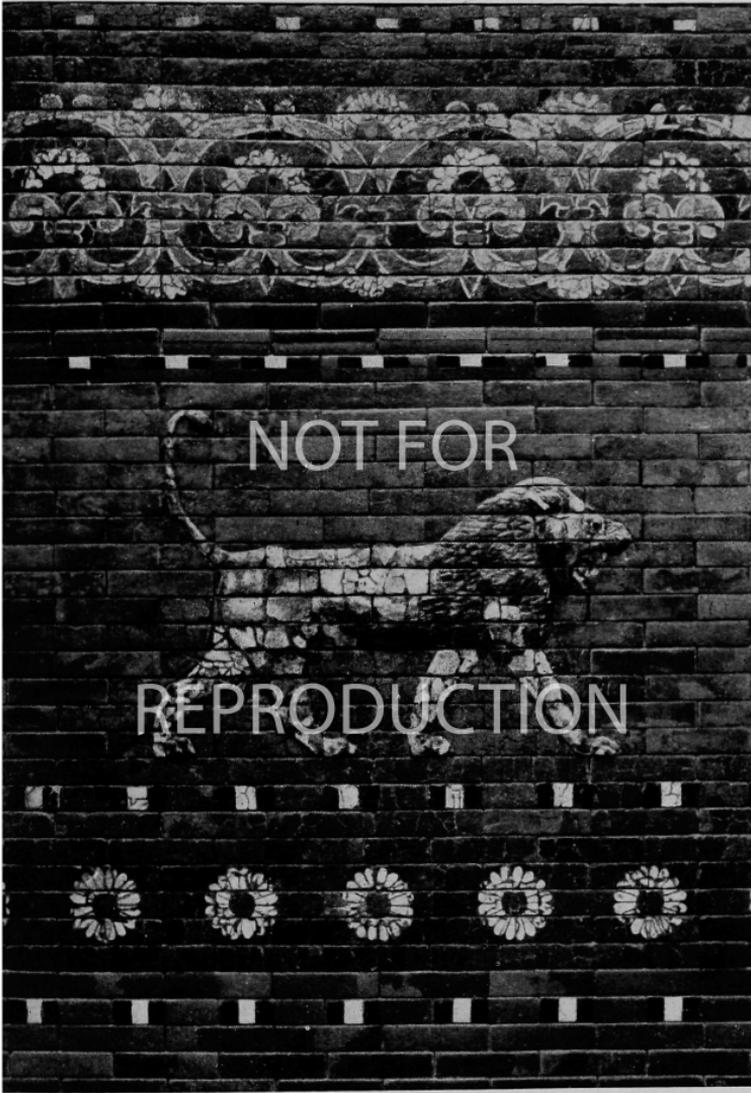
aufgehalten oder belästigt werden möchten. Auf den Boten nach Divanich kam besonders viel an. Er hieß Abu Klaue „Vater der Mütze“, weil er die hier, wenn auch selten übliche Filzkappe unter seinem Kopftuch trug. Er war einer von unseren Arbeitern und hatte schon früher einmal eine Depesche nach Divanich gebracht; der Weg beträgt 12 bis 14 Stunden. Die Briefe wurden von unserem Agenten Schaul zunächst einem von den in der Kala beim Bau beschäftigten Arbeitern zugesteckt, der sie seinerseits im Dorfe den Boten unter Bewahrung des tiefsten Geheimnisses übergab. Die Leute wissen von früheren Gelegenheiten her, daß bei solchen Anlässen leicht Trinkgelder die angenehme Folge frischen Handelns zu sein pflegen und machten sich in der Nacht auf den Weg. Der gute Abu Klaue ist allerdings unterwegs überfallen worden, aber mit einer Handscharwunde von 12 Centimeter Länge und dem Verlust seiner Abaje (Mantel) glücklich hingekommen; die Briefschaften hatte er unter seinem Kopftuch versteckt. Es ist indessen kein Geheimnis so groß, daß nicht doch immer einiges davon an die beteiligten Personen durchsickerte. Und so kam denn auch Abud am Sonntag früh trotz seiner Krankheit nach Fara. Er kam ohne sein Gefolge, nur mit seinem kleinen Söhnchen und ohne seinen langen, krummen, silberbeschlagenen Säbel, den er bei feierlichen Anlässen vor sich hinzulegen pflegt. Das hieß ungefähr so viel als: Ich bin ja Dein ergebener Diener und bin außerdem so intim mit Dir, daß ja wohl hoffentlich aus dieser Geschichte keine ernstlichen Verwickelungen entstehen werden. Er wurde in's Mudif geführt, das ist die obenerwähnte Empfangshalle, in welcher Teppiche, Polster und Kopfkissen ausgebreitet wer-

den, wenn Gäste kommen: nur Teppiche bei gewöhnlichen Besuchen, Teppiche und Polster bei anständigeren Leuten und Teppiche, Polster und Kopfkissen für Schech's und ähnliche Respektpersonen. Ich ging ihm nicht, wie sonst gewöhnlich, entgegen, sondern ließ ihn erst etwas warten. Auch als ich dann neben ihm saß, war ich einsilbig und mürrisch, während er sich bemühte, mich aufzuheitern. Es sei für ihn sehr unangenehm, meinte er, einen so ungebildeten Onkel zu haben, und er und seine Leute mißbilligten höchlichst Harbi's Benehmen, und dergleichen mehr. Ich ließ aber — auf arabisch natürlich — durchschimmern, daß man mit solchen Redensarten keinen Hund vom Ofen locke, ließ mich auch durch die Späße seines Söhnchens, der fleißig die Aschenbecher umkippte und seine kleine, schmutzige Nase in der Klinge meines Hirschfängers bespiegelte, nicht aus meiner trüben Stimmung bringen. Eine ernstliche Behandlung der Sache selbst, auf die es ankommt, wird ja im Laufe dieser Sitzungen nicht eher unternommen, als bis sie sich bedenklich ihrem Ende nahen. Erst wenn ein bis zwei Stunden mit Oberflächlichkeiten, Kaffeetrinken, Tabakrauchen, Schweigen und Sitzen verstrichen sind, kommt der Kern der Sache zur Sprache, dann allerdings unter gespanntester Aufmerksamkeit der Beteiligten. So fragte denn der Schech auch schließlich, was ich denn nun eigentlich verlange, obwohl ihm das officiös längst mitgeteilt war. Ich sagte: „ich will den Harbi und sein Schwert“. — Was denn mit ihm geschehen solle? — „Wenn er rechtzeitig eingeliefert wird, soll er hier in der Kala seine Strafe absitzen; wenn es aber zu lange dauert, übergebe ich die Sache der türkischen Regierung und weiß

dann nicht, was draus wird.“ Harbi sei entflohen, meinte Abud, man kenne seinen gegenwärtigen Aufenthalt nicht, aber er wolle sich bemühen, ihn morgen früh heranzuschaffen. Als er dann hinausging, begleitete ich ihn nicht, wie sonst. Er wußte ganz genau, woran er war, ich aber auch! —

Am Montag kam Nuri-Beg, der Mudir von Muradieh, nahm amtlich Kenntnis von der Sache und stellte in Aussicht, den Harbi morgen zu bringen, kam aber am Dienstag doch wieder ohne ihn. Gleich nachher aber langten 20 Polizeisoldaten von Divanieh an unter Führung des Jübaschi Sadik-Aga und des Mulasim Medschid-Aga, die ich freundlich empfing. Ich ließ für die Leute Zelte in der Kala aufschlagen und quartierte die beiden Offiziere im Mudif ein. Die Maultiere standen draußen. Die Leute benahmen sich ausgezeichnet, ruhig und freundlich, und bald saß, nachdem die Tiere mit Futter versorgt waren, die kleine Schar mit der unbegrenzten Genügsamkeit des türkischen Soldaten jeder auf seinem Lager, das bei dem großen Talent zur Gemütlichkeit ohne jede Schwierigkeit im Handumdrehen gefunden war, als ob sie alle in Fara geboren und erzogen wären, und sichtlich entschlossen mit Hilfe von Kaffee und Zigaretten so viel Kef aus dieser Geschichte herauszuschlagen, als sich von einer so angenehmen Diversion erwarten ließ. Der Jübaschi hatte vom Mutessarif den Auftrag, zu tun, was ich für nötig halten würde. Sie waren unmittelbar nach Eintreffen meiner Botschaft von Divanieh aufgebrochen, und die Schnelligkeit, mit der sie den 14stündigen Marsch zurückgelegt hatten, verfehlte ihren Eindruck bei dem listigen Araber nicht.

Am folgenden Tage kam wieder Abud mit großem Gefolge. Ich begrüßte ihn kaum, und er markierte den Zerknirschten, ging in die Küche und weinte und klagte über sein Geschick, das ihn mit diesem unheilvollen Onkel belehnt habe. Dann begann das Medschles, die Sitzung. Das Mudif war ganz voll. Auf die Vorwürfe, die Abud gemacht wurden, erwiderte er, er habe immer mit großer Sorgfalt das Lager bewacht, habe allnächtlich schon auf weite Entfernungen hinaus Reiterpatrouillen rings um das Lager herum gehen lassen, um räuberische Überfälle von Seiten der Montefik unmöglich zu machen usw. Indessen wiederholte ich zum Schluß wiederum meine frühere Forderung, der Jüsbaschi hob die absolute Notwendigkeit der Auslieferung des Missetäters noch einmal hervor und Abud versprach wiederum, ihn zu bringen. Als er hinausging, sagte ich ihm vertraulich: wenn Harbi bis andern Tags Mittag nicht da sei, würde ich straffere Seiten aufziehen. Und richtig: wer am andern Tage nicht da war, war Harbi und mittags bat ich den Jüsbaschi mit seinen Leuten nach Deke, dem Wohnsitz Abuds, zu gehen und sich dort einzuquartieren. Das geschah und wirkte. Am Freitag früh kam der Schech mit großem Gefolge an Seids und anderen Honoratioren, um sich zu „unterwerfen“. Ich ging nicht ins Mudif und ließ sagen, ich würde nicht eher herauskommen, als bis die Sache definitiv beigelegt sei. Darauf kam Abud, nachdem er um Erlaubnis hatte bitten lassen, zu mir ins Zimmer, blieb stehen, während ich saß, nahm, ehe noch ein Wort gesprochen war, seinen Agal, das ist das zweimal gewundene Tau, das die Araber zur Beschwerung ihres Kopftuches tragen, vom Haupte, wand ihn auseinander und hing ihn wie eine Schlinge um seinen



*Löwe vom Thronsaal*



Hals. Dasselbe tat sein Begleiter. Ich ließ ihn nun sich setzen und er fing an zu bitten, ich möchte ihn vor weiterem Unglück bewahren. Er hatte seine Frau, seine Mutter und seine Tante, die Frau Harbis, mitgebracht, die ebenfalls für ihn bitten sollten. Die waren in vollem Staat mit schönen braunen, rot verbrämten Mänteln. Ich ließ sie aber, indem ich dabei, wie das so schicklich ist, die Augen niederschlug, gleich wieder abtreten, noch ehe sie zu Wort gekommen waren. Denn wenn eine Araberfrau erst einmal zu Wort gekommen ist, hört sie so bald nicht wieder auf und raisonniert einen in Grund und Boden! — Die Demütigung, der sich Abud in dieser Form unterzogen hatte, war nach den Begriffen der Leute so groß, daß ich ihm jetzt seine Versprechungen endlich wirklich glauben konnte. Er bat nur wieder, Harbi nicht nach Divanieh ins Gefängnis zu schicken. Damit war die Angelegenheit entschieden. Harbi kam sicher, und ich entließ Abud mit Vertrauen erweckender Milde. Auch ließ ich den Jüsbaschi in Deke bitten, mit seinen Leuten nach Divanieh zurückzukehren, da die Sache beigelegt sei.

Am Sonnabend kam denn nun auch Abud mit vielen seiner Leute und brachte Harbi in mein Zimmer. Ich hielt diesem eine kleine Standrede, worin ich auf das Verwerfliche seines Tuns hinwies, und er meinte auch: er wäre ein ganz schlechter Kerl und ein dummer Araber, der es eben nicht besser verstehe, darum möchte ich ihn entschuldigen. Jetzt forderte ich ihm seinen Handschar ab; er sagte, er hätte ihn leider nicht bei sich. Abud wollte mir dafür seinen eigenen geben, was ich aber ablehnte. Und dann hatte auf einmal Harbi den seinigen doch bei sich, gab ihn mir, und ich legte ihn neben mich auf den

Tisch. Nun rief ich Achmet Onbaschi und ließ Harbi in Gewahrsam bringen, als welches das kleine sogenannte Geheimratszelt in der einen Ecke der Kala diente. Den Schech nahm ich bei der Hand und führte ihn ins Mudif, wo die versammelte Menge ehrfurchtvoll aufsteht. Das „Salam aleikum“ wird im Chor mit „Aleikum salam“ erwidert, man setzt sich, und ich begrüße jeden einzelnen mit „Sabachk' Allah bil-cher“, was mit denselben Worten erwidert wird. Ich frage die Bevorzugten nach ihrem Befinden, die Zigaretten gehen herum, und es beginnt eine freundliche Unterhaltung. Ein ehrwürdiger Seid, der neben mir sitzt, hält eine längere Rede: „Die Leute lieben uns alle sehr; sie wären aber etwas wild von Sitten, in der Wüste aufgewachsen, fern von den Zentren der Kultur; sie wären viel ungebildeter als wir und wüßten schrecklich wenig; darum möchte ich das Vorgefallene ihnen nicht nachtragen“ usw. Hier und da murmelte einer von der Versammlung dazwischen ein bestätigendes: „Ja, bei Gott!“ Dann wendete sich das Gespräch auf Sachen von allgemeinem Interesse, und Abd-el-Kader Effendi erklärte Abud die Konstruktion der Dampfmaschine mit dem sinnigen Hinweis auf die Dampfentwicklung in den arabischen Kaffeekesseln. Schließlich erhob man sich, tief mit der Hand grüßend und ich begleitete Abud hinaus. Am Tore zögerten sie. Abud trat mit Abd-el-Kader bei Seite, und nachdem sie lange genug geflüstert hatten, wurde mir der Wunsch geäußert, es möchte einer von ihnen dem Harbi Gesellschaft leisten. So blieb denn Nahi da und ging zum Sünder ins Geheimratszelt. Dann schloß sich die Pforte der Kala. Die 30 Reiter kletterten auf ihre Stuten und ritten

mit ihren langen Lanzen heimwärts in die Wüste — ohne Onkel Harbi!

Ich hatte es bei dieser Sache zu meiner Aufgabe gemacht, Achtung zu ernten, ohne Haß zu säen. Harbis Strafe war nicht schwer. Unser Erfolg lag in seiner freiwilligen Auslieferung. Jetzt war er völlig in unserer Hand — in viel höherem Grade, als wenn wir ihn mit Gewalt zurückbehalten hätten; denn sein Stamm hatte ihn verlassen. Seine Strafe bestand hauptsächlich in der Heidenangst, die er vor nächtlichem Umgebrachtwerden oder einem Transport nach Divanich hatte und, wenn er von sich auf andere schloß, auch haben mußte. Diese Angst wird er und sein Volk so leicht nicht vergessen, obwohl ich ihn mit Kaffee und Zigaretten laben ließ und ihn brav fütterte.

Am Sonntag den 17. August verließ ich Fara, um wieder nach Babylon zurückzukehren. Schon am Donnerstag war Herr Andrae angekommen und ihm und Herrn Baumgarten konnte ich die Weiterführung der Ausgrabung nun überlassen. Alle Fragen, die uns gemeinsam interessierten: Kunst und Wissenschaft, Essen und Trinken, Ausgrabung und innerpolitische Lage hatten wir zusammen durchgesprochen. Harbi war aus der Haft entlassen, der Viehstand der Expedition, um etwaigen Nahrungssorgen rechtzeitig zu begegnen, bis auf 70 Schafe gebracht, die von einem Expeditionsschafhirten gehütet wurden.

Ich ritt gegen Abend ab und viele von den Leuten gingen noch eine Strecke weit mit, unter üblichem Geheul und Schießen ihre Sympathie bekundend, bis die Pferde scheu wurden. In Muradieh fütterten die Pferde und dann

ging es weiter, nicht eben sehr lustig; denn die Nacht war drückend schwül.

Etwa zwei Stunden hinter Muradies bekamen wir Feuer aus einem Dorfe rechts vom Wege. Die biederen Srefenbewohner hielten uns wohl für Montefik-Araber, die auf einem Raubzuge begriffen waren, und in solchem Falle wird nicht erst lange unterhandelt. Um sie von ihrem Irrtum zu überzeugen, ritten wir langsam ins Feuer hinein, bis die Schrote an den Sattel schlugen und das Pfeifen der Kugeln den scharfen, kurz abgebrochenen Laut gut gezielter Schüsse annahm. Die beiden Soldaten, die uns beschützten, schriean immer: „Asker, Asker!“ Soldaten! um sich als harmlos zu legitimieren. Aber diese Legitimation ging unter in dem Knattern des Gewehrfeuers, dem Heulen der Männern und dem Trillern der Weiber, die dadurch ihre schlechteren Hälften zu mehr Herzhaftigkeit anzuspornen pflegen. Die Leute standen im Dunkel in langer aufgelöster Schützenlinie etwa 100 Meter vor uns, und die grell und kreisrund aufleuchtenden Feuerscheine der Gewehrschüsse machten die sonst nicht dunkle Nacht unsichtiger als sie von Natur war. Unser Kochgehilfe Abdallah, der sich auf einer Erholungsreise nach Hilleh befand, suchte etwas Deckung hinter dem Packpferd und streckte verzweifelnd seine Hand, die einen Mantelzipfel hielt, vor sich und schrie „cher Allah!“ zum Gaudium der andern, die ihn im Verlauf der Reise dauernd damit neckten. Jetzt kamen die Araber aus ihrer Angst wieder zur Besinnung, liefen herbei und stellten das Schießen ein. So an 200 halbnackte, schwarzbraune Kerle tanzten mit ihren Schießseisen wie die Wilden um uns herum und ließen sich weidlich ausschelten: „Ihr Eulen, — was seid

Ihr? Seid Ihr Schakale? Könnt Ihr denn nicht sehen, daß hier Soldaten kommen und der Beg von Fara und der Postadschi? So eine Unverschämtheit, hier herum zu schießen, als wenn die ganze Wüste Euch allein gehörte!“ — Wie leicht kann einem so etwas ins Auge kommen, würde man in Deutschland hinzufügen. Darauf wußten die einfachen Naturkinder nichts wesentliches zu erwidern, inszenierten zu ihrer Entschuldigung einen feierlichen Kriegstanz nebst zugehörigem Heulen und Schießen und dann zogen wir weiter. — Diese Schießereien sind eine rechte Kalamität in dieser Gegend, besonders deshalb, weil man nicht so ohne weiteres antworten kann. Die Behandlung von gewöhnlichen Wegelagerern, wie sie zwischen Divanieh und Dschassim sein sollen, ist dagegen bedeutend einfacher. Unserm Postreiter Muttar, der die Gegend zweimal die Woche passiert, fliegen jedesmal ein paar Kugeln um die Ohren; eine ist ihm durch eine Hemdfalte vor der Brust gegangen; ein Begleiter von ihm erhielt eine Kugel durch die Schulter. Auch Herr Andraë hatte auf seinem Wege nach Fara ähnliche Unbequemlichkeiten. Ich sprach davon mit dem Mutessarif von Divanieh und bin überzeugt, daß es jetzt ruhiger und verständiger hier wird.“

Gegen Ende des Herbstes hin drohte die Wasserversorgung des Lagers mit seinen etwa 300 Insassen, Arbeitern, Frauen und Kindern, zu versagen, denn die in letzten Kanälendchen tiefer und tiefer gegrabenen Wasserlöcher endeten unten zuletzt in einer Salzschiebt und der Genuß des Salzwassers rief ruhrähnliche Erscheinungen hervor. Das Steigen des Euphrat wirkte sich dann aber bis Fara aus und ergab Wasserlöcher mit Süßwasser.

Was ist nun das Ergebnis? Gefunden sind in der Tat die gewünschten Tontafelserien und zwar Serien sehr altertümlicher Texte in sumerischer Keilschrift, die 1922 und 1923 von Anton Deimel als WVDOG 40, 43 und 45, nämlich als I. „Liste der archaischen Keilschriftzeichen“, II. als „Schultexte aus Fara“, III. als „Wirtschaftstexte aus Fara“ veröffentlicht worden sind. Die Schultexte sind Versuche von Schülern, das Schreiben zu lernen. Interessante Einblicke in das Leben von Fara ergaben die Wirtschaftstexte; „literarische Texte“ bilden eine Seltenheit. Erfreulicherweise ergab sich daraus auch der antike Name des Ortes: Schuruppak. Da derselbe in der Sintflutsage auftaucht, befanden wir uns auf mythologischem Boden.

Daß hier nur der „grüne Tisch“ in Berlin einen Erfolg seines mehrjährigen Bohrens verbuchen konnte, freute natürlich den Ausgräber mit, dessen zähes Festhalten an den einmal erteilten architektonischen Aufgaben ihm oft genug bittere Vorwürfe eingebracht hatte. Es war ja auch ihm verständlich, daß ähnliche Erfolge auf anderen Plätzen, so in dem französischen Tello, dem amerikanischen Nippur, dem britischen Ninive bei der deutschen Wissenschaft nicht ohne Neid anerkannt werden mußten und für uns herbeigewünscht wurden. Die Bergung der Tontafelfunde, die oft in großen Horten auftraten, machte dem Ausgräber allermeist die größten Beschwerlichkeiten. Bis diese ungebrannten, sehr labilen Stücke aus dem feuchten Boden gehoben, getrocknet, gereinigt, verbunden, inventarisiert, photographiert und endlich durch Brennen praktikabel gemacht waren, verging viel mühselige Zeit. Und erst nach Jahren konnten sie gelesen und studiert werden, wenn sie in eines der Museen gelangt waren, wo sich das

heikle Brennen der Stücke erst ermöglichen ließ. Die im Altertum gebrannten Tafeln sind relativ selten.

Die archäologischen Funde machen zumeist weniger Schwierigkeiten. Bei unseren Expeditionen waren sie in die Hände der sich allmählich heranschulenden Architekten gelegt, da es eine eigentliche altorientalische Archäologie damals noch gar nicht gab.

Der Architekt hatte sich hauptsächlich mit Häusern zu beschäftigen. Mit einer Ausnahme waren das in Fara bescheidene babylonische Wohnhäuser, in denen sich Schmuck aus Gräbern, Steingefäße, Kupfergeräte und Waffen, Äxte, Beile, Pfeile und Lanzenspitzen, seltene Bronzeplastik, Siegel und Siegelabrollungen fanden. Eigentliche archaische Tongefäße in Mengen und interessante Zeichnungen auf Ton bildeten die Hauptmasse der zumeist nach Konstantinopel verbrachten Funde. Darüber berichtet der bei den Staatlichen Museen, Berlin 1931, erschienene Band „Fara“ von Ernst Heinrich und Walter Andrae auf 153 Textseiten und 78 Tafeln, dessen Herausgabe den „Epigonen“ überlassen blieb, weil Koldewey bis an sein Lebensende von der Arbeit an Babylon vollkommen gefesselt war.

Die mehr landmesserische Aufnahme der Ruinenstätten von Fara, vom benachbarten Abu Hatab und von deren nächster, mit kleinen Ruinenhügeln übersäter Umgebung blieb ebenfalls den Architekten vorbehalten. Die Pläne finden sich dem „Fara“-Bande beigegeben und sind in MDOG 16, S. 16 ff. mit einer kleinen Reisebeschreibung eingefügt. Abu Hatab ist wie Fara durch eine Reihe von Suchgräben systematisch durchforscht und als eine jüngere, aber immerhin noch altbabylonische Siedlung erkannt worden. Auch der antike Name: Kisurra, ergab sich.

Eine Zeitlang lag die Leitung der Grabung in Fara und Abu Hatab in meiner, später in Dr. Arnold Nöldekes Hand; Koldewey mußte in Babylon nach dem Rechten sehen, wo ein junger Architekt F. Baumgarten, der zu Anfang mit in Fara gewesen war, für kurze Zeit bis zu seiner schweren Erkrankung sich erst einzuarbeiten suchte. Die Beendigung der Fara-Grabung nahm Koldewey wiederum persönlich vor, denn das Abwickeln der Geschäfte mit der Bevölkerung, der Fundtransport und die Reisevorbereitung erforderte Erfahrung. Am 2. März 1903 brach die Fara-Expedition nach Babylon auf. MDOG 17, S. 35 ff. Die Stätte blieb dann in plena solitudine liegen, bis 1931 Erich F. Schmidt an der Spitze einer amerikanischen Expedition nach Persien vorübergehend in Fara weiter grub und einige Spezialprobleme zu klären versuchte. Darüber berichtete er in *The Museum Journal* XXII, 1 S. 193 ff.

## DAS ERGEBNIS VON BABYLON

1899—1903

Die von Koldewey erstrebte Kontinuität der großen Babylongrabungen blieb trotz der Seitenunternehmungen nach Borsippa, Fara und Abu Hatab, sowie auch der späteren nach Assur und Uruk treulich gewahrt. Rechtzeitig trafen die dafür notwendigen Hilfskräfte aus Deutschland ein, jüngere Architekten, die sich nach und nach, der eine mehr, der andere weniger gut eingliederten. Als Philologe betätigte sich zwei Jahre lang, nachdem Dr. Meißner nach einjähriger Anwesenheit in Babylon zurückgekehrt war, Dr. Franz Weißbach aus Leipzig und hat von den inzwischen gefundenen zahlreichen babylonischen Texten für die Zwecke der Expedition das meiste bearbeitet und später veröffentlicht. Auf seiner Heimreise besuchte er das Wadi Brisa in der Nähe von Beirut und machte sich verdient um eine Neuaufnahme der großen Felsinschrift Nebukadnezars, der sich wie die assyrischen, ägyptischen und persischen Könige auf seinen Siegeszügen dort verewigt hat. Im Hinblick auf Babylon war das ein durchaus sinnvolles Unternehmen. — Ferner orientierten sich Prof. Friedrich Delitzsch und Direktor Otto Weber auf ihren Reisen nach Babylon über das inzwischen gefundene Inschriftenmaterial.

Im Laufe der vier ersten Grabungsjahre bis 1903 bekam Koldewey heraus: Die Lage und den Charakter der löwengeschmückten Prozessionsstraße, des Ischartores mit den Stier- und Drachenreihen, der sehr zerstörten Hauptburg, großer Teile der etwas älteren Südburg mit dem Thronsaal, dem „hängenden Garten“ (Abb. 15, 16) und der

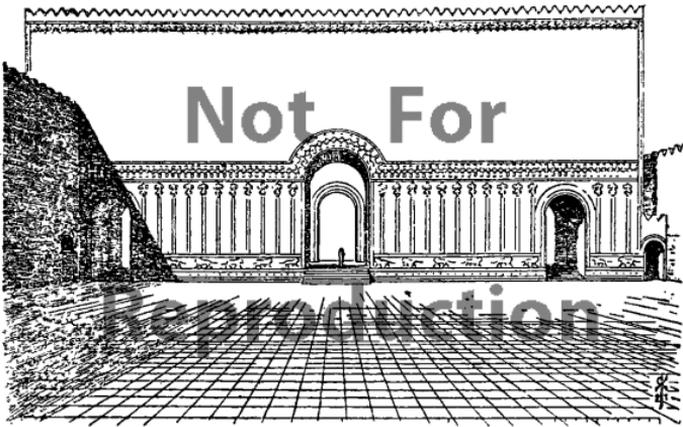


Abb. 16. Babylon, Thronsaal-Front, Zeichnung von Koldewey

Befestigung (Abb. 13, 14, S. 144). Die Prozessionsstraße wurde nach Süden verfolgt und in Verbindung mit dem Marduk-Tempel Esangila gebracht. Wegen der in zahlreichen Inschriften genannten doppelten Stadtmauern Babylons: Nimitti-Ellil und Imgur-Ellil geriet er mit Friedrich Delitzsch in eine Kontroverse, die in den MDOG 12, S. 4 ff. und 19, S. 22 ff. ausgefochten werden mußte. Sie lief darauf hinaus, daß Koldewey diese beiden Mauerzüge grabungsgemäß als auf dem Kasr vorhanden nicht anerkennen wollte, während Delitzsch sie inschriftmäßig auf den gesamten Mauerumzug des alten Stadtrechtecks, also auch quer durch das Kasr gehend, ausdehnen zu müssen glaubte, womit er Recht behielt. Wir kommen auf diesen Streit S. 205 f. zurück.

Auch das Weitergraben hat schließlich den Beweis erbracht, daß die Doppelmauer, die in der Tat das Stadtrechteck umzog, quer durch den Kasrhügel geht, das Ishtar-Tor, wie auch noch weitere Stadttore enthält und

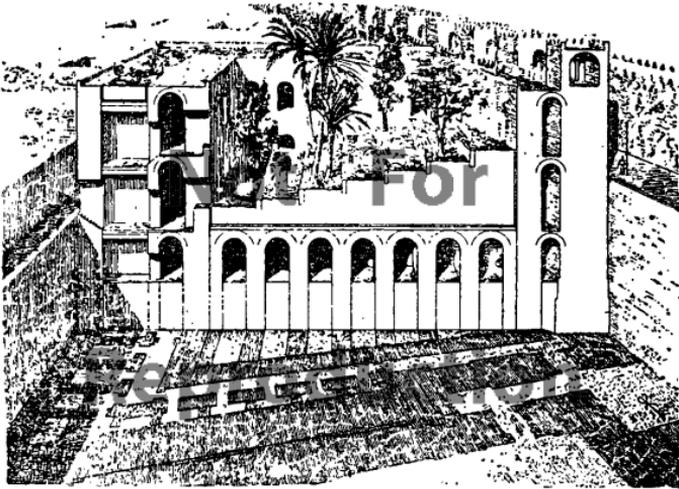


Abb. 17. Babylon, Hängender Garten, Zeichnung von Koldewey

durch Hauptpalast und „Kaserne“ samt der Prozessionsstraße zwischen beiden nach Norden hin mitsamt dem hinter ihr liegenden Südpalast besonders stark geschützt worden ist. Die große „äußere Stadtmauer“ (der Osthaken) Nebukadnezars, die jene Altstadt und ein riesiges weiteres Areal vom „Sommerpalast“ Babil im Norden bis weit südlich des Amrân ibn 'Ali-Hügels im Süden gegen feindliche Ostangriffe decken sollte, kann nicht Nimitti-Ellil sein, wie Koldewey anfänglich unter scheinbarer Deckung durch die Bauinschriften annehmen wollte.

Der Gewinn dieser Erkenntnisse bedurfte langwieriger Untersuchungen. Die riesenhaften Dimensionen der Befestigungen lassen das ohne weiteres verstehen. In den WVD OG 48 berichtet Friedrich Wetzel auf Grund der Koldeweyschen Protokolle und eigener Beobachtungen über die „Stadtmauern von Babylon“ erst 1930, fünf Jahre

nach Koldeweys Tode. Im Vorwort sagt Wetzel: „Wenn auch während der Grabung und während der Anfangszeit der Bearbeitung alles mit Koldewey durchgesprochen ist, so habe ich doch bei der abschließenden Fertigstellung seinen Rat und seine Mitwirkung sehr schmerzlich vermißt.“

Man kann es tragisch nennen, daß Koldewey die Herausgabe der Hauptwerke von Babylon nicht selbst vollenden durfte. Auch die großen Veröffentlichungen über die Burgen (WVDOG 54 und 55) und über das Hauptheiligtum des Marduk in Babylon, Esangila und Etemenanki (WVDOG 59) mußten posthum erscheinen. Sie sind in der Hauptsache ebenfalls von dem treuen Mitarbeiter Friedrich Wetzel besorgt. Aus Koldeweys eigener Hand haben wir die 1911 erschienenen „Tempel von Babylon und Borsippa“ (WVDOG 15), die noch vor der großen Untersuchung von Etemenanki und Esangila verfaßt sind, und das 1918 erschienene „Ischtar-Tor in Babylon“ (WVDOG 32). Darüber hinaus — ein besonders glückliches Geschenk — seine zusammenfassende Darstellung: „Das wiedererstehende Babylon“, das 1913 erschien und vier deutsche und eine englische Auflage erlebt hat. — Über die Grabung im „Merkes, der Wohnstadt von Babylon“ hat Oskar Reuther im Auftrage Koldeweys den Bericht erstattet in WVDOG 47 (Text- und Tafelband). — Über die „Spätzeit von Babylon“ ist ein bereits im Druck befindlicher Band 62 der WVDOG von Fr. Wetzel und E. Schmidt leider 1943 in Leipzig verbrannt.

Bedenkt man die Größe der Aufgabe, so wird es eigentlich selbstverständlich, daß die Bearbeitung und Veröffentlichung der Ergebnisse gar nicht in einer Hand liegen konnte. Es kam nur darauf an, sie geschickt zu verteilen.

Das ist zweifellos geschehen. Will man bei dem verspäteten Erscheinen der Veröffentlichungen überhaupt von Schuld sprechen, so wird man immer abzuwägen haben, ob Koldeweys Kontinuität der Grabung schwerer wiegt, als das den Bearbeiter abziehende laufende Publizierenkönnen von immer noch in der Untersuchung befindlichen großen und größten Objekten, das zu Wiederholungen, Verbesserungen und Richtigstellungen zwingt, wenn es auch vielleicht die berechnete Neugierde der Zuwartenden befriedigt. Koldewey gab nur in sich geschlossene Einzel-funde und Gebäude heraus; alles andere verschob er bis fast an den Schluß der Grabungszeit und darüber hinaus. Das ist möglich und berechtigt, wenn genaue schriftliche, zeichnerische und photographische Protokolle vorliegen. Der Schmelz der unmittelbaren persönlichen Erlebnisse geht dabei freilich verloren; man kann und darf ihn nur bei kleinen geschlossenen Objekten erwarten von der Art, wie Koldewey sie v o r Babylon zu erleben und zu bearbeiten hatte. Übrigens fand eine laufende Berichterstattung an die Museen in Berlin und an die Deutsche Orient-Gesellschaft statt, die auszugsweise alle wesentlichen Fund-ergebnisse ihren Mitgliedern in den Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft zugänglich machte. Diese Mitteilungen (MDOG) sind in allen größeren Bibliotheken zu finden, aber im Handel nicht erschienen.

Im Jahre 1903 entschloß sich Berlin zum Beginne einer zweiten großen Ausgrabung, der von Kal'at Schergât, dem antiken Assur. Dieser Entschluß bildete eine Art von Cäsar in der Grabungsgeschichte von Babylon. Er bedingte Personenwechsel im Stab der Expedition und damit Neuverteilung der Bearbeitungen. Da jedoch ein be-

stimmtes Aufnahme- und Protokollschema eingeführt war, in das ein jeder sich leicht hineinfinden konnte, schnitt der Wechsel nicht allzu tief ein, wenn sich der Neueintretende nur gewissenhaft an die „Regel“ hielt. Dem kundigen Auge wurde der Grad dieser Gewissenhaftigkeit sogleich offenbar.

Die Entscheidung über Inangriffnahme neuer Grabungsabschnitte ergab sich nun schon aus der topographischen Aufnahme, die in großen Zügen wesentliche Bau-, Straßen- und Flußuferlinien erahnen ließ. Meist allerdings gehörten Versuchsgräben dazu, um durch das so gänzlich verwaschene und verwehte Gelände an die antiken Reste zu gelangen. Nur in einem Falle ließen anstehende Mauerreste in einem der vielen Raublöcher des Wohngebietes der Innenstadt einen Tempel unmittelbar erkennen. Bei der Ausgrabung stellte er sich als der des Ninurta heraus (vgl. S. 147 f.).

Durch systematisch angelegte Suchgraben-Reihen ist späterhin namentlich von Oskar Reuther das Stadtgebiet der Innenstadt mit seinen Schichten von der Oberfläche bis zum Grundwasser, d. h. vom parthisch-sasanidischen bis zur Amoriter - Dynastie (um 1800 v. Chr.) erforscht worden. Die Ausgrabungsmethoden wechselten ja nach dem Gesetz, das die Ruine gab, vom einfachen Massentransport und Abkarren sterilen Schutts bis zum minutiösen Untersuchen feinsten Schichten und Bergen ganz subtiler, gebrechlicher Funde. Das erstere war am Platze in den so vielfach durchgewühlten Schuttgebirgen des Kasr, der „Mudschélibe“, und am Hügel Homéra, der „Kleinen Roten“, der fast ganz aus Ziegelschutt bestand und wahrscheinlich schon unter Alexander dem Großen beim Auf-

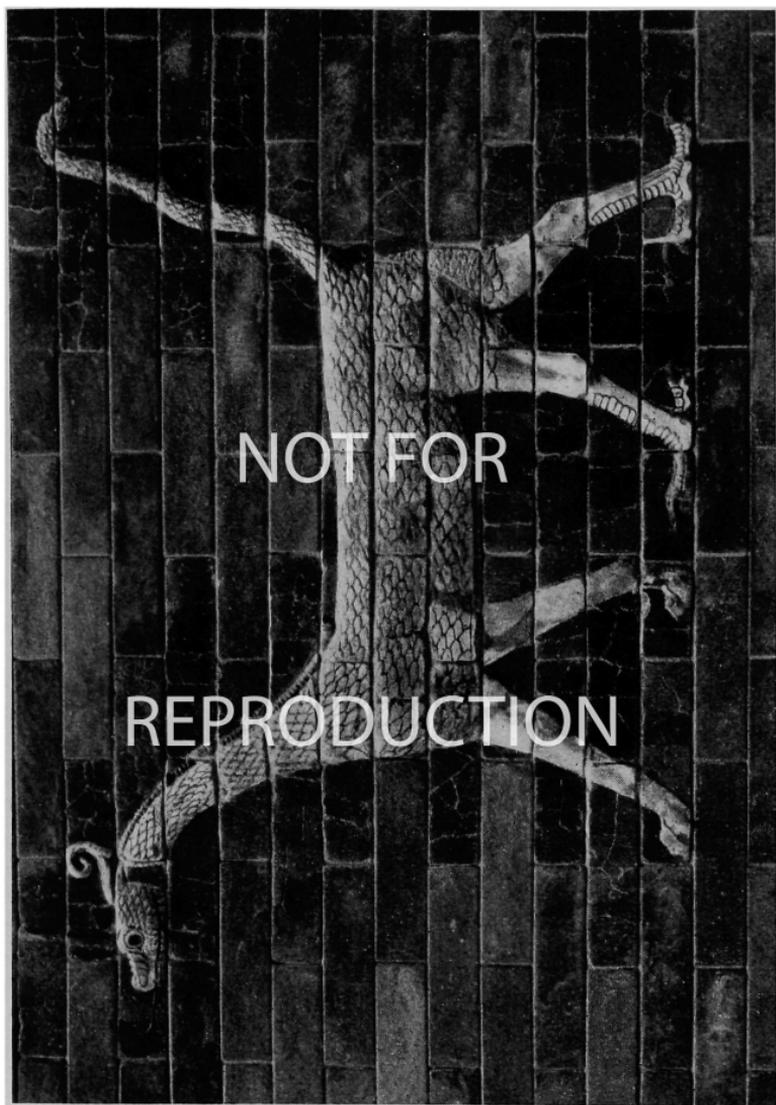
räumen der Marduk-Zikurrat hier aufgetürmt worden war. Jedoch galt es auch da die Augen aufzutun: Kein Stücklein der emaillierten Ziegel des Kasr sollte uns entgehen, keine Terrakottafigur, kein Tongefäß aus Homêra, die uns berichten konnten, wie dieser Hügel zustande kam. Zu den subtilen Arbeiten gehörte das Freilegen des griechischen Theaters nahe bei Homêra, wo Wetzel und Nöldeke Beobachter waren. Subtil deshalb, weil hier mit Lehm, Gips und Ziegelstücken, nicht wie in Hellas mit Marmorblöcken zu rechnen war. Und doch wurden die vier Bauzustände in dichter Schichtenfolge übereinander erkannt und Koilon, Orchestra, Skenen-Gebäude und Peristyllhof der „Palästra“ zur Darstellung gebracht.

Gefährlich war, wie S. 146 f. gezeigt, die Grabung in Amrân ibn 'Ali, unter dem Esangila so tief verschüttet lag, daß zunächst nur eine Ecke des Haupthofes, ein Kultraum (des Ea) und ein Stück des Korridors daneben freigelegt werden konnten. Die 7 bis 10 m hohen Aschenmassen, die über der schon eingefallenen Tempelruine durch Jahrhunderte wohl absichtlich aus der jüdischen Siedlung dorthin verbracht und aufgeschichtet worden waren, drohten oft abzurutschen und unsere Arbeiter zu verschütten. Und späterhin legte Wetzel tief unten am Fuß der Tempelmauern ein Stollensystem an, zu dem man nur durch tiefe Schächte gelangen konnte. Es war die billigste Weise, ein Umrißbild des riesigen Tempels zu erhalten, den freizulegen man sich noch nicht entschließen durfte. In jeder Stollengrabung entgehen dem Ausgräber wertvolle Beobachtungen, weil die Beleuchtung vor Ort viel zu schlecht ist und bleibt. Wir haben uns nur in Notfällen zu dieser mangelhaften Untersuchungsart entschlossen.

## FUNDTRANSPORT

1903.

Die Kasr-Ausgrabung dieser ersten vier Jahre hatte unseren kleinen Expeditionshof in Babylon dermaßen mit den Bruchstücken der emallierten Ziegel von der Prozessionsstraße, dem Ischtar-Tor und der Thronsaalfront angefüllt, daß Koldewey Abhilfe schaffen mußte. Die Berliner Museen regten daher auf seinen Wunsch in Konstantinopel an, diese Massen zur sachgemäßen Behandlung und Zusammensetzung nach Berlin zu verschicken. Eine Anzahl der zusammengesetzten Reliefs sollte sodann an das Konstantinopler Museum geliefert werden. Dieses ging auf ein solches Abkommen ein, und Koldewey erhielt die Erlaubnis zum Abtransport. Er entschloß sich für den Wasserweg: Euphrat abwärts mit den landesüblichen Muheilen, großen Flußseglern, bis Basra. Von da mit deutschem Schiff nach Hamburg, dann über Elbe, Havel, Spree bis vor die Berliner Museen am Lustgarten. Das Risiko ist nicht gering, jedenfalls aber nicht größer, als beim Landtransport, bei dem mit viel Bruch zu rechnen war. Erfahrungen, die andere große Ausgrabungen mit ihren mesopotamischen Wassertransporten gemacht hatten, insbesondere die von den Franzosen mit den Funden von Chorsabad = Dûr Sarrukîn, mahnten zur Vorsicht. Koldewey ließ die Sendung nicht aus den Augen, bis sie an Bord des Seedampfers war. Das hatten die Franzosen unterlassen, indem sie das ganze wertvolle Fundgut den Kelekkführern anvertrauten. An einer unbekannt gebliebenen einsamen Stelle des Tigris ging die Sendung unter, angeblich bei einem Unwetter. Es ist später nichts



*Drache vom Ishtar-Tor*



mehr davon aufgetaucht. Wäre ein Ausgräber dabei gewesen, hätte er die Katastrophenstelle gemerkt und Bergungsversuche unternehmen können.

Koldewey verfrachtete fast 400 Kisten, jede mit etwa 250 Ziegelstücken Inhalt, zuerst auf eine Reihe der etwas ungetümlich aussehenden Euphratboote, schlug auf einem derselben sein Stabsquartier auf, bestehend aus ein paar Matten und Decken und dem unvermeidlichen Tschibuk, sowie dem kochenkönnenden Diener. — Zwischen den palmenbesetzten Ufern ist das eine Spazierfahrt. Die Palmen aber hören bald unterhalb Hille, der nahen Kreisstadt, auf, und noch weiter südlich tritt der Fluß in das Hör, d. h. in die ausgebreiteten Sümpfe, deren Fahrwasser naturgemäß untief und nicht markiert ist. Überdies wird das Hör so breit, daß man keine Ufer mehr sieht und richtig navigieren muß. Bei plötzlichen Böen kann es anständige Wellen geben, und Festfahren ist keine Seltenheit. Eine Katastrophenstelle zu markieren, ist so gut wie ausgeschlossen. Das Unternehmen gelang jedoch, und deshalb hat Koldewey kein Aufhebens davon gemacht. In Berlin sind sämtliche Kisten unversehrt angekommen.

Der Inhalt interessiert den Leser gewiß mehr, als die große Zahl der langweiligen Kisten. Dazu müssen wir noch einmal zurückblicken auf den Prozeß, den die Ziegelstücke zu durchlaufen hatten, bis sie in die Kisten gelangten. Man kann von einer „Massenware“ sprechen, denn es handelte sich um Hunderttausende von Stücken. So aber sah sie der Ausgräber keineswegs. Für ihn war jedes Stück ein Einzelfund, die Geduld durfte man nicht verlieren. Körbeweise wurden sie täglich aus der Grabung in den Hof hereingebracht, zuerst gewaschen, getrocknet, nume-

riert, inventarisiert, alsdann gezeichnet und gemalt, soweit sie Relief oder Ornamenteile zeigten. Dann hätten wir sie am liebsten auf lange Tafeln gelegt, um Zusammensetzungen zu versuchen. Das verbot der Zeit- und Platzmangel. Unsere Zeichnungen traten notgedrungen an die Stelle der Originale. Die zeichnerische Zusammensetzung, zuerst des Löwen, dann der Stiere, Drachen, Ornamente gelang!\* Während dieser aufregenden Arbeit hat Koldewey oft davon gesprochen, ja man kann sagen: geschwärmt, die ganze farbige Pracht müsse im Berliner Museum wieder auferstehen; das ist ja dann auch — freilich erst 6 Jahre nach seinem Tode — geschehen.

Mit den geschilderten Vorarbeiten war der Prozeß noch nicht zu Ende. Jedes Reliefstück erhielt eine Papierhülle mit der Nummer und eine Umschnürung, bevor es mit viel Häcksel in die Versandtkisten verstaut wurde. Wir hofften, daß alles in verständige Hände kommen würde, und daß uns die Nummern beim endlichen Zusammensetzen in Berlin viel würden helfen können, da nach unseren Fundlisten die Fundorte beieinandergelegener Stücke gesagt hätten, was am wahrscheinlichsten zusammengehört. Unsere Meinung von Berlin war etwas zu hoch. Nur selten hatte man die Nummern beachtet, und erst bei einer zweiten Sendung (im Jahre 1927) gelang es, die notwendige Achtung vor ihrem Wert zu erzielen.

Die Fortsetzung des Prozesses in Berlin bestand darin, daß sämtliche Stücke vier bis sechs Wochen lang in

---

\* Von „Wäldern, Bergen, Wasser, Mauern“, die unsere französischen Vorgänger gesehen zu haben meinten, kam uns freilich nichts zu Gesicht. Vgl. MDOG 3, S. 5 und Anm. — In Assyrien kommen solche Dinge und Menschendarstellungen dagegen auf Schmelzfarbengemälden vor.

fließendes Wasser gelegt wurden, damit ihnen das verderbliche und ziemlich reichlich vorhandene Kochsalz entzogen würde. Dann folgte eine lange Trocknungsperiode und ein Paraffinieren der Schmelzschicht. So glaubte man sie für die Berliner säurehaltige Luft „akklimatisiert“ zu haben. Die Zusammensetzung konnte nun endlich mit den Originalstücken erfolgen; auch dabei gab es Mißleitungen, da es den Ausgräbern erst nach dem ersten Weltkrieg vergönnt war, Einfluß auf die notwendige und richtige Art der Zusammensetzung zu nehmen. Diese ergab dann das von Koldewey schon 30 Jahre vorher erträumte Bild der Prozessionsstraße, des Ischtar-Tores und der Thronsaalfront, die bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges Millionen von Menschen ins Berliner Museum gezogen haben.

ASSUR  
1903—1914.

Zwei neuengagierte Architekten: Julius Jordan und Felix Langenegger waren aus Deutschland gekommen, um den krankgewordenen Baumgarten zu ersetzen und Arnold Nöldecke zur Hand zu gehen, während Koldewey den Beginn der neuen großen Grabung in Kal'at Schergât, dem alten Assur, plante und vorbereitete. Er nahm dazu Jordan mit und durfte mich vom Urlaub aus Deutschland zurückerwarten, zusammen mit Ernst Herzfeld als weiterer Architektenkraft. Es kam so, daß er wiederum im Sommer, am 3. Aug. 1903, von Babylon, am 9. Aug. von Bagdad aufbrach. Seinen Bericht darüber lassen wir aus MDOG 20, S. 12—17, S. 19, S. 22 folgen.

„Reise von Babylon nach Mosul, 3.—18. August 1903.

Mosul, den 22. 8. 1903

Wie bereits telegraphisch gemeldet, bin ich am 3. August 1903 von Babylon mit Herrn Jordan abgereist. Koch, Küchenjungen und Diener hatte ich mitgenommen. Es waren die alten, die schon in Fara und Borsippa gedient hatten. Auch Schaul ging mit und der alte Aufseher Dschassim, dessen Frau uns als Wäscherin dient. Vier von unseren alten Meistern mit ihren Familien waren bereits vorangegangen. Wir hatten zwei Wagen von denen, die als Omnibus von Hilleh nach Bagdad fahren, genommen, darin außer uns das Gepäck und die Leute befördert wurden. Weiteres Gepäck war vorausgeschickt worden. Es war etwas heiß und enge, aber da wir nachmittags abfuhrten, so wich die Sonnenhütze bald der abendlichen Schwüle. Ein paar Stunden vor Bagdad steht noch Wasser

auf dem Weg von der letzten Überschwemmung her, und es ist ein Damm dadurch geführt, auf dem die Wagen Mühe haben, sich zu halten. Hier wollen die Wagen bei Dunkeln nicht fahren und blieben daher 3—4 Stunden in Machmudich liegen, um den Damm bei Tagesanbruch zu überschreiten. Es ging alles gut, und gegen 7 Uhr wurden wir durch den Kawassen des Konsulats in Bagdad von der Haltestelle abgeholt, in Kuffen verladen und mit der gewohnten unverdienten, liebenswürdigen Gastfreundschaft aufgenommen, ich von Herrn Konsul Richarz und Herr Jordan im Hause der Herren Frenzel und Grosse.

Viel Vorbereitungen wollte ich hier nicht treffen. Die Hauptsache mußte sich ja auf den Hausbau in Kalat Schirgât beziehen und konnte also doch erst in Mosul gemacht werden. Immerhin nahmen verschiedene Besorgungen und Besuche mehrere Tage in Anspruch. Ich ordnete meine Angelegenheiten mit der Ottomanischen Bank, besuchte mit Herrn Konsul Richarz den Wali und Muschir, der mir Empfehlungen an den Wali und an den Liwa von Mosul, sowie an den Kommandanten der Besatzung von Kalat Schirgât mitgab.

Die Tage waren wieder sehr warm. Die Leute sagten, es sei seit vielen Jahren nicht so heiß gewesen, wie jetzt. Um so erfrischender wirkten die Abende, die wir im Freien am Ufer des Tigris zusammen mit unseren Freunden verbrachten. Dabei überschütteten uns diese förmlich mit den Genüssen einer vollendeten Kultur, so daß beinahe zu befürchten war, es würde der Expedition eine Art von Capua erwachsen. Aber es ging noch gut, und am Sonntag, den 9. August, reisten wir weiter.

Die Reise von Bagdad nach Mosul dauert ungefähr ebenso lange, wie die von Hamburg nach Amerika. Die Luftlinie ist ja kürzer, aber die Umständlichkeiten und Beschwerlichkeiten sind entschieden größer. Das Gepäck und der Troß war schon mit einer Karawane vorausgegangen bis Samarra, bis wohin die Wagen gehen. Wir fuhren daher nur mit Handgepäck und Betten erst mit der Pferdebahn bis Kadmeim und bestiegen hier wieder zwei Wagen, die uns unter dem üblichen Schuttern von nachmittags  $\frac{1}{2}4$  bis Montag früh  $\frac{1}{2}8$  nach Samarra brachten. Da ich die Route bereits vor 6 Jahren kartiert hatte, so konnte ich mich, so gut es eben ging und die steifen Federn es zuließen, mit gutem Gewissen in Morpheus Arme werfen. In Samarra hatte sich in der Zeit wenig verändert; nur die goldene Kuppel, die damals im Bau war, ist jetzt fertig, nebst zwei hübschen Minarets. Im übrigen liegt die merkwürdige Stadt mit ihrem antediluvianischen Schneckenturm und der wohlerhaltenen bastionierten Stadtmauer noch immer in splendid isolation und vollkommener Wüste da.

Abends um 9 ging es weiter, und zwar mit der gesamten Karawane, die alles in allem gerechnet: Reisende, Muker, Weiber, Kinder, Pferde, Esel und Maultiere 62 Köpfe stark war. Schaul und der Kommissar Abd el Kadr Effendi reisten, da sie vorgaben, infolge körperlicher Gebrechen nicht auf einem Pferde sitzen zu können, in einer „Ketschae“, das ist eine doppelte Tragbahre, ein hölzernes, mit einem Leinwandverdeck überspanntes Gestell auf jeder Seite eines Maultieres. Ein ähnliches, aber einfacheres Gestell diente den Weibern und Kindern — dabei ein Säugling — zur Beförderung.

Dieses Reisen zur Nachtzeit ist sehr ermüdend. Die ersten paar Stunden geht es ja noch. Aber wenn im steten Dämmerlicht der Nacht oder im unsicheren Schein des Mondes die mitternächtlichen Stunden nahen, verlangt die sonst so liebe Gewohnheit des Schlafes gebieterisch ihr Recht, kann aber im Sattel durchaus nicht in erspriesslicher Weise ausgeübt werden. Man schläft gewöhnlich ganz genau bis zu dem Augenblick, wo man in wirklichen Schlaf und damit vom Pferde fällt. Es ist aber merkwürdig, daß sogar ein solcher stets und kräftig unterbrochener Schlaf, der eigentlich nur aus lauter Ansätzen zu einem solchen besteht, doch eine Art von Erfrischung mit sich bringt, so daß, wenn endlich die Dämmerung und dann die Morgenröte und schließlich die glühende Sonne kommt, doch eine gewisse Frische durch die ermüdeten Glieder fährt. Der Weg ist öde, vor Tekrit bergig und steinig. Palmen haben längst aufgehört, und die Vegetation ist nur unmittelbar am Flusse. Der Ritt bis Tekrit dauerte 11 Stunden, und der Aufenthalt bis zum Abend in einem kühlen Hause wurde mit Schlafen und Essen in sinniger Abwechslung verbracht.

Der nächste Nachtmarsch brachte uns in 8 Stunden nach Khan Kharnina am Tigris und war weniger ermüdend, da er zum Teil durch kühles Buschwerk führte. In Kharnina wurden die Zelte aufgeschlagen. Es ist hier nur eine Kal'a mit einigen Soldaten, sonst nichts. Aber der nächste Marsch war wieder recht anstrengend; er dauerte von 8 Uhr 40 Min. abends bis 9 Uhr 10 Min. früh und führte uns nach Belalitsch durch die ödste und „verhauenste“ Gegend, die man sich denken kann. Dabei geht er einen großen Teil der Zeit hindurch in langweiligster Weise ge-

radlinig am Fuße des Dschebel Hamrin auf welliger, steiniger Ebene dahin.

Belalitsch ist eine winzige Quelle am Abhang des Berges in einem Felsspalt. Kein Haus, kein Baum, kein Strauch, kein Mensch — alles felsige Wüste. Im Frühjahr sieht das alles grün und freundlich aus; jetzt ist alles verbrannt, wie es scheint, zu einziger Freude der Gazellen, die in großer Zahl in den Wadis der unteren welligen Ebene herumliefen. Die Quelle ist schwefelhaltig, der Abfluß gering, und die Karawanentiere verschmutzen das Wässerchen derart, daß es in seiner schwarzen stinkigen Schlamm-  
masse auf den ersten Blick wenig einladendes hat. Es bedarf auch jedesmal einer größeren Reinigung des Quellbettes, ehe man mit einigem Behagen davon trinken kann.

Nicht weit von Belalitsch begegnete uns ein Transport von einigen hundert schöner Pferde, die, in der Mosuler Gegend zusammengekauft, nach Bassora geschickt wurden zum Export nach Indien. In dieser Gegend befindet sich die Grenze zwischen den beiden Wilajets Mosul und Bagdad, und unsere drei Saptiehs sollten von Belalitsch zurückkehren. So paßte es sich gut, daß sie mit denen, die am Pferdetransport beteiligt waren, ausgewechselt werden konnten.

Die Sonne brannte scharf auf den weißen Gipsfelsen, und es war heiß unter dem Zelt, so daß jedermann ganz froh war, den Platz schon nachmittags  $\frac{3}{4}6$  wieder verlassen zu können. Der Abend dagegen war verhältnismäßig kühl, und um  $\frac{3}{4}11$  konnten wir nach angenehmem Marsche unsere Zelte auf dem Stadtgebiet von Assur aufschlagen, der Stätte unserer künftigen Tätigkeit. Der Jusbaschi von Kalat Schirgât, dem ich das Empfehlungs-

schreiben des Muschir von Bagdad überreichte, war sehr freundlich, wie diese Herren immer sind und nahm unser vorläufig überflüssiges Gepäck in der Kaserne in Aufbewahrung, bis wir zurückkehren würden. Die nächst brennende Frage betraf die Stelle unserer definitiven Ansiedlung am Orte der Grabung. Ich möchte nicht zu weit vom Wasser entfernt bleiben, und wenn das der Fall sein soll, muß man schon, wie die Ortsbesichtigung ergab, einen Platz im Stadtgebiet selbst wählen, obwohl man dabei ja Gefahr läuft, gerade auf eine Stelle zu kommen, die notwendigerweise ausgegraben werden muß. Man muß es aber, wie mir scheint, darauf ankommen lassen. Schließlich ist das Schlimmste, was passieren kann, daß das Lager eventuell verlegt werden muß. Vorläufig werden wir ja an der nördlichen Front, wo der Tempel liegt, vollauf zu tun haben, und können daher etwa in der Mitte der Ostfront, d. h. der Tigrisseite, wie ich glaube, ruhig uns ansiedeln. Allerdings ist das Gelände hier recht uneben, und es kann sein, daß wir doch noch einen anderen Platz ausfindig machen.

Am Sonntag, dem 16., brachen wir abends  $\frac{1}{2}8$  nach Khiara auf, das wir am anderen Morgen  $\frac{1}{2}7$  erreichten. Wir schlugen die Zelte wieder am Tigris auf in einiger Entfernung von den kräftig rauchenden Asphaltwerken, die der Gegend ihren Namen gegeben haben. Die folgende Nacht brachte uns in  $8\frac{1}{2}$ stündigem Ritt nach Hamâm 'Ali. Hier kamen wir in die volle Saison des Badelebens hinein und fanden auch einen arabischen Kaufmann, an dessen Haus die Bagdader Bank mir eine Empfehlung mitgegeben hatte. Er bewirtete uns mittags und abends mit einem Mahl, dessen Fülle an reinen herrlichen

ländlichen Genüssen den alten Horaz gewiß zu ein paar Oden begeistert haben würde. Es sind meist Mosulaner, die hier die heißen Schwefelquellen zur Sommerzeit benützen. Sie wohnen in primitiven, aus Lehmziegeln und Laubdächern jedesmal wieder neu aufgebauten Hütten, die, sobald sie von den Bewohnern verlassen sind, von den umwohnenden Arabern, die die Steine und etwa zurückgebliebenes Holzwerk benutzen, demoliert werden. Dadurch wird zu jeder Saison die ganze Ansiedlung gründlich gereinigt, und es können keine Krankheitsstoffe bleiben.

Von Hamâm 'Ali bis Mosul sind dann nur noch 5 Stunden, meist am Ufer des Tigris entlang. Wir erreichten die Stadt am Dienstag, den 18. August, früh um 6 und stiegen im Hause Naûms ab.“

Nach der Rückkehr von Mosul begann alsdann Koldewey sogleich die Grabung in Assur. Er schlug die Zelte auf dem Tempelplateau südlich vor der türkischen Kaserne auf und leitete den Hausbau auf dem gewählten Platze an der Ostfront dicht am Tigrisufer ein. Er schreibt darüber aus Assur (MDOG Nr. 20, 19—20).

Assur, den 23. September 1902

„Die Araber der Umgegend, die wohl sonderbare Vorstellungen von barem Gelde hatten, machten anfangs gewaltige Ansprüche an Arbeitslohn. Sie verlangten als Tagelohn  $\frac{1}{4}$  Medschid und „Tabak“. Ich bin darauf nicht eingegangen, denn es ist etwa doppelt so viel als der landesübliche Preis. Auch die arabischen Wächter, die ich eigentlich für das Zeltlager annehmen wollte, verlangten sonderbare Preise: pro Mann  $2\frac{1}{2}$  Pfund für den Monat, so daß sie gleich in einem Monat reich geworden wären.

Ich habe sie daher überhaupt abgewiesen und den Kommandanten der Besatzung von Assur gebeten, zu unseren 2 Saptiehs noch 3 Nisami für die Nacht hinzuzufügen. Jetzt werden die Araber allmählich vernünftig und kommen heran. Wir haben bereits alles in allem etwa 50 Mann, wovon die Hälfte mit dem Hausbau, die Hälfte mit der Grabung beschäftigt ist.

Den Gipsmörtel müssen wir uns selbst bereiten: Material dazu ist genug vorhanden, nur fehlt es vorläufig an Stroh zum Brennen; denn das in Mosul bereits bestellt gewesene ist bisher noch nicht eingetroffen. Indessen haben die Leute vorläufig noch mit dem Herbeschaffen der Steine, dem Bau des Brennofens und der Aushebung der Fundamente sowie der Einebnung des Bauplatzes zu tun.

Unsere Ernährung ist nicht gerade üppig. Da die hiesigen Araber sehr arm sind und weit weg wohnen, so gibt es keine Eier, keine Milch u. dgl., und damit verringern sich beträchtlich alle kulinarischen Genüsse. Das Wetter ist vortrefflich, aber der Wind nicht immer hinreichend, um bei Tage die vielen Fliegen und nachts die vielen Mücken zu vertreiben.

Einer der angesehensten arabischen Kaufleute in Mosul, Dabagh Zadeh Daûd Tschelebeh, hat bereits, als wir dort waren, viel für uns getan; er nimmt auch gegenwärtig dort unsere Interessen wahr, führt Besorgungen für uns aus und expediert die Post. Als Postreiter habe ich einen Araber mit Namen Tarfa (= Tamariske) angenommen, der den weiten Weg mit seiner guten Stute in 1 bis 1½ Tagen zurücklegt. Immerhin ist unsere Postverbindung ungünstig. Die von Europa kommende Post

passiert Mosul nämlich am Dienstag, die nach Europa gehende am Sonnabend, infolgedessen haben wir mit dem Postreiter stets nur an eine dieser Posten direkten Anschluß.“

Am 29. Oktober 1903 traf Walter Andrae mit Ernst Herzfeld, von Deutschland kommend, in Assur ein, und Koldewey rüstete zur Rückkehr nach Babylon.

Die kleinen und großen Nücken und Tücken, die bei jedem solchen Neubeginn Pate stehen, sehen nachträglich wie ganz natürliche Begleiterscheinungen aus. Man belächelt sie, auch wenn sie Schweiß und Ärger gekostet haben. Koldewey nahm sie selbstlos auf die eigene Kappe und hinterließ uns drei Zurückbleibenden ein schon ganz gut eingespieltes Werk, als er am 10. Nov. 1903 wieder nach Babylon aufbrach, nachdem er mir die Leitung der Grabung übertragen hatte.

Mit der Regierung in Mosul waren von ihm die guten Beziehungen eröffnet und schon gleich auch die so notwendige Handelsverbindung mit der Familie des Daúd Dabbagh Zadé Tschelebi begründet. Zu dieser entwickelte sich ein langjähriges freundschaftliches Verhältnis. Es verging keine Woche, in der Daúd Tschelebi nicht irgendwelchen kleinen oder großen Bedarf der Expedition einzukaufen und mit dem Postreiter oder dem landesüblichen Tigris-Floß, dem Kelek, zu senden gehabt hätte. Denn Kalat Schergât liegt „in der Wüste“. Nur ein wenig Getreide, einiges, aber nicht genügendes Schlachtvieh, wie Hammel, Ziegenböcke, Hühner und Wildbret, wie Gazellen, Vögel, Fische gab es im Lande. Alles andere lieferte Mosul oder das entfernte Bagdad, von wo selten einmal eine Karawane nach Assur abgelassen wurde.

Die Arbeiterfamilien, die Koldewey klugerweise aus Babylon mitgebracht hatte, erwiesen sich als unentbehrlich, denn die Schergât-Araber verstanden nichts von der Grabungsarbeit. Ihre Vorfahren, die noch für Hormuzd Rassam in Assur „gearbeitet“ hatten, waren längst zu ihren Vätern versammelt, und von Rassam hätten dieselben auch wirklich nicht lernen können, wie man unserem Wunsch und Willen entsprechend graben muß. Ihre Spuren zeigten uns noch, wie sie es gemacht hatten: das übliche „Löcherbuddeln“, das noch bis in unsere Zeit hinein und selbst in den Gehirnen der größten Gelehrten für das Wesen der Ausgrabung galt, für uns der Inbegriff aller sinnlosen Ruinen-Ausräuberei.

Das disziplinierte Graben lernten die Schergât-Leute bald. Sie „avancierten“, je nach Intelligenz, vom Korbträger zum „Schipper“ oder gar zum „Meister“. Aufseher blieb unser würdiger Dschazim el Homâde aus Hille, aus dessen Familie der treue Ismael hervorging. Mit diesem sind wir noch heute verbunden. Diener im Krieg wie im Frieden, zuletzt Einkäufer und Organisator in der deutschen Warka-Expedition, hat er, man kann wohl sagen, sein Leben lang versucht, über unser Wohl im Lande zu wachen, wie ein guter Schutzgeist, der allem Unrecht gegenüber sich in jachem Zorn erhitzen konnte.

Die Wahl des Bauplatzes für das Expeditionshaus verdankten wir Koldewey, und niemals in den 11 Jahren der Grabung tauchte der Wunsch auf, das Haus möchte an einem anderen Orte stehen. Es stand genau da, wo es mußte, nicht zu hoch, nicht zu tief. Mit sicherem Blick hatte Koldewey gewählt. Der weite Tigris-Bogen wand sich vor dem hohen Aussichtsstande, den wir auf

dem Hausdache hatten. Der Fluß belebte die übliche vegetationslose Mondlandschaft und belebte auch die sonst leicht eintrocknenden Seelen der Ausgräber in der Wüste.

Wir waren also nach berühmten Mustern in den Sattel gesetzt, reiten mußten wir nur selber können.

Denn das Wichtigste, die Ausgrabung, überließ Koldewey so sehr seinen Nachfolgern zu freier Entscheidung, daß manche meinten, er habe sich nicht um uns gekümmert. Bald war das, was er in den ersten Wochen angesetzt hatte, zu Ende geführt, und neue Entschlüsse machten sich nötig. Babylon, Borsippa, Fara waren in keiner Weise analoge Vorbilder, es gab vielmehr überall neue Erscheinungen und Überraschungen. Eher noch konnte man auf Sendschirli zurückschauen. Wir hatten hier keine Ziegelruinen, aber noch weniger reine Steinruinen. Der Lehmziegelbau war mit Steinfundamenten verbunden. Der Inhalt: die Kleinfunde, die Gräber, die Werkzeuge, fast alles war uns hier neu.

Es eröffnete sich sogleich eine ganz regelmäßige Berichterstattung, auf die Koldewey ebenso regelmäßig erwiderte. Niemals die geringste Beeinflussung der Entschlüsse durch ihn, dagegen immer gute Ratschläge in Zweifelsfällen. Meist regten seine Zweifel an zum nochmaligen Durchdenken von anderem Standpunkt aus.

Ein spaßiger Zweifelfall blieb vereinzelt: In Assur war ein starkes tektonisches Erdbeben gewesen, ich berichtete darüber pflichtschuldigst und bekam zur Antwort: „Sie hatten wohl zu viel Whisky getrunken?“ Einige Wochen später schrieb Koldewey, es sei auch in Babylon ein Erdbeben gewesen. Unsere Antwort kann man sich denken, ganz gläubig war sie nicht.

Niemals in den elf Jahren der Assurgrabung ist Koldewey wieder über Kalat Schergât gekommen. Erst 1917, im Kriege, als es keinen anderen Weg mehr gab, reiste er auf dem Rückzuge von Bagdad über das schon arg verfallene Grabungsfeld und Expeditionshaus nach Europa. Keiner von uns Ausgräbern konnte ihn damals begleiten. Es würde gewiß noch tausend wichtige Fragen mit ihm zu besprechen gegeben haben.

Die Assur-Grabung in ihrer ganzen Ausdehnung gehört, das wird man nach dem Gesagten zugeben wollen, nicht mehr in den Rahmen unserer Lebensbeschreibung, vielleicht mit einer Ausnahme: Eine Parallele ist gezogen worden: Zu Koldeweys zusammenfassender Darstellung der Grabung in Babylon vom Jahre 1913 „Das wiedererstehende Babylon“, und zwar in der Gestalt des „Wiedererstandenen Assur“ von W. Andrae vom Jahre 1938. Über diese beiden Bücher bleibt das Urteil dem Leser überlassen. Uns steht ein Vergleich nicht zu. Es ist jedoch notwendig, auf beide hinzuweisen, da sie nun schon der Geschichte angehören und ganz gewiß zueinander in Beziehung stehen. Eines haben sie miteinander gemein: Sie entspringen dem Bedürfnis der Ausgräber, sich mitzuteilen und das Gesehene, wie das Erschaute in eine Gestalt zu bringen, die für andere Menschen möglichst das gleiche wahrnehmbar machen will, was dem Ausgräber erschien. Die großen „Wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft“ versuchen zwar das gleiche, forschend intensiviert, für einzelne in sich abgeschlossene Fundgruppen; jene beide hingegen fürs Ganze von Babylon und von Assur, sie wenden sich an einen Kreis von Menschen, die nicht in der Spezialforschung stehen.

## KOLDEWEY ALS LEHRER

Welches war das Verhältnis Koldeweys zu seinen jüngeren Mitarbeitern, die wir wohl auch seine Schüler nennen dürfen? Keiner von ihnen wird leugnen, daß er bei ihm das Ausgraben gelernt hat, und manche haben überdies vieles andere von ihm übermittelt erhalten. Koldewey war der immerhin zwanzig und mehr Jahre ältere und erfahrenere Mann. Über Einweihung in Grabungsdinge, die, so meint man, wohl die erste und selbstverständlichste Berührung von Lehrer und Schüler herbeiführen sollte, und deren ich selbst in den ersten vier Jahren so sehr teilhaftig wurde, möchten auch jüngere Nachfolger zu Worte kommen, damit ein rundes Bild entstehe. Oskar Reuther, der 1905 nach Babylon kam und bis 1911 mitarbeitete, nachmals Professor an der Technischen Hochschule in Dresden, erzählt, wie nach einem aus gewissen Gründen recht kühlen Empfang seine erste Einführung in die Grabung durch Koldewey statthatte: „Erst nach mehreren Tagen taute Koldewey mir gegenüber auf. Er betraute mich mit der Aufnahme der ausgegrabenen Mauern zwischen Süd- und Hauptburg, erklärte mir, worum die Sache gehe und führte mich im Anschluß daran durch die Südburg. Er freute sich offensichtlich, daß ich einigermaßen Bescheid wußte — allerdings nur in soweit, als die gerade über Babylon etwas mageren DOG-Berichte gingen, die überdies durch die Grabung längst überholt waren. Er zeigte mir an einigen Stellen, wie diese oder jene Beobachtung ihn zu einem Schluß habe kommen lassen, für den er dann an anderer Stelle die Bestätigung gefunden habe. Zuhause zeigte er mir seine Manier der

zeichnerischen Darstellung der Ruinen, gab mir einige von ihm und von Andrae gezeichnete Blätter.

Als ich — nach einem Bummel zum (damals schon ausgegrabenen) griechischen Theater — ihn am Abend um einige Aufklärung bat, war er sehr bei der Sache, erklärte die Bauperioden und sagte schließlich: „So, Sie haben das Theater gleich erkannt! Ein anderer Kollege hat da im vergangenen Winter die Arbeiter beaufsichtigt und wußte zuletzt noch nicht, was wir ausgegraben hatten.“ „Ja, haben Sie sich denn darüber niemals unterhalten?“ fragte ich, sehr verwundert, daß der Leiter einer Expedition so etwas von einem seiner Mitarbeiter behaupten konnte. „Er hat mich nie danach gefragt.“

Dann fiel mir auf, daß bei den Mahlzeiten nie über Grabungsdinge gesprochen wurde. Man unterhielt sich über alle möglichen Sachen, über die persönlichen Verhältnisse der Arbeiter, über die Streiche des Dorfscheichs Habib, über die Bagdader Freunde; Koldewey erzählte Geschichten aus seinem Leben — aber über die Probleme der Grabung wurde nicht gesprochen, das geschah draußen an Ort und Stelle.

Koldewey war entschieden etwas zu großzügig, was die Kontrolle seiner Mitarbeiter anlangt. Wenn sie nicht von selbst am Karren zogen, ließ er sie nebenbei laufen und machte keine Versuche, sie ans Ziehen zu gewöhnen. Eine immerhin kostspielige und der Grabung nicht ganz zuträgliche Methode.“

Wir dürfen hier noch Arnold Nöldeke, den nachmaligen Leiter der großen deutschen Grabung in Warka zu Worte kommen lassen, der von 1902 bis 1908 in Babylon mitgearbeitet hat:

„Der Stil der Expedition wurde ja wesentlich durch Koldeweys Sich-Geben bestimmt. Die Themata der Tischgespräche unter seiner Ägide pflegten sich im Sachlichen zu bewegen. Gern dozierte er aus dem, was er auf den Gebieten seiner Privatstudien erworben hatte. Das tat er mit Lebhaftigkeit, erfüllt von seinem Stoff, und liebte es, seinen Vortrag mit Humor zu würzen. Gelegentlich kam er allerdings auf lebensweisheitliche Lehren. Beim Thema „Weib“ z. B. ging die quinta essentia seiner Lehre darauf hinaus, daß es ‚eines denkenden Mannes unwürdig sei, mit einem Weibe zusammen zu leben‘. Und im übrigen ward immer mit wackelndem Drohfinger vorgebracht: ‚Geh an der Welt vorüber, es ist nichts‘, nach einem indischen Weisheitsspruch. Bei seinen lebensanschaulichen Paroxysmen, wie er sie aufzustellen liebte, mußte man wohl oft seinen eigenen Ausspruch in Betracht ziehen: ‚Was ich sage, braucht nicht meine Meinung zu sein‘.“

(Volle Gültigkeit haben solche Aussprüche Koldeweys nur zusammen mit dem Ausdruck seiner Augen und dem Tonfall seiner Stimme. Geschrieben und gedruckt sind sie bedingt richtig, wenn nicht gar mißverständlich. Dies sollte man gerade bei diesem Manne bedenken, wenn man ihn richtig beurteilen will. W. A.)

„Eine Antwort auf den Sinn des Lebens suchte er in der Erkenntnis naturwissenschaftlicher Tatsachen. Er studierte in seinen Mußestunden Astronomie, dann Jahre hindurch, rein theoretisch, Medizin. Auch hinter das Wesen der Musik trachtete er theoretisch zu kommen. Das Erkennen war ihm, wie er sagte, der reinste und edelste Genuß.

Bei allem Zwiespältigen in der Natur Koldeweys, das wir Jüngeren wohl zumeist empfunden haben, wird uns

die Zeit mit ihm als ein Lebensabschnitt voll Gewinn unvergeßlich bleiben.

In meine Zeit fiel die Fara-Grabung, bei der ich in einem Vierteljahr des Alleinseins mit Koldewey ihm etwas näher gekommen zu sein meine als andere. Koldewey gab sich mir als Lehrmeister auf vielen Gebieten des Wissens und der Praxis. Ich staunte über die Fülle seines positiven Wissens und seines Gedächtnisses. In Grabungs- und Lebensdingen unterwies er mich vom Diagnostizieren des „Bruchstückes eines Gegenstandes aus gebranntem Ton“ bis zum Strümpfestopfen. Er teilte mir aus der Vergangenheit der Expedition vieles mit; dabei auch über das Mißverhältnis zur zünftigen Assyriologie: Jules Opperts Drohung, Koldewey auf einem Assyriologenkongreß ‚an den Pranger stellen‘ zu wollen, das ebenfalls auf ihn bezogene ‚Narrenschiff der Assyriologie‘ in Peisers grüner Orientalistischen Literaturzeitung.

Eine Kritik an der von Koldewey gewählten Angriffstechnik der Grabung in der Fara-Ruine konnte ich damals nicht haben. Heute (nach Nöldekes großen Warka-Erfahrungen! W. A.) meine ich, ein schichtenmäßiges Vorgehen, wenn auch der Raum sich hätte beschränken müssen, wäre besser am Platz gewesen (Fara war ja überhaupt ein ‚Vorgriff‘, W. A.).

Von Berlin aus wurden durch die Generalverwaltung der Museen Vorschläge zur Grabungstechnik weitergegeben, die Koldewey dann offiziell ernsthaft ad absurdum führte, mit einer Seiten deckenden Berechnung, nach der die Grabung bei Anwendung der vorgeschlagenen Technik auf etwas über tausend Jahre, so und so viele Stunden, Minuten und Sekunden sich belaufen würde. Ähnlich wurde

ein Vorschlag einer Meßbildaufnahme der Ruine von Masten und Drähten aus behandelt.“

Oskar Reuther erzählt uns aus seiner Zeit weiterhin das Folgende über sein Erleben mit Koldewey:

„Ich habe mich nach der ersten mißtrauischen Beschnupperung mit Koldewey sehr gut verstanden und glaube ihm in den nächsten zwei Jahren so nahe gekommen zu sein, wie das bei seiner spröden norddeutschen Natur überhaupt möglich war.“

(Als aufgeschlossener Rheinländer sah er Koldewey anders, als der verschlossene Niedersachse Nöldeke, das ist ja für uns, die wir ein wahres Bild zu erhalten streben, nur lehrreich. W. A.)

„Als Koldewey merkte, daß ich mich für zoologische Dinge interessierte, Vögel, Eidechsen und anderes zeichnete, war er Feuer und Flamme. Wir haben zusammen Tiere seziiert und er ließ sich ein Lehrbuch der Zoologie für Mediziner kommen. Eine böseartig aussehende, in der Tat aber ganz harmlose Agame anzufassen getraute es sich zwar lange nicht, überwand aber seinen angeborenen Abscheu vor abenteuerlich aussehenden Reptilien. Damals beschäftigte uns der Muschchusch (der Drache vom Ishtar-Tor) und wir stritten uns darüber, ob damit ein wirklich existiert habendes Wesen gemeint, oder ob er ein Phantasieungeheuer sei wie die Chimäre.

Im wunderschönen Monat Mai, wenn alle Flöhe sprangen, kamen wir einmal dazu, zu wetten, wer innerhalb von fünf Minuten die meisten Flöhe zu fangen und unter das Uhrglas zu setzen vermöge. Koldewey hatte zwei Pulexe in ein Entwicklerglasröhrchen gesperrt und fütterte die Biester an seinem Unterarm, den einen hatte er Meyer,

den anderen Müller getauft. Eines Tages kam er betrübt zum Essen: ‚Denken Sie, Meyerchen ist tot, Müllerchen hat ihn aufgefressen!‘ Dann legte Müllerchen Eier, aus denen kleine Maden auskrochen, die ihrerseits die Mutter auffraßen. Seitdem waren ihm Flöhe wegen ihrer perversen Lebensweise unsympathisch.

Koldewey nahm auch reges Interesse an meinen Wohnhausstudien (die zu O. Reuthers schöner Publikation über „Das Wohnhaus im Irak“ führte. W. A.), gab mir bereitwilligst Urlaub, wenn ich dieserhalb nach Bagdad fahren wollte. Man mußte jedoch zu ihm kommen, ihm von den Dingen sprechen und ihm etwas zeigen.

Bei den Tischgesprächen, die, abgesehen von den letzten Jahren meines babylonischen Daseins, oft sehr lebhaft waren und sich mitunter lange ausdehnten, stellte Koldewey gerne irgendeine ganz absurde Behauptung auf, die Widerspruch erregen mußte und sollte. Widersprach man nun, so ließ er seine dialektischen Künste spielen, in denen er uns allen überlegen war, bis man schließlich so weit war, ihm zuzugestehen, daß er Recht hatte. Hatte man aber das *sacrificum intellectus* gebracht, so konnte es geschehen, daß er sagte: ‚Wenn Sie nun aber meinen, das, was ich behauptet und verteidigt habe, sei meine wahre Meinung gewesen, dann befinden Sie sich im Irrtum! Gute Nacht!‘ —“

Über Koldeweys vermeintlichen „Aberglauben“ berichtet Reuther: „Darin war er ein richtiger norddeutscher Spökenkieker. Er trat nie eine Reise am Freitag, oder am 13. des Monats an und hätte auch nie an einem solchen Tage eine neue Ausgrabung angefangen. Eines Tages kam er sichtlich niedergeschlagen zum Essen. Seine Uhr war,

wie er sagte, ohne Grund stehengeblieben. Es müsse irgendeine, ihm nahestehende Person gestorben sein. Nach Wochen erhielt er die Nachricht vom Tode seines Freundes Puchstein, der aber vier Tage später eingetreten war. Koldewey hielt trotzdem an seiner Meinung fest, daß Puchstein ihm eine Nachricht habe zukommen lassen.“

Über „Koldewey und die Musik“ erfahren wir von O. Reuther: „Koldewey fürchtete wohl, daß sich Friedrich Wetzel (1907 bis 1914 in Babylon) seine Geige schicken lassen und ‚die Luft seiner Mitmenschen erschüttern‘ würde. Er ließ sich nun selbst eine kommen, eine Wolf-sche Übungsgeige, die nur eine Decke und keinen Schallkörper hat, und begann in seinem Zimmer zu spielen. Auf diese Weise wollte er, wie er mir sagte, Wetzel nahelegen, sich auch eine solche Wolfgeige kommen zu lassen, weil es ihm leid tat, daß er seine Kunst liegen ließ. — Ubrigens gingen in dieser Zeit die Tischgespräche oft um Musik, und gründlich, wie Koldewey war, befaßte er sich mit Rhythmik, Melodielehre, Kontrapunkt, Harmonielehre und dergleichen.“

Der Grad, den der Schüler erreicht, hängt ganz gewiß mit ab von der Art der Lehre und des Lehrers; so ist hier wohl noch ein Wort am Platze über Koldeweys Eignung zum Lehrer, mag dieselbe unter seinen Schülern noch so umstritten sein. Sie hängt ihrerseits außer von Zeitgegebenheiten ab von der Eignung der Schüler zur Schülerschaft. Ist diese nicht vorhanden, wie sollte sich das rechte und fruchtbare Verhältnis zum Lehrer herausbilden? Da, wo er die Seele des Schülers geöffnet findet, gibt sich der wahre Lehrer hin und aus, wo er sie verschlossen findet, wie soll er versuchen, sie zu öffnen?

Koldewey hat den Versuch anfänglich oft gewagt, ihn dann aber in hoffnungslosen Fällen unterlassen und fand schließlich in sich selbst schwere Hemmungen. Seine Methode war in guten Zeiten jene von O. Reuther geschilderte dialektische, das Denken aufweckende, die richtig verstanden wirklich fördern, falsch verstanden abstoßen und den Schüler in sein Schneckenhaus verjagen kann. Es soll ja einen großen griechischen Weisen gegeben haben, der sich mit seinen Schülern auf ähnliche Weise unterhielt. Allerdings in einer weniger „hineinlegenden“ als zu positiver Einsicht führenden Form. Denken soll Wahrheit finden; wir wollten Wahrheit und nicht Illusion erforschen. Wahrheit ist ein leuchtender Kristall. Man muß ihn umschreiten und von vielen Seiten her gesehen und geschaut haben, bevor man ihn als wahr-scheinlich und schließlich als gewiß besitzen und darstellen kann und darf. Illusion ist eine windige Wand von Rauch, man darf nur von vorne sehen, sie verträgt es nicht, daß ihr „hinter die Kulissen“ geguckt werde. Kristall und Wand unterscheiden zu lernen, dazu ist sokratische Methode zu allen Zeiten gut gewesen.

Ich sehe in Koldeweys Verhalten den Jüngeren gegenüber immer wieder, auch in den sonderbar erscheinenden Äußerungen, von denen wir hier hören, seinen wohldurchdachten Wunsch, den anderen „freizulassen“, d. h. ihn zur Freiheit seines Denkens und seiner Entschlüsse zu führen. Ich halte das für eine seiner vorzüglichsten Taten. Wir befanden uns in Babylon doch nicht mehr in einer Kinderschule. Zwischen zwanzig und dreißig ist der Mensch zum Selbstbewußtsein erwacht und muß Herr seiner Entschlüsse sein. Ist er es nicht, so kann man ihn nur mit einer Methode, wie die Koldeweys es war, zum Gewinn

scines Selbstes bringen. Das müßte mancher, der sich damals irgendwie gekränkt fühlte, Koldewey fürs Leben danken. Die Methode der Unfreiheit, die den Jüngeren zwingen will, der Autorität zu gehorchen, züchtet unerfreuliche Mitarbeit, wenn sie auch manchmal fürs „Geschäft“ weniger kostspielig sein mag.

Vor eine besondere Aufgabe stellt den Leiter einer großen Ausgrabung wie der Koldeweyschen das Rein-persönliche. In einem „Männerpferch“, den die Enge eines Expeditionslebens, wie eines Nordpolschiffes darstellt, sind die Reibungen unausbleiblich, wenn sie nicht sehr geschickt gelenkt werden, oft nur dadurch, daß das Allzu-Familiäre strengstens vermieden wird. Der Kapitän des Schiffes zieht sich daher meist ganz in seine Kabine zurück und führt lieber ein einsames Leben, als sich mit in die Reibungen hineinziehen zu lassen. Koldewey hat in Babylon späterhin ähnlich auf solche Erscheinungen zu reagieren versucht. Man hat das mißverstanden, und das ist ein verzeihliches Mißverständnis bei jüngeren Menschen, die doch gewiß sehr anschlußbedürftigen Wesens sind. Vom Robusten und Rohen bis zum Zarten und Übersensiblen sind da außerdem menschliche Stufen, deren Ausgleich schwer oder unmöglich ist. Unmöglich? Im Männerpferch wohl meistens. Kameradschaftlichkeit sollte die fröhliche Zusammenarbeit an Stelle des simplen Dienst-schiebens stellen und die Leistung steigern. Das ist ein frommer Wunsch. Jeder Ausgrabungsleiter muß sich glücklich schätzen, wenn er heil um solche Klippen kam.

## ERSTER URLAUB

1904

**K**oldewey war 1904 nach fünf Jahren ununterbrochenen Ausharrens im heißen subtropischen Klima zweifellos „urlaubsreif“ und wir redeten ihm sehr zu, sich in Europa einen Sommer lang zu erfrischen. Er ging auch wirklich, aber erst auf Wunsch und Befehl Richard Schönes „zur Berichterstattung“, nicht zur Erholung, Ostern 1904, und reiste nicht zur See, sondern über Aleppo. In Babylon führte Arnold Nöldeke die Geschäfte. Koldewey hat diese Zeit mit vielen freundschaftlich gespendeten Ehrungen genießen dürfen; man hatte sich auf sein Kommen gefreut und er selbst hat die gespendeten leiblichen Genüsse anstelle des täglichen Huhns mit Reis nicht abgelehnt. Freudestrahlend kam ihm damals seine gute haushaltende Schwester Luise mit der Mitteilung entgegen, sie habe was ganz Feines für ihn zum Empfang: Huhn mit Reis! — Woraus nur hervorgeht, daß sich Robert mit Luise brieflich niemals übers Essen unterhalten hat.

In Wirklichkeit war die Zeit dieses Urlaubs ein Wendepunkt im Leben Koldeweys; man kann nicht anders sagen: ein tragischer. Wir werden unten, S. 205 ff., von Arnold Nöldeke „Authentisches über die Wandlung und ihre Ursache“ hören. Vorerst wollen wir hier noch ein äußeres Ergebnis der Berliner Reise folgen lassen.

Man beschenkte Koldewey mit einem *Motortboot*, das den Verkehr auf dem Tigris von Bagdad nach Assur übernehmen sollte. Dieses kleine Boot füllt mit seinen tragikomischen Geschicken allein schon fast ein Buch, wollte man alles erzählen. Die gute Absicht der Spender,

vermögliher Männer der Deutschen Orient-Gesellschaft, wäre beinahe gänzlich ins Wasser gefallen und kam erst ganz spät zu einer höchst eingeschränkten Verwirklichung. Eigentlich war sie ein Fehlschlag. Man kannte in Berlin das Wesentlichste nicht: das Fahrwasser des Tigris, und wußte in Konstantinopel nicht, wie man das Fahren auf diesem immerhin türkischen Gewässern diplomatisch hätte einleiten müssen. Man verlangte statt einer „Permission“ zum Fahren eine „Concession“, die glatt abgeschlagen wurde, aus verständlichem Grunde: Präzedenzfall für andere, gefährlichere Bewerber, die das Weiterfahren über Bagdad hinaus flußauf schon erlaubten. — Das Fahrwasser kannte kein Mensch außer den Schlauchfloßführern, die aber rutschten mit ihren wabbeligen Ziegenfellschläuchen flußabwärts glatt über alle kiesigen Untiefen, was dem blechernen Leib und der bronzenen Schraube unseres modernen Vehikels nicht so gut bekam. — Schon die Abnahme des Bootes in der Berliner Werft war ein Lustspiel für sich. Ein Marinekonstrukteur hatte sich „ganz was Feines“ ausgedacht: Entenbauchförmige Kiellosigkeit und Flachgang, Dampfmotor mit Petroleumheizung und schnellaufendes Heckrad. Selbiges Heckrad erzeugte bei der Probefahrt eine 7 m hohe Fontäne und mußte auf Koldeweys dringendes Verlangen durch die alte gute Schraube ersetzt werden.

Ins Wasser fiel das Boot dann auch buchstäblich und zwar ins Meerwasser des Hafens von Port Said, wo es vom deutschen auf den britischen Dampfer nach Basra umzuladen war. Man sagte damals, es sei nicht ganz ohne britische Absicht geschehen. Jedenfalls kam das Schiffchen 1905 im Frühjahr auf den Tigridampfer vor Bagdad an.

Fahren konnte es nicht mehr. Koldewey mußte es in wochenlanger anstrengender Arbeit völlig auseinandernehmen und nachschleifen. Das Seewasser hatte allerhand Löcher gefressen.

Als es dann fahren konnte, kam das Veto der türkischen Regierung als unüberwindliche, auch von der Botschaft nicht zu hebende Barrière. So lag denn das arme Opfer der Diplomatie jahrelang vor dem Deutschen Konsulat des Herrn Richarz und sollte erst 1909 die Jungfernfahrt nach Assur antreten. Über der „Concession“ von 1905 war das nötige Gras gewachsen, um jetzt einer „Permission“ Platz zu machen, die beinahe noch an der Flaggenfrage gescheitert wäre. Ein echter Marineur kann sich auch das kleinste Boot, wie unseres eines war, nicht ohne Flagge denken, und man zerbrach sich in Berlin, wie in Konstantinopel den Kopf, ob die türkische Flagge vorn, die deutsche hinten oder umgekehrt zu hissen sei. Ich als der damals Leidtragende entschied mich wie eine echte Landratte, gar keine zu setzen, und damit war der Fall erledigt. Ich kam auch nach Assur in einer zehntägigen heißesten Julifahrt und mit unzähligen Schwierigkeiten. Halb zog sie ihn, nämlich eine Rotte nackter Fellachen gegen gutes Backschisch über die untiefen Kiesbarren, halb würgten wir uns durch viel zu schnelle Schnellen, für die der Motor viel zu schwach war. Jedenfalls wurde der Beweis geliefert, daß man mit der Karawane zulande in der Hälfte der Zeit und für ein Viertel der Kosten von Bagdad nach Assur kommen konnte. Das Experiment zu wiederholen getrauten wir uns nicht, sondern führen von Assur talauf und talab in die nächste Umgebung, deren Topographie wir so vervollständigen konnten. Die Talfahrt nach Bag-

dad jedoch riskierten wir erst im Mai 1914 am Schluß der Assur-Grabung beim Transport der Funde durch eine stolze Flotte von Booten und Schlauchflößen, die zu navigieren bei dem hohen Wasserstande kein großes Kunststück war.

Das Motorboot hat dann im Kriege noch ein bescheidenes Röllchen gespielt. Es ging in den Besitz der Türken über, die es zu Lande nach dem Euphrat hinüber verfrachteten. Dort ist es uns dann aus den Augen verschwunden. Vermutlich hat es ein nasses Grab gefunden.

## KRISIS

1904

Was nach Koldeweys Rückkehr aus Berlin, also von 1904 ab geschah, vertraue ich um so lieber den weiteren Berichten von Arnold Nöldeke und Oskar Reuther an, als deren Beobachtungen aus dem unmittelbaren Erleben mit Koldewey hervorgegangen sind. Vor allem die kritische Zeit von 1903—1905 würde ich aus der Ferne nicht so haben darstellen können, wie es Nöldeke in knappen Worten zu tun versteht. Es war Koldeweys 49. Lebensjahr, das jene schon angedeutete Krisis brachte, die sich auf Leib und Seele auswirkte. Hätten wir nicht in der Person von Dr. Friedrich Härle, der sich kühn mit seiner Familie als Arzt in Bagdad niedergelassen hatte, eine beratende Hilfe gehabt, wäre damals gewiß keine Katastrophe eingetreten. Dr. Härle verstand es mit seinem schwäbischen Humor auf die Patienten einzuwirken und hatte dabei gerade bei dem sonst so arztablehnenden Koldewey gewissen Erfolg. Hören wir Nöldeke (Zusätze von mir in Klammern):

„In Babylon spielte 1902/03 die Ishtar-Tor-Grabung mit der anschließenden Kontroverse gegen Delitzsch über Imgur-Ellil und Nimitti-Ellil (s. S. 170 und 220) die von Koldeweys Seite mit wachsender Schärfe geführt wurde. Richard Schöne sah sich damals in der Lage, Berichte Koldeweys unterdrücken zu müssen, wegen der darin enthaltenen Ausfälle gegen Delitzsch.

Ostern 1904 reiste Koldewey auf Urlaub nach Deutschland. Währenddessen hatte die weiterschreitende Kasr-

Grabung bei der nördlichen Umfassungsmauer des Nabupolassar-Palastes (in der Südburg) die Lehmziegelmauern (Imgur-Ellil und Nimitti-Ellil), die nun Koldewey bei seiner Rückkehr zu Sylvester 1904 in Babylon zu sehen bekam. Die volle Bestätigung, daß die Theorie von Delitzsch richtig war, ergab dann die Verfolgung der Mauern bis zum Ishtar-Tor. Je heftiger Koldewey die Theorie von Delitzsch bestritten hatte, um so schwerer, ja als seinen wissenschaftlichen Ruf vernichtend, mußte er seine Niederlage empfinden. Eine Tragik sehe ich darin, daß eine nur um Meterlänge weiter nach Westen abgesteckte Ishtar-Torgrabung die ganze Streitfrage nicht hätte aufkommen lassen können.“

(Friedrich Wetzel, der sich durch seine nachmalige Veröffentlichung der Stadtmauern von Babylon besonders intensiv mit dieser Frage zu beschäftigen hatte, ist hingegen der Meinung, daß die damals schon erkannten Mauernuten an der Ost-, wie an der Westseite des Tores, eindeutig den Anschluß beider Mauern an das Tor erwiesen und Koldeweys vorgefaßte Auffassung vom völligen Freistehen des Tores widerlegt hätten. Freilich „wenn man vom Rathaus kommt“, ist man gescheit. Die tatsächlichen Anschlüsse fanden sich tiefer und später und bestätigten die Bedeutung der Mauernuten. W. A.).

„Seit dem Zeitpunkt, scheint mir, begann Koldeweys Wesen sich zu verändern. Er kränkelte in der Folgezeit oft und alterte zusehends. Vielleicht wirkte dazu auch ein gewagtes Verhalten gegen die eigene Gesundheit. Er schlief bis in die kalte Jahreszeit hinein auf dem Dache im nächsten Bett (Theorie: Verdunstungskälte zu erzeugen,

Praxis: durch eine Art von ‚Brause‘, bestehend aus einer gelochten Konservendose, die auf die Bettlaken herabträufelte, was übrigens auch im Sommer ein fragwürdiges Verfahren war. W. A.). Er flatterte auch im Winter im weißen Anzug auf der Ruine umher (angeblich, um zu beweisen, daß man im Winter auch den Sommeranzug und dann durch ein weiteres Jahresexperiment — im Sommer auch den dicken Winteranzug tragen könne. W. A.). Erfolg: Er litt an Trigeminus-Neuralgie und rheumatischen Schmerzen, auch an einer Art Skorbut und Blinddarmreizungen, schließlich an einem üblen Ekzem am ganzen Körper und war für Tage, später für Monate an sein Zimmer gefesselt. Im Frühjahr 1905 hatte er eigenhändig in Bagdad das neue Motorboot viele Wochen hindurch zusammengebaut und sich seine Gesundheit dabei geschädigt. Im April 1906 fühlte Koldewey sich so krank, daß er Bestimmungen über sein Begräbnis traf, und zwar in einer 11 m starken Wand des Nordkasrs, mit Zement auszugießen! Gewiß war das nicht nur Scherz“. (Schon vorher pflegte er Neuankömmlinge mit der Frage zu erschrecken: „Wie wollen Sie hier begraben werden?“, die man sich als Mensch in den zwanziger Jahren ja nicht gerade gern stellen läßt. Er aber fuhr dann mit komischem Ernst fort, man müsse doch für alle Fälle vorbereitet sein, warum nicht auch für den schwierigsten? Auf dem islamischen Friedhof dürfe sich kein Nicht-Muhammedaner begraben lassen, und irgendwo in der Gegend kämen Schakale und Hyänen und fräßen einen auf, im Euphratbett werde man fortgeschwemmt — also bitte! W.A.)

„Die Kasr-Grabung in den Jahren 1905 bis 1907 bot nicht so viel Spannungserregendes, als daß sich Koldewey

nicht reichlich seinen Privatstudien hätte hingeben können. In der Sommerzeit pflegte er abends im kleinen Bibliotheksraum bei Lampenlicht zu sitzen, schweißtriefend, ein Bein auf dem Tisch, das andere in einem Wassereimer, um nicht über seinen Studien einzuschlafen. Der Tisch bedeckte sich dann zentimeterhoch mit toten Insekten, die vom Lampenlicht angezogen worden waren.

Die Lebensweise Koldeweys geriet unter eine Eintönigkeit. Hinsichtlich Ernährung und Bequemlichkeit verhielt er sich ablehnend. Er zeigte sich launisch und gereizt und begann Ärgerlichkeiten zu konstruieren, wo keine waren. Seine gelegentlich zur Schau getragene Lustigkeit erschien forciert und unecht. Jedermann suchte sich diesen Zuständen möglichst wenig auszusetzen. Es war nicht immer möglich, und verletztes Sichzurückziehen der Betroffenen blieb nicht aus.

So war es bis 1908, bis wohin meine Erlebnisse gehen.“

Hören wir nun weiter noch Oskar Reuthers Bericht:

„Ein Steckenpferd Koldeweys war die Medizin. Er hatte eine ganze Bibliothek medizinischer Lehrbücher, die er eifrig studierte. Abends nach dem Essen brachte er gern die Unterhaltung auf ein medizinisches Thema, so daß wir über seine Fortschritte ziemlich im Bilde waren. Dr. Härle meinte, sein Wissen genüge vollauf, um ihn die verlangten Prüfungen in den meisten Fächern bestehen zu lassen. Von medizinischer Praxis wollte er aber nichts wissen und konnte unter anderem nicht zusehen, wenn wir anderen einem Araber ein Geschwür aufschnitten oder ein gebrochenes Bein schienten; es wurde ihm übel dabei. Mit sich selbst machte er verschiedene Experimente, die mir einigermaßen gesundheitsgefährlich vor-

kamen. So probierte er aus, wieviel Tabak er ohne merkliche Folgen rauchen könne und steigerte täglich das Quantum, das er auf der Briefwaage abwog, bis er eines Tages erklärte, nun gehe es nicht weiter. Er habe Schwindelanfälle und Schstörungen. Dann hörte er auf zu rauchen und litt zunächst unter der Entbehrung. Das gleiche Experiment führte er mit Raki (Dattelschnaps) durch und war stolz darauf, welches Quantum er vertragen konnte. Auch dieses alkoholische Experiment brach er nach einer bestimmten Frist ab, um dann ein halbes Jahr völlig abstinent zu leben. In einem Sommer zwang er sich, in seinem Zimmer (anstatt auf dem Dache) zu schlafen, und im Winter darauf vollzog er die entgegengesetzte Kasteiung und schlief auf dem Dache, bis ihn ein Dezemberregen gründlich durchweichte und ihn hinterher ein tüchtiges Rheuma plagte. Ich glaube, daß er diese Experimente, wie er es nannte, aus einer Freude an seiner Willensstärke durchführte, so wie es die indischen Fakire oder Yogis auch tun. Für diese Willensstärke noch ein Beispiel: Er erkrankte eines Tages an heftigen Leibschermerzen und stellte selbst die richtige Diagnose auf Blinddarmentzündung. Wir telegraphierten an Dr. Härle nach Bagdad und versuchten, ihm mit kalten Umschlägen, so gut wir konnten, zu helfen. Er wollte davon nichts wissen, riegelte seine Drahtgasetür ab und lag rauchend, lesend und mitunter stöhnend auf seinem Bett. Wetzel und ich photographierten am Nachmittag Lampen und Terrakotten in der Nähe seiner Tür. Er konnte uns dabei sehen, meinte wohl, daß wir die Sache nicht richtig machten — kurz, auf einmal ging die Tür auf und er kroch auf allen Vieren zu uns, um uns zu zeigen, wie wir es machen müß-

ten. Am Abend kam Dr. Härle, der zufällig in Hille gewesen war und natürlich von dem Telegramm an ihn gehört hatte. Er stellte eine schwere Blinddarmentzündung fest und hielt ihm das Unsinnige seines Verhaltens vor, mit dem er einen Durchbruch geradezu provoziert habe. Die Geschichte ging ja gut aus. Als Koldewey im nächsten Sommer in Deutschland war, drängten ihn seine Freunde, sich operieren zu lassen. Er sagte das auch zu, ging aber erst drei Tage vor der Abreise zu Geheimrat Rinne. Wie er uns nachher triumphierend erzählte, habe er so seinen Freunden ein Schnippchen geschlagen. Im übrigen stehe er wohl zu dem Satz ‚in cultro salus‘ — aber für andere. Er selbst habe kein Zutrauen zu einer Operation. Man wisse eben doch nicht, wie sie ausgehe. In der Tat hat er auch nie wieder eine Blinddarmentzündung gehabt. Mit seinen Experimenten hat er sich aber doch wohl geschadet. Ich glaube, daß der frühe körperliche Verfall darauf zurückzuführen ist. Das Ekzem, an dem er 1909 litt, war wohl eine Folge dieser unvernünftigen Lebensweise. Es fing auf dem rechten Fußrücken an. Koldewey ‚behandelte‘ es, indem er die Stelle mit Petroleum bestrich und mit einem Messer abschabte. Auf unsere Warnungen, daß er dadurch die kranke Haut nur noch mehr reize, hörte er nicht. Bald verbreitete sich der Ausschlag am ganzen Körper. Dann erst ließ er Dr. Härle kommen.“

Noch zehn lange Jahre hat Koldewey über 1908 hinaus auf seinen Posten ausgehalten; das wäre kaum möglich gewesen, ohne die ärztliche Hilfe von Dr. Friedrich Härle, der wußte, worum es ging. — Bevor sich Dr. Härle in Bagdad niedergelassen hatte, war man den einheimisch-bagdader Medizinern und englischen Militärheilgehilfen

ausgeliefert. Die Expedition behalf sich ohne Arzt. Koldewey behauptete ja, wie wir schon hörten: „Wer krank ist, wird entweder gesund, oder er stirbt.“ Aber auch dieses dictum „brauchte nicht seine Meinung zu sein, weil er es aussprach“! Jedenfalls hat er sich von Dr. Härle beraten lassen, als das Gesundwerden auf sich warten ließ und das Sterben nicht kommen wollte. Dr. Härle hat unzähligen Deutschen und Eingeborenen dann auch im ersten Weltkrieg geholfen und wurde von den Bagdadern heiß zurückbegehrt, als wieder einigermaßen friedliche Verhältnisse herrschten. Das war 1926. Er konnte sich aber nicht entschließen, Deutschland wieder zu verlassen. —

Vielleicht hat damals auch ein neuer technischer Versuch mitgeholfen, das Motorrad, das sich Koldewey aus Deutschland hatte kommen lassen und das jetzt tiefe Spuren in den Staub des Ruinenfeldes grub. Da schoß Koldewey in beängstigender Schnelle aus dem Hoftor zwischen den enggestellten Palmen hindurch und verschwand, in eine Staubwolke gehüllt, ins Gelände. Aber er fuhr mit der Sicherheit eines Nachtwändlers und kam nicht zu Schaden. Das war noch 1914. Das Motorrad starb eines natürlichen Todes. Ein anderes Expeditionsmitglied machte es lahm, ein drittes gab ihm den Rest. Es war das Schicksal aller ersatzteillosen Maschinen im Orient. Auch das Beste wurde da zuschanden gefahren. In diesen reparaturwerkstattlosen östlichen Ländern gab es damals weder Pflege noch Ergänzung. Der Mensch konnte dort gar nicht zum „Sklanden der Maschine“ werden. Im ersten Weltkrieg sind wir Deutschen noch an dieser Tatsache zerschellt. Der Engländer war uns voraus, er kannte sie besser und sorgte vor. — Immerhin können Kolde-

weys Pionierversuche mit Boot und Dreirad als Erfahrungsstationen gelten.

Man kann Koldeweys damaliges Leben auch einmal als einen schicksalhaften Kampf gegen drei Feinde ansehen: gegen das europäerfremde Klima, gegen die widerspenstigen Größe von Babylon und gegen den Einspruch von Berlin. Den beiden ersten wäre er beinahe unterlegen. Kampf gegen das Klima ist insofern eine Schicksalsangelegenheit, als jeder, der nicht in dieses heiße subtropische Land hineingeboren, sondern hineinversetzt wird, von vornherein und in je höherem Alter er hinkommt, desto mehr an seiner Physis schwer benachteiligt ist, er mag so „vernünftig“ wie nur möglich leben und sich halten. Irgendwann und irgendwie findet der Feind „Klima“ den *locus minoris resistentiae* heraus. Koldewey hatte ihm gar zu sehr dabei geholfen, indem er zu lange ohne Erholung blieb und dann noch dazu „Experimente“ machte. Der Feind „Ruine“ kann tückisch sein, wie wir es am Ishtar-Tor mit der Meterbreite sahen. Auch dem Philologen kann sich diese Tücke der Ruine in den Weg stellen. Wir brauchen nur auf Jules Oppert mit seinem auf Herodot gegründeten falschen Stadtbild von Babylon hinzuweisen. Gegen einen solchen Feind wappnet sich derjenige, der sich nicht auf eine einzige der vielen möglichen Anschauungen kapriziert, sondern ihrer möglichst viele anzuwenden versteht, damit eine die andere ergänze. Wir wählten damals meist eine der auf materialistisch-rationalistischer Seite liegenden und blieben damit stecken. Die wiederholten Korrigierversuche Berlins und die mehr oder weniger gelehrte Kritik an Koldeweys Verfahren und Resultaten flossen aus der gleichen Quelle. Natürlicherweise

wären wir mit einem reinen Spiritualismus oder ihm benachbarten Anschauungen allein nicht weiter gekommen; aber man würde sich nicht durch neue Unternehmungen wie Borsippa, Fara und schließlich auch durch Assur und Uruk von Babylon haben so schnell ablenken zu lassen brauchen, wenn man damals schon auf der Höhe der Weisheit gestanden hätte, alle nur möglichen Anschauungen sinn- und sachgemäß in Babylon walten zu lassen. Zweifellos kam dadurch mindestens ein Gebiet zu kurz: Der Kult von Babylon. Philologisch war die damals mögliche Vorarbeit von Männern wie Heinrich Zimmern geleistet. Ausgrabungsmäßig wäre noch viel zu leisten gewesen, geistesgeschichtlich noch alles.

So wie der gigantische Turm von Babel, also die Zikkurat des Stadt- und Landesgottes Marduk, die Stadt dominiert, so dominieren die geweihten Stätten von Babylon das Profane, seien es die großen und kleinen Tempel, sei es die raumgewaltige kultische Feststraße mit dem geheiligten Ishtar-Tor, seien es die feierlichen Thronräume im Palast des Königs, als des Mittlers zwischen Göttern und Menschen. Die ganze innere Stadt erhält ihren Sinn erst durch diese großen Linien und Körper, nicht durch praktische Anlagen des Verkehrs u. ä. Sie ist dadurch erst geweiht und wurde von Bewohnern und Umwohnern zweifellos als die Heilige empfunden, eben als KA-DINGIR-RA (wie sie sumerisch), als Bab-ilu (wie sie babylonisch hieß), als das „Tor Gottes“.

Diese Fragen blieben späterem Erkennen vorbehalten, denn die notwendige Klärung der Topographie durch Grabung und Philologie, das notwendige Messen und Aufnehmen aller, auch der profanen Dinge nahm zunächst

alle Kräfte in Anspruch. Aber es war doch wie ein Ab- und Ausweichen von der Aufgabe, mehr Funde, ältere Epochen, kurzum etwas ganz anderes zu begehren und an den anderen Orten Neues zu beginnen. Mag auch der Erfolg dem Neuen Recht zu geben scheinen. Sachlich begründet war für Koldewey dieses „Ausweichen“ durch weitersehende Pläne. Darüber S. 217.

## ANSCHAUUNGEN UND MEINUNGEN

Wollen wir uns nur ehrlich gestehen: Wir hatten damals alle keine Ehrfurcht, ja nicht einmal besondere Achtung vor dem Religiösen und seiner Gestaltwerdung im Kultischen. Wir haben geglaubt, alle Phänomene der Grabung, profane wie kultische, als Rationalisten empirisch-logisch abtun zu können, wenn wir nur unserer fünf Sinne mächtig waren. Daß man für das Religiöse und Kultische eine ganz andere Anschauungsweise mitbringen muß, kam uns damals gar nicht in den Sinn. Heute beginnen wir, die Dinge doch anders anzusehen. Wir besinnen uns auf die Notwendigkeit, die Bezirke der Religion erst nach einer eigenen Wandlung zu betreten, bevor wir ihre Phänomene für töricht, abstrus, schauerhaft und böse erklären, sie verspotten, verkleinern, verunglimpfen, von den Göttern wie von unseres Gleichen, von den Bildern wie von Werkzeugen sprechen. All das haben wir ohne eine solche Wandlung und ohne den Gewinn eines neuen Organs früher bedenkenlos getan. Es brauchten gar nicht einmal die Götter Babylons und die Bräuche und Einrichtungen der Babylonier zu sein, die wir in dieser Art unserer Vernunftkritik unterzogen. Auch das Religiöse, in das wir hineingeboren, und das Kultische, das unsere eigene Zeit sich dafür gestaltet hatte, blieb nicht vor dem zersetzenden Vernunftzugriff verschont — bis es zerrieben war. An die Stelle trat, wie Koldewey sagt: „Das eigene Erkennen als der reinste und edelste Genuß“, das eigene erkennende Ich, das sich vom Göttlichen lossagt, sich nicht mit ihm verbindet.

Es ist genügend bekannt, daß in aller Vergangenheit und bei allen Völkern diese Verbindung mit dem Göttlichen gesucht worden ist. Diese neue „Ich-Religion“ aber, wenn man sie so nennen will, beargwohnte die kultischen Gestaltungen in Bausch und Bogen, hielt sie für dekadent und verwerflich, menschenverdummend und arglistig, ohne sich die Mühe zu machen, kritisch zu trennen die aufsteigenden hohen Zeiten des Kultischen und seine immer wieder eintretenden Verfallszeiten. Konfessionell wirklich gebunden war wohl keiner von uns, am allerwenigsten Koldewey. Aber auch eine wirkliche Religiosität fehlte. Sonst wären wir mit anderen Fragestellungen an das nur als „gewaltig, großartig, monumental und prächtig“ empfundene und beschriebene Babylon herangetreten. Alle diese Epitheta waren berechtigt, sie sagen aber nichts aus über den eigentlichen Willen der Schöpfer, die sich mit solchen Werken ihrem Gotte oder den Göttern, mit einem Wort: der geistigen Welt verbinden wollten, weil sie wußten, daß sie mit ihrem Ich im Physischen auf unsicherem Boden standen und der Götter bedurften. Unter diesem Aspekt gewinnen in Babylon die Tempel vom Kleinsten zum Größten, der Turm, die Feststraße, der Thronsaal, das Ishtar-Tor, das Festhaus einen Glanz, der nur in unserer eigenen Finsternis verschluckt wurde, in unserem wiedererweckten inneren Licht, wie wir den neugewonnenen Sinn nennen können, jedoch zu strahlen beginnt, so sehr, daß er sich auch in unserer Zeit in bereiteten Seelen widerspiegeln kann. Man würde sonst schon damals nicht bloß festgestellt haben, daß der und der Tempel so und so ist, sondern gefragt haben, warum er so ist, weshalb seine Cella flache Nischen und niederes Postament

habe, weshalb seine Mauern aus ungebrannten Ziegeln sein und gerillte Fassade haben müssen; man würde gefragt haben nach dem Sinn der hohen bergartigen Terrassen, der Zikurrate, die wir in Babylon und Borsippa, später in Assur und Uruk fanden, und nach der Bedeutung jener Zweiheit von Zikurrate und Tieftempel, eine Frage, die ja niemals nur archäologisch beantwortet werden kann. Und weiter würden alle Bildwerke ihre kultische Sprache und nicht bloß ihr ästhetisches Kunstwirken von sich gegeben haben, während sie vorerst nur schwiegen, weil keiner die Sprache verstand. Götterbilder, Königsbilder, größte und kleinste, bis herab zu den handgroßen Terrakotten, würden von den Hierarchien der geistigen Welt gekündet haben, die mit Worten und in der Schrift keinen Ausdruck finden konnten. Wieviele Tausende von nackten Frauenfiguren, gewappneten Männerfiguren, Götter- und Tiergruppen sind durch die Hände der Ausgräber gegangen, registriert und weggelegt worden. Haben sie eine Wertung ihres wahren Gehaltes, ihrer Bildsprache gefunden? Hier stehen wir vor einer Fülle der Probleme, an der die Zukunft zu arbeiten haben wird. Denn hier ragt Geistiges und Heiliges noch tief in das bisher „Profan“ genannte herein.

Für die damalige Zeit waren solche Gesichtspunkte, wie gesagt, nicht die maßgebenden. Koldeweys Pläne griffen aus anderen Gründen weiter aus. Er wollte die Babylon-Ausgrabung als Zentrale für die systematische archäologische Erforschung Mesopotamiens ausgestalten, im Expeditionshaus ein archäologisches Institut errichten, von dem unter deutscher Leitung verschiedene größere und kleinere Unternehmen im Lande ausgehen sollten. Mit Assur und Uruk war das bereits eingeleitet. Der erste

Krieg hat diesen Plan zunichte gemacht. — Ein zweiter Anlauf dazu ist von J. Jordan zwischen den Kriegen von Bagdad aus unternommen worden. Der zweite Weltkrieg schob sich wiederum dazwischen.

Die Vorwürfe gegen Koldeweys Grabungstechnik, angefangen von der Pausenlosigkeit bis hin zu der noch unentwickelten Schichtenforschung kann man leicht widerlegen. In der neueren Zeit, nach dem ersten Weltkrieg, hatte sich im Lande vieles gewandelt. Eisenbahn- und Autoverkehr brachte die Ausgräber rascher und billiger hin und her, eine ausreichende Bewachung der Ruinen ließ sich ermöglichen. Man tut recht, nur im Winter zu graben, im Sommer in der Heimat sogleich alles Ergrabene aufzuarbeiten. So taten alle, so auch wir Deutschen in Uruk. Vor allem in Uruk war die Schichtenforschung *conditio sine qua non* geworden. Sie hatte in Babylon nicht entwickelt, in Assur gerade noch inauguriert werden können.

Die Teilnahme der Frauen an Ausgrabungen haben nach dem ersten Kriege, also unter ganz neuen Verhältnissen, die Amerikaner auf die Spitze getrieben. In der von Henry Frankfort geleiteten Chicago-Expedition durfte kein Unverheirateter sein, aber jede Frau mußte einen „job“ haben. Der Grabungsleiter brachte sogar Frau und Baby mit im Flugzeug. Auch ein guter Deutscher, Conrad Preußner, war mit seiner Frau dort für kurze Zeit beteiligt. Er kannte Assur, Babylon und Warka durch langjährige Mitarbeit.

Wir sind ja alle Kinder unserer Zeit, so werden sich die Mißhelligkeiten in Übergangszeiten wohl immer ergeben. Man muß mit ihnen rechnen. Betrachten wir doch auch Koldewey als Kind seiner Zeit. Wiewohl er noch in

die unsrige hineinreicht, kann er nicht mehr recht mit unserem Maßstab gemessen werden, sondern eben mit dem seiner Zeit, die, wie wir sahen, schon äußerlich unter anderen Bedingungen lebte. Und wenn man genau hinschaut, auch unter ganz anderen inneren.

Das Verdienst Koldeweys um Babylon wird niemand ernsthaft schmälern können. Für sich und seine Zeit hat er die Aufgabe gemeistert. Die Schlußbilanz zieht er gleichsam selbst im Vorwort zur 1. bis 3. Auflage seines „Wiedererstehenden Babylon“, 1912: „In Babylon ist seit dem Beginn unserer Grabungen (1899) bis jetzt (1912) ungefähr die Hälfte der Arbeit bewältigt, die im Ganzen notwendig oder jedenfalls wünschenswert sein wird, obwohl Sommer und Winter jeden Tag mit 200 bis 250 Arbeitern daran gearbeitet wird. Das wird verständlich, wenn man die Größe des Objekts bedenkt und daß zum Beispiel gewöhnliche Festungsmauern, deren Dicke in anderen antiken Städten 3 m oder 6 bis 7 m beträgt, hier in Babylon leicht 17 m oder 22 m Dicke erreichen. Während in vielen antiken Ruinenorten die Schuttmassen nicht mehr als 2 bis 3 m oder 6 m hoch auf den Fundschichten ruhen, sind hier oft 12 m oder 24 m zu bewältigen, und die ungeheuren Ausdehnungen des einst bewohnten Gebietes entsprechen diesem Grundmaßstab der Ruinen vollkommen.

Das allmähliche Fortschreiten der Aufdeckung, so wichtig und anregend es für den Ausführenden ist, pflegt für den weniger Beteiligten, namentlich beim Rückschauen über mehrere Jahre, von untergeordneter Bedeutung zu sein. Da eine solche Grabung niemals Garantien für ihre weitere Fortführung liefert, so muß sie stets darauf bedacht sein, daß sich immer zuerst diejenigen Punkte erledigen, die

nach Maßgabe des bis dahin Erreichten im Mittelpunkt des Interesses stehen. Danach verschieben sich in den verschiedenen Zeiten die Orte der Grabung in einer Weise, die nur in wenigen Fällen auf Willkür, meistens auf eine folgerechte Entwicklung der jedesmaligen inneren Notwendigkeit zurückzuführen ist.“

Groß war das treffsichere schnelle Auffinden der Prozessionsstraße mit den Inschrift-Pflasterplatten, groß auch das kühne Anschneiden des Amran-Hügels, das Esangila unter 24 m hohem Schutt erbrachte. Und so könnte man noch andere Taten seines verstandesscharfen Erfassens der Ruine nennen. Dem gegenüber schrumpft die Bedeutung seiner Niederlage im Streit mit Delitzsch um die beiden Stadtmauern. Die Schärfe, die jener Kampf von Seiten Koldeweys annahm, suchte sich A. Nöldeke so zu erklären: „Um einen inneren Grund anzudeuten, möchte ich ein Wort Koldeweys anführen; als ich ihm einmal zu sagen wagte, man könne eine Meinung mit Schärfe und aggressiv, aber auch in einer milderer Form verfechten, antwortete er mir: ‚Dafür (daß ich das nicht kann) müssen Sie meine Erziehung verantwortlich machen‘. — Warum galt denn Koldewey als ‚wissenschaftliches Rauhbein‘ — ein Wort des Assyriologen Jeremias, oder als ‚aggressiver Charakter‘, wie Marschall v. Bieberstein, der Botschafter in Konstantinopel, sich ausgesprochen hat? Ich glaube, die Rauheit oder Schärfe, die sofortige Anwendung schwerer Waffen in irgendeiner Meinungsverschiedenheit, war eine Erwerbung aus dem Lebenskampf.“ Hier hatte sie sich einmal bestraft, wie wir oben S. 206 gesehen haben. Psychologisch versucht A. Nöldeke, wie ich glaube richtig, diese Rauheit so zu deuten: „Sie maskierte ein Schwächegefühl

irgendwelcher Art. In einem ausgesprochen leptosomen Körper, wie in dem Koldeweys, wohnt nicht von vornherein Aggressivität. Auch die zur Schau getragene Unsensibilität scheint mir weichere Gefühle zu maskieren, deren er sich schämte oder die ihm unbequem waren. Er hatte ein Bedürfnis nach Herzenswärme, das aber wohl immer ungestillt blieb und zuletzt in Resignation über Bord geworfen sein mag. Wenn Koldewey mir wiederholt gesagt hat: ‚Nöldechen, ich habe nun keinen Sohn und Sie müssen mein Sohn sein‘, so sehe ich darin ein solches Bedürfnis. Frau Martha Koch in Aleppo urteilte später einmal — es wird 1915 gewesen sein — allerdings: ‚Er hat nie einen Menschen lieb gehabt‘.“

## SCHERZE UND BESUCHER

Der weiteren Charakteristik Koldeweys dienen die folgenden, meist von O. Reuther wiedergegebenen Züge scherzhafter Art, hinter denen sich jedoch mancherlei Ernstes verbirgt.

„Denkschwache und Leichtgläubige zum Besten zu haben, vor allem, wenn sie ihm irgendwie unsympathisch waren, bereitete Koldewey immer ein gern ausgesprochenes Vergnügen. Wir fanden es bei dem Görlitzer Stammtisch (siehe S. 77 f.) und bei den dialektischen Tischgesprächen (S. 199), an denen die Gewitzigten und die Stumpfen nicht teilnahmen, die Harmlosen hereinfließen. Besonderen Spaß bereitete ihm und uns ein recht bekannter Gelehrter, der sich nachher bitter darüber beklagte, er sei in Berlin ausgelacht worden, als er das von Koldewey Gelernte weitererzählte. Das waren bei Tische ganz harmlos vorgebrachte Geschichten von der Art: „Die babylonische Sonnenglut machte die Haut platzen, weshalb die Araber stets Nadel und Faden bei sich hätten, um die Haut zuzunähen. Die Schlösser der Flinten müsse man mit Tüchern unwickeln, damit der Schuß durch die Hitze nicht von selbst losgehe; und die Zigaretten brauche man nur gegen den glühenden Sand zu halten, um sie anzuzünden.

Gern beteiligte sich Koldewey an einem Schabernack, den man dem neu angekommenen Mitarbeiter zu spielen pflegte und war dabei kein Spielverderber. Einer derselben war besonders harmlos und leichtgläubig und nahm dazu solchen Scherz nicht übel (was mancher andere tat). In Hille auf dem Bazar konnte man Terrakottafigürchen als Kinderspielzeug kaufen: Reiter, nackte Frauen mit Säug-

lingen an der Brust, Affen, Skorpione — offensichtlich zum Teil Nachfahren der parthischen Reiter, der Ischtar usw. So eine Ischtar präparierten wir, schlugen ihr Kopf und Beine ab, schnitten ihr auf den Rücken eine Keilschrift ein, legten sie drei Wochen in Pferdemist und ließen sie den neuen Kollegen in der Grabung ganz tief unten finden. Der legte sie stolz auf den Antikentisch im Hause. Wir taten sehr überrascht und erfreut. Koldewey aber beachtete den „Fund“ kaum, meinte, wir hätten schon mehrere und bessere Stücke und fragte den Finder schließlich, ob er denn die Inschrift lesen könne. Das müsse der Ausgräber können. Er überantwortete ihm eine Keilschriftliste, ließ ihn eine Abschrift machen und nahm den „Fund“ an sich. Der Neue bemühte sich, bekam aber nichts heraus, da die Zeichen mehrdeutig sind und bat um Hilfe. Es stand geschrieben: U du ri-nu-zi-ru-uz. Der Hereingefallene hat sich selbst am meisten gefreut und sich in der Folgezeit eifrig um die Keilschrift bemüht.“

Noch in späten Jahren in Berlin brachte Koldewey befreundete Familien mit ihren Gästen zur ausgelassensten Fröhlichkeit, indem er ihnen aufband, wie man in Arabien zu verfahren habe, wenn jemand einen Gegenstand, den man besaß, lobte und schön fand: man müsse ihn sofort hinschenken. Sogleich begann die Gesellschaft erst seine Kravatte, dann den Kragen, den Rock, die Weste usw. schön zu finden und er schenkte sofort alles hin, und zwar durchaus pragmatisch. — Es konnte auch geschehen, daß ihn eine Dame fragte, weshalb sein Smoking an der Schulter einen Knopf habe. Da hätten, sagte er, während er im Orient war, die Motten ein Loch gefressen, er habe es zugeknöpft.

Eine andere Geschichte passierte nach O. Reuther in Babylon. Angehörige einer bibelfesten Sekte, zwei weibliche und drei männliche, kamen nach Sündenbabel und wollten alles sehen. Sie saßen abends am Euphratufer und sangen fromme Lieder, die sehr lustige Melodien hatten. Im Gastzimmer hielten sie Betstunden ab, zu denen sie uns einluden. Im übrigen tranken sie Whisky. Koldewey führte sie durch die Ruinen, zeigte ihnen einen Ziegelschlackenberg als die Stätte des „feurigen Ofens“, eine tiefe Ausgrabung als die Löwengrube Daniels, und den Thronsaal, wo das Menetekel an der Wand erschienen war. Da lag eines von den Millionen von Ziegelbruchstücken mit dem Stempel des Nebukadnezar (von Bel-sazar gab es keine) und die Gläubigen stürzten darauf zu: Sie hatten das Wandstück mit der Inschrift gefunden! Koldewey nahm das Stück ernsthaft mit nach Hause und versagte ihnen den Wunsch, es zu besitzen. Ein so außerordentlich wertvolles Fundstück könne er keinesfalls weggeben, sie müßten sich an der Entdeckerfreude genug sein lassen. — Als wir ihm nachher Vorwürfe machten, daß er den armen Leuten solchen blauen Dunst vorgemacht habe, erwiderte er ernst: „Wieso? Wer glaubt, ist selig. Sollte ich ihnen die Freude nehmen und sie enttäuschen? Das wird bis an ihr Lebensende das große Erlebnis für sie bleiben!“ Ob er Recht hatte?

Von Koldeweys Verkehr mit den Landbewohnern und den Behörden haben wir schon bei Fara, S. 154 ff., eine köstliche Probe nach Koldeweys eigener Schilderung geben können, zwei andere aus Babylon mögen folgen:

„Einem der Mitarbeiter, der sich schon mehrfach durch schadenverursachende Schusseligkeit hervorgetan hatte,

stieß das Unglück zu, daß er beim Herumspielen mit seinem Gewehr einen Arbeiterjungen namens Dschum'a (= Freitag) erschoss. Abgesehen davon, daß wir denselben wegen seines ulkigen breitmäuligen Gesichts und seiner Lustigkeit gern hatten, war die Expedition und insbesondere der Täter nun in Blutschuld verfallen, die zwar mit einem fasl (= Blutgeld) an die Verwandten gesühnt werden konnte, aber endlose Verhandlungen und schließlich auch ein Verhör bei dem türkischen Gericht in Hille heraufbeschwor. Auch dieser Sache zeigte Koldewey sich gewachsen, und zwar nach allen drei Seiten hin, dem fasl, dem Gericht und dem Täter gegenüber. O. Reuther erzählt davon nach Koldeweys eigener Darstellung: „Er sei an der Statt des Täters, der ‚krankheitshalber‘ zu Hause blieb und Angst schwitzte, zum Verhör nach Hille geritten und dort beim Verhör fragte man ihn, ob der Knabe Dschum'a tot sei. Er antwortete, das wisse er nicht, aber begraben worden sei er. Als die etwas ratlosen Herren ihn dann abermals fragten, ob der Knabe Dschum'a gestorben sei, stand er auf, erklärte, er lasse sich nicht so dumm fragen, ging hinaus, setzte sich auf seinen Blauschimmel und ritt heim. Der hohe Gerichtshof, in Ängsten, er könne sich vor dem Alemani blamiert haben, schickte einen reitenden Boten hinterher, der ausrichtete, er möge doch nicht böse sein und zurückkommen. Er tat es. Bei seiner Rückkehr habe man sich entschuldigt, ihm Kaffee und Zigaretten angeboten und das Verhör sei weitergegangen.

Wäre der Täter selbst vor Gericht erschienen und hätte er die ganze Farce dort gesehen, so würde er um die Angst, die er zu Hause habe schwitzen müssen, herumgekommen sein. Das sei die gerechte Strafe gewesen.“

„Der Verkehr mit den Behörden in Hille spielte sich manchmal in eigenartigen Formen ab. Jedenfalls hatten die Herren dort offenbar einen Heidenrespekt vor Koldewey. — Eines schönen Tages hatten die Amâr, die die Felder einer benachbarten Sultansdomäne bebauten, unseren Kuweireschern im Verfolg eines durch den Dorfscheich Habib heraufbeschworenen Streitens die Herden weggetrieben. Unsere Leute erbaten sich einen Tag Urlaub, zogen mit Kriegsgesang und Flintengeknalle in den Krieg und brachten am Abend im Triumph die Hammel nach Hause. Einige Wochen später kamen einige Amâr in die Grabung, um eine Fliate zu verkaufen. Wetzel, der — eben aus Deutschland neu angekommen — die Aufsicht hatte, wußte nicht, wie er sich verhalten sollte, als plötzlich Streit ausbrach. Die Flinte war zur Besichtigung von Hand zu Hand gegangen und bis zu dem Schipper-el Fihân gelangt, der unten in einer 10 m tiefen Grube stand und nun erklärte, das Schießseisen werde er erst herausrücken, wenn ihm seine vier Schafe zurückgegeben worden seien. Bei dem Hammelkrieg waren diese vier Stück von den Amâr behalten und von den Kuweireschern nicht zurückgefordert worden, weil Hamed el Fihân ein Schâmmari war, der als Emigrant unter unseren Dlêm und Ma'âmere lebte. Er hatte auch den Kriegszug nicht mitgemacht. Es drohte nun eine Schießerei auszubrechen, da die Amâr über einige Gewehre verfügten. Wetzel jagte einen Boten ins Expeditionshaus und Koldewey und ich begaben uns schleunigst auf den Kriegsschauplatz. Hinter uns kam die fünfköpfige Garnison unserer Polizistengreife. Die Amâr hatten tatsächlich die Frechheit, von einem benachbarten Kanalbett ein paar Schüsse auf uns abzugeben, nachdem

sie vorher durch den aufgeregten Hengst Rumâni, den Aschgrauen, der brüllend und hauend auf sie loꝟging, in die Flucht geschlagen worden waren. Wir nahmen von diesem tâtlichen Angriff Kenntnis, unser türkischer Kommissar Bedri Bey mußte ein Protokoll abfassen, das sofort nach Hille geschickt wurde, wo der unglückliche Scheich der Amâr, er hieß Hassan, gerade nichtsahnend im Kaffee saß und sogleich verhaftet und ins Loch gesteckt wurde. Nach etwa einem halben Jahre kam der Landrat mit Gefolge zu uns, um den üblichen Kaiser-Geburtstags-Besuch zu machen. Im Laufe des Gesprächs fragte er beiläufig und bescheiden, ob Koldewey noch Wert darauf lege, daß der Scheich Hassan weiter im Gefängnis sitze. Ich dachte nun, Koldewey würde den armen Kerl, der ja gar nichts dafür konnte, bedauern und frei bitten. Er tat das aber mit nichten, spielte großartig den schwer gekränkten Mann und brachte es dahin, daß der Herr Landrat in aller Form für den Gefangenen bat. Koldewey erklärte dann, er sei bereit zu verzeihen, wenn der Scheich persönlich zu ihm kommen, ihn um Entschuldigung bitten und dem Hamed seine Schafe zurückerstatten würde. Einige Tage darauf kam denn der Scheich Hassan, den Agâl zum Zeichen der Demütigung um den Hals gehängt, und erhielt einen Veröhnungskaffee. Zwei Esel mit Wassermelonen, Hühnern, Käse und anderen Viktualien wurden im Hofe abgeladen, doch wurde dieses fast den Polizeisoldaten überlassen. Hamed erhielt seine Schafe samt den inzwischen gesetzten Lämmern zurück. Mit dem Scheich Hassan bestand seitdem eine dicke Freundschaft. Er besuchte uns des öfteren und brachte immer etwas mit, und wir übernachteten bei ihm, wenn wir bei Tell Oheimir, draußen im Osten Ga-

zellen jagten. Die Behandlung war also durchaus richtig gewesen. Nach der landesüblichen Auffassung war der Scheich für seine Leute verantwortlich, und wir hörten, daß er sich an den Übeltätern reichlich schadlos gehalten habe. — Einen treuen Freund gewann Koldewey auch in Hamed el Fihân. Dieser Schâmmari, ein großer gutgewachsener Kerl mit merkwürdigerweise braunem Haar und graublauen Augen, war als alter Mann 1928 in Ktesiphon einer unserer Meister und erwies sich als absolut zuverlässig. Die Geschichte von seinen vier Schafen hat er mir damals oft erzählt.“

Es war kein Wunder, daß die Grabung von Babylon in steigendem Maße von Gästen aus aller Welt „überlaufen“ wurde —, so schien es uns manchmal in der günstigen Jahreszeit. Die Gäste waren sehr verschiedener Qualität vom Wanderburschen bis zum Prinzen, von der Cook-Reisenden bis zur emanzipierten Wüstengängerin, vom Einzelforscher bis zur ganzen Forschungs Expedition.

Wir erlebten abenteuerlustige Wanderer, wie jenen Schlosser, der auf Grund einer Wette eine Reise um die Erde per Zweirad ohne Geld machte und uns des Abends auf dem Dache wirklich spaßhafte Dinge erzählte und Radfahrkunststücke vorführte. Ihm folgte ein anderer, der Visitenkarten führte, sein Rad angeblich unterwegs verloren hatte und uns anzupumpen versuchte. Ihm machte Koldewey sofort seinen Standpunkt klar, daß er selber auf eine Weltreise spare und kein Geld für andere dazu übrig habe.

O. Reuther erlebte einen Damenbesuch mit. Für die wunderbaren Dinge, die er dazu berichtet, trage er

selber die Verantwortung: „Eines Tages kamen als Cooks ‚Reklamereisende‘ zwei Schottinnen, eine Mrs. Kirkland und ihre Tochter Mrs. Stirling, welche letztere Buddensieg und mir als alten Dresdener Studenten bekannt vorkam. Sie gehörte zu den auffallenden Erscheinungen der vierten Nachmittagsstunde auf der Prager Straße. Nun — die junge Meute war natürlich aufgeregt, da Mrs. Stirling nicht mit Blicken sparte und auch die Augen dazu hatte. Aber unser Meister nahm sie in Beschlag und überließ uns die Alte! Abend für Abend war er im rot ausgeschlagenen Zelt der Damen, das im trockenen Euphratbett aufgebaut war, trank Tee und knabberte Cakes. Wir wurden nicht eingeladen. Ja, die Circe, die unseren Meister umgarnt hatte, dehnte ihren Aufenthalt um einige Tage über die vorgesehene Dauer aus. Hinterher sagte Koldewey, er habe uns vor ihr bewahren wollen, da er gefürchtet habe, es würden Eifersuchtsszenen unter uns ausbrechen.“

Anders verlief der Besuch der Comtesse Clermont-Tonnère, die nachher auch Assur besucht hat. Sie war der Schrecken der französischen Kolonie von Bagdad und wohl auch anderer Städte. Denn sie reiste in Begleitung eines Scheichs (sprich Scheck), den sie in Homs in Syrien für eine hohe Summe aus dem Gefängnis befreit hatte, wo der Arme wegen eines Mordes oder Totschlags eingelockt saß. Sie brachte den Scheck also mit nach Babylon und verlangte, daß derselbe auch zu Tisch geladen würde. Koldewey schlug dies in aller Höflichkeit gegen die Dame ab: Araber hätten Läuse, er wüßte ihn nicht bei Tische zu sehen. Dabei blieb's. Der Scheck jedoch verschwand bald darauf, nicht ohne einigen Schmuck der

Gräfin auf seine Rückreise in die Heimat mitgenommen zu haben. Es avancierte ein etwas dusselig dreinschauender Korfiote namens Kosti, mit dem die Gräfin die Weiterreise über Assur, und zwar in der Sänfte, vollführte. Man hatte eine solche aus der Rokokozeit in Bagdad noch aufgetrieben, blaßgrün mit gelblichen Ranken bemalt, zweisitzig, rosa seidig, etwas zerschlissen ausgeschlagen. So kamen die beiden, zwischen zwei Muli gehängt, tatsächlich in Assur an.

Ein persischer Prinz mit reichlichem Gefolge erschien einstens, um seine Bildung an den Tag zu legen, denn er war Mirza, d. h. er konnte lesen und schreiben, obwohl das ein Chan aus dem erlauchten Stamme der Kadscharen nicht nötig hat. Ja er sprach sogar Französisch, das man verstehen konnte, wenn man wußte, daß er eu (ö) wie au (o) aussprach und sich im übrigen souverän über Wortbedeutung und Sprachregeln hinwegsetzte (wie es übrigens auch Koldewey im Französischen und Arabischen tat). Wir zeigten à Son Altesse die Grabung und wurden mit der erleuchtenden Weisheit beschenkt, daß wir für die gleichen Kosten die doppelte Leistung erzielen könnten: „Geben Sie Ihren Korbträgern doppelt so große Körbe wie jetzt.“ So war dieser Besuch auch grabungstechnisch ertragreich, sollte man meinen! Im übrigen sind solche glaubenstrengere schiitischen Prinzen leicht zu ernähren: Sie bringen ihr gekochtes Essen für monatelange Reisen in verlöteten Blechkanistern mit und verunreinigen sich nicht an so heidnischen Speisen, wie wir sie aßen. — Wir kannten, wie er, eine lebhaft nette Bagdader Europäerin; sein Urteil über sie: „Ah, elle est très chalaurouse“ und wollte ihr damit nicht etwa etwas Böses nachsagen.

Wieder anders der Besuch des ehrwürdigen Reverend Jones vom Collegium Mariae in Jerusalem, der eines Tages so sehr von seiner Fußwanderung der 2000 km zerrissen und verbogen an unserer Treppe stand, daß Ismael ihn nicht zu uns hereinlassen wollte, die wir bei Tische saßen. Er nahm nichts von uns an, außer einen Becher warmen Wassers und erzählte, er wolle den Zusammenhang der Bewohner und ihrer Landschaft erkunden, was man nur wandernderweise könne. Ein Engel muß ihn begleitet haben. In den wildesten Gegenden war er ungefährdet durchgekommen, omnia sua secum portans: Einen havarierten Regenschirm, einen verbeulten schwarzen Hut, seine Habseligkeiten, in ein Schnupftuch geknüpft. Koldewey behandelte ihn besonders achtungsvoll, und Rev. Jones verdiente es mehr, als wir Jüngeren zu Anfang zugeben wollten.

Sehr würdevoll verlief der Besuch des Kardinals Alt-mayer, eines aus Busendorf in Lothringen gebürtigen Kirchenfürsten, der sein erzbischöfliches Palais in Mosul hatte und uns, selber belustigt, erklärte, er sei in Wirklichkeit als „Erzbischof von Babylon“ gekommen, um auch diesen seinen ältesten Sitz kennenzulernen, wo es seit 1000 Jahren keinen Katholiken, wie überhaupt keinen Einwohner gab, denn die heutigen arabischen Dörfer liegen im ältesten Euphratbett, das alte Stadtgebiet ist menschenleer. Es war eine Freude, sich mit diesem äußerst aufgeräumten Lothringer über alle Dinge des Lebens zu unterhalten. Er besaß große Weltkenntnis und war durchaus weitherzig. Gewiß besteht das Erzbistum Babylon noch heute.

Von den ernst zu nehmenden Besuchern von Babylon sei zuerst V. Hilprecht aus Philadelphia USA und Jena, der Leiter der damals schon in Gang befindlichen Nippur-Expedition, ein Philologe, genannt, wichtig für uns, weil er den Anstoß zu unserer Fara-Grabung durch einen Bronzefund gegeben hat, den er dort erworben. Vielleicht war er noch mehr Spökenkieker (wie O. Reuther es nennen würde) als Koldewey, denn er erzählte einen Traum, in dem ihm Babylons Gott der Wissenschaften, Nabu, erschienen sei und ihm gesagt habe, er solle nach Konstantinopel fahren und dort im Museum den Tontafelschrank aufschließen, drittes Fach von oben ziehen und rechts hinten das Tafelbruchstück nehmen, das an ein in Philadelphia befindliches Stück passen würde. Und siehe da, es geschah so, er fand! Wie töricht Fundteilungen sind, kann man daraus mindestens als praktische Lehre entnehmen. Aber diese Fälle sind gar nicht vereinzelt.

Dann besuchte die gesamte französische Susa-Expedition unter de Morgans persönlicher Führung Babylon und brachte einen lebhaften Meinungsaustausch über die Ergebnisse und die Methoden in Gang. Namentlich hinsichtlich der letzteren unterschieden sich die Expeditionen beträchtlich und in den vielbändigen Susa-Veröffentlichungen vermißt man daher insbesondere die Architektur, die dort anfangs überhaupt nicht erkannt wurde. Reich sind diese z.T. prächtig ausgestatteten Bände hingegen an archäologischen und philologischen Funden und deren Bearbeitungen.

Von Deutschland hatte Babylon den zweimaligen Besuch Friedrich Delitzschs und seines Nachfolgers am Museum Otto Weber, die sich um eigene Information und

um Hilfeleistung bei unseren epigraphischen Funden bemühten. Namentlich um den gütigen, freundlichen, aber etwas unbeholfenen Geheimrat Delitzsch spannen sich manche spaßigen Geschehnisse harmloser Art. Seine wissenschaftliche Hilfe war selbstlos und zuverlässig. Wir haben sie auch in Assur kennen und schätzen gelernt. Seinen wissenschaftlichen Zusammenstoß mit Koldewey haben wir oben S. 170, 205, 220 berichtet. Ich glaube, er hat sehr darunter gelitten, denn er wollte der Sache wohl.

Von wissenschaftlicher und menschlicher Bedeutung war der Besuch der großen Engländerin Miß Gertrude Lowthian-Bell, die zweimal nach Babylon und nach Assur kam. Als Angehörige des englischen Adels (ihr Vater, war Kohlenmagnat, ihre Verwandten waren Botschafter und hohe Offiziere) hatte sie bei ihren selbständigen Forschungsreisen im Lande überall höchste Förderung und nutzte sie — von britischen Standpunkt aus selbstverständlich — im hochpolitischen Sinne aus, d. h. sie nahm nicht nur unbekannte Wüstenschlösser auf und besuchte alle interessanten Stätten, sondern eben auch die wichtigen Stämme und Häuptlinge. So wurde sie im Weltkriege und unmittelbar danach die „weiße Königin“ des Iraq und die Königsmacherin: den Emir Feisal hat sie zum Könige des Iraq „kreiert“. — Sie paßt neben Koldewey, der, wie wir sahen, im Kleinen gewiß das Zeug zum Politiker hatte, im Großen aber, wie wir alle, abgelehnt haben würde, Machtpolitik zu treiben. Für die Briten war es selbstverständlich, daß sie uns Ausgräber für politische Emissäre hielten. Die werdende Bagdadbahn legte das nahe.

## W A R K A

1913.

**E**rst im Jahre 1913 erhielt Koldewey den Auftrag, Warka auszugraben, für das er bereits 1905 eine Erlaubnis verlangt hatte. Nöldeke war damals schon für die Leitung vorgeschlagen. Nun mußte diese Grabung jedoch von Assur aus detachiert werden, wo genügende Kräfte beisammen waren. Julius Jordan und Conrad Preuffer wurden abgeordnet und holten sich bei Koldewey in Babylon ihre Informationen, die darauf hinausliefen, ein monumentales Einzelobjekt, den „Wuswas“ genannten Hügelkomplex, auszugraben und eine möglichst genaue Stadtplanaufnahme zu fertigen. Koldewey selbst blieb in Babylon. Die ausgesandten Grabungsleiter verfügten damals schon über 10- und 6-jährige Erfahrung und haben die schwierige Erstinstitution und Einleitung der Grabung im Sinne Koldeweys glänzend gelöst. Jener von Koldewey ausgewählte Ruinenkomplex lag — als Bauwerk — sozusagen „auf der Hand“. Man erkannte schon eine Reihe von Räumen aus früheren Raubgrabungen und konnten in der kurzen Zeit einer Winterkampagne ein gutes rundes Bild erwarten. Die Ruine schrieb es selbst vor, hier zu beginnen, es gab gar keine freie Wahl. In dem 51. Bande der Wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft haben die beiden Ausgräber nicht nur diesen riesigen, b i t r ê s c h genannten Tempel des Himmelsgottes Anu und der Antum, sondern alle sonstigen Beobachtungen im Stadtgebiet sowie dessen Topographie vorgelegt.

Wiederum wurde Koldewey in Berlin vorgeworfen, er habe die Absicht der Auftraggeber, Funde zu gewinnen, sabotiert. Damals konnte niemand wissen, daß ein langer Krieg die Fortsetzung der Grabung verhindern würde, sonst hätte man früher das Gewünschte hinzugefunden: Eanna, den Tempel der Ischtar-Ininna, der uns mit ältester sumerischer Kultur in Verbindung brachte und die Erfindung und erste Entwicklung der Schrift kennen lehrte, überdies älteste Architektur, Mosaiken und Plastik — übrigens alles rein kultische Dinge.

Als nach dem ersten Weltkrieg, schon nach Koldeweys Tode, Julius Jordan und später Arnold Nöldeke mit jüngeren Kräften 1927/28 weitergraben konnten, hatte sich vieles geändert. Die dritte Ausgräbergeneration trat an! Und zwar in glücklicher Verbindung mit den Philologen. Diese Philologen waren Dr. Oluf Krückmann-Jena, Prof. Albert Schott-Bonn, Prof. Böhl-Leiden und zuletzt mehrere Jahre hindurch Prof. Adam Falkenstein-Berlin-Göttingen-Heidelberg, der sich zugleich auf archäologischem Gebiete vorzüglich bewährte. Als Architekten arbeiteten mit Dr. Ernst Heinrich, Dr. Heinz Lenzen, Erik Schott, Helmut Bohtz, Dr. Alexander Herde und in der Heimat Frau Dipl.-Ing. Liselotte Ziegler.

Dem Kultischen brachte die jüngere Generation von vornherein eine größere Ehrfurcht entgegen. Man wußte sich im Gebiet und Wirkungsbereich dreier großer Tempel, die Gestalt, Art und Leben der Stadt noch bis in die Ruinen hinein bestimmten und den feinfühligen Besucher wie den Ausgräber gleichsam mit ihren Strahlungen beherrschten. Die Anschauungsarten waren schon mehr auf die spiritualistische Seite übergeschlagen, ohne die Aus-

gräber vom gesunden empirischen Realismus verdrängen zu können. Dieselben beobachteten mit unbestechlichen Sinnen weiter, wie Koldewey es gelehrt hatte. Sie hatten sich auch in europäischer Schichtenforschung informiert, die nach dem Kriege, insbesondere in der deutschen Prähistorie, entwickelt worden war.

Mit äußerster Akribie wurden jetzt besonders von H. Lenzen, die feinsten Schichten dieser viele Jahrtausende umfassenden Stätte bis in die tiefsten Tiefen erforscht und aus ihnen eine Geschichte frühester Zeiten aufgebaut, die bei den gleichzeitig durchgeführten fremden Expeditionen im Lande Schule machte und Vergleichsmöglichkeiten ergab. Weit über die letzte geschichtlich faßbare Zeit des beginnenden 3. Jahrtausends hinaus führten jetzt epigraphische, architektonische und keramische Funde bis in die Erfindung der Schrift, bis in die ältesten Monumentalbauten und, man kann sagen, bis in die frühest mögliche Zeit mesopotamischer Siedlung am Meeresrand.

Gleichzeitig galt es in Uruk (wie ja auch schon in Babylon) die griechische und parthische Schicht zu erforschen, die sich an vielen Orten über das Alte und Älteste gelegt hatte. So gehörte der Anu-Tempel in die seleukidische Zeit (wie in Babylon das griechische Theater), und die merkwürdige Tatsache, daß diese Zeit in Uruk-Orchoë die Gestalt des großen babylonischen Cathedral-Tempels erhalten und weitergeführt hat, wäre schon für sich als ein beträchtliches Resultat des Koldeweyschen Angriffs auf Warka aner kennenswert genug gewesen.

Zwischen parthischer und Tiefst-Schicht in der Nähe des Seeschlicks demonstrierte die Grabung das Werden einer

solchen perpetuierlichen Siedelung, mindestens wohl über 5000 Jahre.

Diese Grabung ist nach dem ersten Weltkrieg von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bis 1939 fortgeführt worden. Sie arbeitete, wie schon oben berichtet, in Winterkampagnen, ließ im Sommer Lager und Ruine unter den von unserem Ismael ibn Dschasim beaufsichtigten Wächtern und fand im Herbst immer alles im besten Stande vor. Im Sommer machte sie die Resultate druckreif, die dann sofort während der nächsten Kampagne erscheinen konnten (Uruk-Vorberichte UVB I—XI). Die Frauenfrage wurde im Koldeweyschen Sinne gelöst: Männergrabung. Im Bagdader Iraq-Museum, wohin der größte Teil der Funde gelangte, bearbeitete dieselben in verdienstvoller Weise unser österreichischer Freund und Mitarbeiter, Herr Ing. Wilhelm König-Wien, der die technische Leitung jenes Museums lange Jahre innegehabt hat.

## ERSTER WELTKRIEG

1914—1918

Nach Schluß der ersten Warka-Kampagne 1913 ging Jordan mit Preußner über Indien nach Deutschland. Preußner half alsdann, Assur mit zu Ende zu führen. Das Jahr 1914 sah den Abtransport der Funde aus Assur den Tigris abwärts und von Basra mit deutschem Schiff nach Europa. W. Andrae ging ebenfalls nach Deutschland, die übrigen Expeditionsmitglieder von Assur fanden sich in Babylon zusammen, jedoch nicht lange. Der Ausbruch des ersten Weltkrieges berief sie zum Wehrdienst in die Heimat außer Dipl.-Ing. Buddensieg, der zunächst bei Koldewey war und blieb. Jene Einberufenen fanden sich etwas später in Mesopotamien zu militärischen Aufgaben wieder ein. Unter den ersten die Mitglieder der Assur-Expedition: Conrad Preußner, Walter Bachmann, Hans Lührs. 1915 folgten auch W. Andrae und J. Jordan, die bis 1917/18 dort und anderweit eingesetzt waren; an anderen Orten in der Türkei waren Paul Maresch, Fritz Lücke, Ernst Herzfeld (Assur) und Oskar Reuther, Friedrich Wetzler (Babylon) als Offiziere tätig.

Koldewey harrete in Babylon aus, bis 1915 die Briten gegen Bagdad vorrückten und vor dessen Tore gelangten. Babylon war überflügelt, und Koldewey schickte einen wichtigen Teil der Funde auf dem Euphratwege in getreidelten Kähnen erst nach Hit, von wo sie später bis Djera-bis (Karkemisch) gelangten und per Bahn nach Konstantinopel expediert werden konnten. Koldewey selbst reiste mit Buddensieg, der dann ebenfalls eingezogen wurde und

in englische Gefangenschaft geriet, nach Aleppo, wo man die Wendung der Dinge nach dem Eintreffen des Feldmarschalls v. d. Goltz erfuhr: Die Engländer zurückgegangen und in Kut el Amara eingeschlossen, später gefangen. Sofort kehrt Koldewey zurück und nimmt mutterseelenallein seinen Posten im Kasr wieder ein, jetzt freilich ohne wesentliche Grabungsarbeit, die er allein doch nicht hätte bewältigen können.

Kritisch wurde die Lage für ihn wiederum 1917, als der Engländer mit großer Übermacht gegen die schwachen Türken anrückte und sie am Tigris wie am Euphrat zurückdrückte. General Greßmann, der nach v. d. Goltz' Tode in Bagdad die deutschen Soldaten kommandierte, schickte im letzten Augenblick den Gefreiten Fröschle, einen Palästina-Schwaben, mit einem ortsüblichen Omnibus nach Babylon und ließ Koldewey mit seinem Privatgepäck abholen. Als dieser Wagen in Bagdad ankam, war die Räumung der Stadt im Gang und wir sahen Koldewey auf der Station Kadimèn vergnügt lächelnd in das recht wüste Rückzugsdurcheinander eintreten: „Anderwärts würde man das Unordnung nennen, im Kriege aber ist dies wohl die Ordnung“. — Er wurde dann wie alle Zivilisten auf die Rückzugsstraße rechts des Tigris über Tekrit nach Mossul gesetzt und sah, wie wir oben schon berichteten, nach 14 Jahren Assur zum ersten Male wieder. In Aleppo fand er das Haus Koch verlassen. Carl Koch war in Aleppo gestorben, Frau Martha Koch nach Deutschland gegangen, die älteste Tochter als „Wüstenschwester Paula“ hatte bei der Suez-Kanal-Armee des Generals Krefß v. Kressenstein sich für die Pflege der deutschen und türkischen Sol-

daten bis zum Letzten eingesetzt, der Sohn war als Marinearzt, die beiden verheirateten Töchter mit ihren Männern in der Türkei bei der Bagdadbahn tätig. Das Haus am Kuweik verwaltete ein junger Armenier. Bei Kriegsende ging es verloren.

**K**oldewey gelangte auf dem Landwege in die Heimat und nahm Wohnung in Berlin-Friedenau. Freunde, wie v. Luschans, Robert Zahn, Prof. Brückner, A. Erman, C. Schuchhardt wohnten in seiner Nähe.

An den Museen bekleidete er die Kustosstelle „für auswärtige Angelegenheiten“, die bei seiner Pensionierung 1921 auf mich überging und keiner der Abteilungen zugeteilt war, sondern dem Generaldirektor unmittelbar unterstand. Koldewey arbeitete daher zu Hause, wo, wie früher, seine Schwester den Haushalt führte. In den Sommerurlaubswochen begleitete er den Freund Carl Schuchhardt zu dessen Ausgrabungen im Svantevit-Heiligtum in Arkona auf Rügen, in Rethra auf dem Feldberg und in Karls d. Großen Grenzburg auf dem Höhbk an der Elbe. Planzeichnungen hat er nach eigener Aufnahme dazu geliefert und köstliche Aufnahme- und Wiederherstellungsbilder dieser frühgeschichtlichen Burgen Germaniens. Man findet sie in C. Schuchhardt, Arkona, Rethra, Vineta, Abb. 4, S. 51, Abb. 14 und S. 56, Abb. 16 (*urbs tricornis*); auch in des gleichen Verfassers *Alteuropa*, S. 272, Abb. 164.

Anfangs ging es noch leidlich mit seiner Gesundheit, gerade in der Zeit der schlimmsten, erniedrigenden Inflation begannen sich die lähmenden Erscheinungen der Nervenzersetzung immer lästiger bei ihm zu melden und ihn dann mehr und mehr am Ausgehen zu verhindern. Seine inzwischen ebenfalls gealterte Schwester war den kaum für Gesunde zu bewältigenden Wirtschaftszuständen nicht

mehr gewachsen und seine Freunde hatten helfend einzugreifen. Koldewey behielt das Lachen in den Augen, konstruierte sich aus Decken einen Wärmesitz, als der Hauswirt das Heizen einstellte, und versuchte dennoch weiter zu arbeiten.

Seine Arbeit über den Babylonischen Turm erschien 1918 in den MDOG Nr. 59. Hier versuchte er die Grabungsergebnisse mit den Inschriftenangaben und mit Herodot zu verbinden. Er entschied sich für den „Großen Tempel“ auf dem Gipfel des Tempelbergs und für die Unterdrückung der nach oben hin sich verengenden Stufenterrassen, erhielt daher ein gewaltiges kubisches Gebilde (Abb. 15). Andere Ergänzter (u. a. Th. Dombart, Moberg) verfahren umgekehrt und erhielten den Stufenturm mit kleinem Gipfeltempel. Wieder wurde Koldewey Unrecht gegeben und seinen Gegnern Recht, dieses Mal von der Seite der Inschriftendeutung her. Es stellte sich nämlich späterhin heraus, daß zwei verschiedene Maßeinheiten, eine für unten, eine für oben, in der babylonischen Inschrift angegeben waren, sodaß der „Große Tempel“ oben eben zum kleinen Tempel wurde, der Platz hatte auf der eingeengten obersten Terrasse.

Den „Ehrenstandpunkt“ kann man bei einer solchen Kontroverse wohl nicht herbeiziehen wollen (wie es seinerzeit bei Imgur-Ellil und Nimitti-Ellil auf S. 206 geschehen). Es ist noch viel am Babel-Turm, dessen Ruine so wenig hergegeben hatte, herum ergänzt worden. Mit mehr oder minder hoher Wahrscheinlichkeit sind seine drei Treppen aufs Massiv hinaufgeführt und verschiedenartige Verbindungen zwischen den Stufenterrassen zum Gipfeltempel hinauf versucht worden. Koldewey hat sich damit nicht

bis in alle Einzelheiten festlegen wollen. Der Turm ist seine letzte Ergänzungszeichnung und wir betrachten sie noch jetzt mit Achtung, auch wenn wir sie uns nicht mehr zu eigen machen können. Im Berliner Museum war einst der Turm mit Temenos samt Esangila, dem Tieftempel und der Euphratbrücke in einem großen Modell ausgestellt, während in einer Kammer des linken Ishtar-Turmes die zum Modell erhobene Koldeweysche Ergänzung mit einer Sammlung älterer, phantastischer Darstellungen des Babel-Turmes zu sehen waren. Ein Porträtkopf Koldeweys hatte hier seinen Ehrenplatz erhalten.

Ist Koldeweys Ende nun wirklich tragisch zu nennen, wie es oben bei dem „Wendepunkte“ den Anschein hatte zu werden? Als dieser Mann seine Zusammenfassung der letzten großen Aufgabe, seiner „Lebensaufgabe“ schrieb, nannte er sie „Das wieder e r s t e h e n d e Babylon“. Denn der Gedanke beherrschte ihn, daß er noch mitten in der Arbeit stand, die er ernstlich auf weitere 17 bis 20 Jahre schätzte. Das Schicksal hat ihn aus der Bahn geworfen, das Werk blieb unvollendet. Das ist vielleicht tragisch. Aber es wäre wirklich nicht von diesem Einen zu Ende geführt worden; sein Leben reichte dafür nicht aus. Tragisch möchte ich es vielmehr heißen, daß ihm das Erleben unseres Wiederaufbaus im Museum versagt geblieben ist. Das hatte er erhofft: die Löwen, Stiere, Drachen, Thronsaalornamente im Museum mit aller ihrer Farbenpracht wiedererstehen zu sehen. Erst 1930 war es soweit. Man kann wohl sagen, daß er aus dem Jenseitigen mitgewirkt und die ungeheure Geduldsprobe befeuernd zu bestehen geholfen hat, die schließlich zum Erfolg unserer Babylonsäle führte.

Aus den letzten Jahren stammt ein Bild Koldeweys, das Lissy Jessen, die Tochter des Errichters und Direktors der Staatlichen Kunstbibliothek bei den Museen, Peter Jessen, eines engen Freundes, aufgenommen hat. Wer nach Schicksalsschlägen noch solch leuchtende Augen hat, ist nicht „untergekrigt“ und unterzukriegen. Von außen gesehen war das Leiden, das Koldewey fast drei Jahre tragen mußte, für eine solche bewegliche Seele, sollte man meinen, kaum erträglich. Aber es wurde mit äußerster Geduld getragen und keinem Menschen, der Schwester nicht, den Freunden nicht, geklagt, und bis zuletzt sprachen noch die Augen, als wir Abschied nehmen mußten und er selbst wußte, daß es zu Ende ging: sie wurden feucht, aber versuchten noch zu lachen.

Im Lichterfelder Krankenhaus Unter den Eichen hatte sich eine vorzügliche ältere Krankenschwester seiner besonders liebevoll angenommen. Und ich glaube, daß diese Hingabe doch so milde und lindernd auf die gequälte Seele eingewirkt hat, wie es bei einem im Allertiefsten liebebedürftigen Wesen wie Koldewey keine noch so fromme Vorbereitung aufs Sterben würde erreicht haben können. Am Ende war dieses Ich doch aufs Erkennen des Wahren und Guten ausgerichtet und suchte das Helle. Es litt am Unklaren, Verdunkelnden, und die Seele wurde dabei zornig, schlug um sich und wohl auch daneben, blieb aber auf ihrem Wege.

Professor Deißmann, der Theologe der Berliner Universität, Koldewey ebenfalls freundschaftlich zugetan, hielt am Sarge eine beglückende Gedächtnisrede, als wir Koldewey auf dem Lichterfelder Südfriedhof beisetzen, be-

glückend deswegen, weil der Abschiednehmende nicht so sehr für die Zurückbleibenden an Vergangenes erinnerte, als mit dem Davongehenden den künftigen Jenseitsweg zu gehen versuchte. Und das ist für einen Diesseitsmenschen im Tode gewiß entscheidend förderlich.

## DAS WERK BABYLON

Fassen wir zum Schluß das in Babylon geschaffene Werk des Mannes zusammen, dessen Charakterbild wir aus seinen Taten gewinnen wollten, so müssen wir uns noch einmal an die Stätte seines letzten Schaffens begeben, von der ihn 1917 der Krieg vertrieb. 10 Jahre später erst waren die Animositäten der Kriegspsychosen so weit zurückgedrängt, daß der Brite den Deutschen wieder nach Mesopotamien, nach dem Iraq, hereinließ. Jordan und ich bekamen die von Miß Bell kurz vor ihrem Tode vorbereitete Erlaubnis, die in Babylon lagernden Funde abzuholen. Wir reisten Ende 1926 auf dem Landwege über Damaskus—Palmyra—Rumadi mit Autobus durch die syrische Wüste und fanden unsern alten Diener Ismael und den Koch Ra'ûf wieder zu unserer Verfügung. Von englischer Seite hatten wir alle Unterstützung und großzügig erteilte freie Verfügung über die große Mehrzahl der Funde, soweit sie sich, trotz der Kriegszeiten noch im Expeditions-hause vorfinden. — Eine trübselige Aufgabe insofern, als die Verlassenheit dieser Stätte uns mit Erinnerungen umging und der beginnende Verfall sich in Gegensatz setzte zu der im Hofe aus einem Kern aufgeschossenen haushohen Dattelpalme. Wir konnten 400 Kisten hauptsächlich mit Bruchstücken emailierter Ziegel vom Kasr wiederum über Basra nach Hamburg und Berlin expedieren. Damit war für den Aufbau von Ischtar-Tor, Prozessionsstraße und Thronsaalfront alles gewonnen. Von 1928 bis 1930 wurde derselbe in Berlin geschafft: das größte und schönste Monument, das Koldeweys Babylon-Werk krönen konnte.

Erschienen sind aus Koldeweys Hand außer seinen Berichten in den Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft (MDOG) die folgenden Druckwerke als Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft (WVDOG) bei J. C. Hinrichs, Leipzig, bzw. als Sendschriften dieser Gesellschaft:

1. Die Pflastersteine von Aibur-schabu, der Prozessionsstraße von Babylon.
2. Die hethitische Stele von der Hauptburg des Kasri.
3. Die Tempel von Babylon und Borsippa.
4. Das Ischtar-Tor in Babylon.
5. Das Wiedererstehende Babylon. 1. Auflage bis 4. Auflage, ferner eine englische Ausgabe.

Friedrich Wetzel gab heraus, z. T. in Zusammenarbeit mit Koldewey:

6. Die Königsburgen in Babylon. I. und II.
7. Die Stadtmauern von Babylon.
8. Esangila und Etemenanki, das Hauptheiligtum des Marduk.

Von O. Reuther erschien im Auftrage von Koldewey:

9. Die Wohnstadt von Babylon, Merkes.

Posthum erschien:

10. E. Heinrich und W. Andrae, Fara, Ergebnisse der Ausgrabungen der DOG. Bei den Staatl. Museen zu Berlin.

Im Druck befindet sich:

11. Fr. Wetzel und E. Schmidt, Die Spätzeit von Babylon.

Der Leser hat ein Recht, sich zu wundern, daß bei unserer Erzählung von Koldeweys Wirken in Babylon so wenig von den Grabungsdingen die Rede war; daß wir hingegen so viel persönlich anekdotisches „Darum-Herum“ redeten, als ginge uns die geleistete Arbeit nicht gar viel an. Wir glaubten nicht, daß der Leser viel gewonnen hätte, wenn wir all die kleinen und großen Tätigkeiten eines Ausgräbers mehr oder minder systematisch aufgezählt hätten, aus denen sich hier fast 20 Jahre lang das mühsam errichtete große Werk zusammensetzen mußte. Es liegt ganz gewiß auch am Charakter der Ziegelruinen von Babylon, die mit ihrem Millionen von Elementen sich zu dem griechischer Städte und Tempel mit ihren relativ wenigen, aber großen Elementen verhält wie die lange Dauer und die unendliche Geduldsprobe zur schnellen Erledigung und begrenzten Erforschung der gestellten Aufgaben. In Babylon führten die Ruinen in unzählige kleine und winzige Einzelprobleme oder in langes Herausschaffen ungeheurer steriler Schuttmassen, in Griechenland beschwingten sie durch Größe, Schönheit und Zu-Tage-liegen. In den „Durststrecken“ von Babylon galt es vor allem, die große Linie nicht zu verlieren und in der Treue zum Objekt nicht müde zu werden. Das sind Dinge, die in der Erzählung keine gute Figur machen, die sich der geduldige Leser aber gewiß aus seinem eigenen Alltag wird hinzudenken können.

Hier beginnt nun für jeden, der sich tiefer für das Geleistete interessiert, das eigene Weiterarbeiten an dem hinterlassenen, gedruckt erschienenen Werk des Mannes und seiner Helfer, von dem wir oben, S. 247, eine Zusammenstellung gaben. Im „Wiedererstehenden Babylon“ hat sich

Koldewey selbst über die wesentlichen Eigenheiten der Arbeiten und der Ruine geäußert, die bis dahin gefundenen topographischen, architektonischen, archäologischen Ergebnisse gewürdigt und die antiken Schriftsteller über Babylon zu Worte kommen lassen.

In WVDOG 2 beschreibt er den für uns epochemachenden Fund der großen Steinplatten, von denen einige sich noch in ursprünglicher Lage auf der Prozessionsstraße in ihrer Bettung aus reinem Flußsand befanden, und den dreiteiligen Weg des Gottes und der Menschen zwischen den beiden Löwenreihen an den Wänden der Straße markierten: den mittleren aus hellen Kalksteinplatten, die seitlichen aus rötlichen vulkanischen Brecciaplatten. Heute lesen wir mancherlei Höheres aus diesem einfachen Tatbestand: der reine Sand, die Dreiteilung, die Wahl der Gesteine sind keine Zufälligkeiten.

In WVDOG 1 ist die hethitische Stele beschrieben, die sich früher zunächst als Einzelfund im Gebiet des Hauptpalastes darbot und Koldewey, der von Sendschirli her ein hohes Interesse am hethitischen Problem mitbrachte, in unverhülltes Entzücken versetzt hat. Die Stele ist jünger, als er zuerst vermeinte, und ist, wie mehrere andere plastische Kleinfunde an benachbarter Stelle, offenbar Beutestück von Feldzügen Nebukadnezars II.

WVDOG 15, Die Tempel von Babylon und Borsippa, umfassen: 1. den Ninmach-Tempel auf der Burg, 2. den Ninurta-Tempel in der Wohnstadt, 3. den Tempel Z, der Gula, ebenfalls in der Wohnstadt, 4. Teile von Esangila, des Tieftempels des Marduk, 5. Ezida, den Tempel des Nabu in Barsip = Borsippa = Birs.

WVDOG 32 stellt das Ischtar-Tor zunächst als Einzelbau dar, der es auch ist. Denn es ist das einzige Tor in Babylon, das ganz aus gebrannten Ziegeln errichtet war und überdies den Ziegelrelief- und Emailziegelschmuck trug. Seine kultische Bedeutung ist gewiß, ebenso wie seine fortifikatorische.

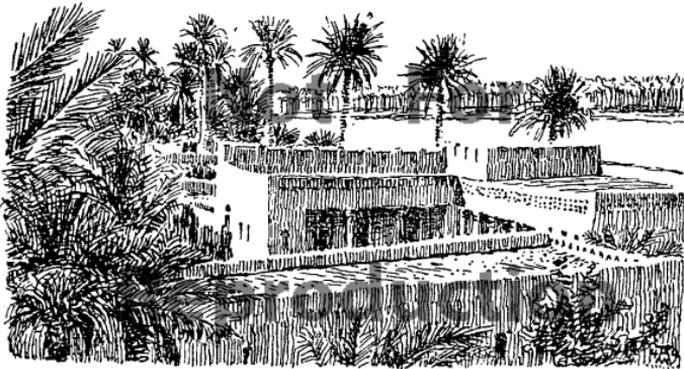


Abb. 18. Der Innenhof des Expeditionshauses am Euphrat

## SCHLUSSWORT

Zum Schluß noch einmal ein Rückblick auf das Wirken des „Meisters“ Koldewey auf seine „Schüler“. Das ist zugleich eine Zukunftsfrage.

Sehr verschieden fiel naturgemäß das Gesamtergebnis dieser „Erziehung“ bei den einzelnen Schülern aus. Die „plastischen“ Seelen nahmen mehr an, als die in sich gefestigten oder schon starr gewordenen. Und jene bekamen eben auch die Impressionen des Augenblicks mit eingedrückt, deren Wert oder Unwert sie nicht beurteilen konnten. Diese hingegen sahen ein, was gut und was problematisch, dialektisch, satyrisch usw. war, und blieben bei ihrem Eigenen, oder, soweit sie schon starr waren, folgten dem Lehrer „nun erst recht nicht“. Das gilt den Lebensmaximen wie auch den Grabungspraktiken gegenüber. Es ist nicht jedermanns Sache, ein Fakir zu werden und zur „Welt“ zu sagen: „Es ist nichts“, d. h. am Leben vorbei zu gehen und sich einzubilden, der Wissenschaft sich geweiht zu haben, sei das eigentliche Leben. Von dieser Maxime, wenn es eine ist, ging aber auf die meisten der Schüler etwas über und hat sie wohl nicht gerade zu Gelehrten, aber mehr und mehr zu abstrakt denkenden und handelnden Menschen gemacht. Das lag so im Zuge der Zeit. Die kommenden Generationen werden wahrscheinlich besser als wir erkennen, auf welchen Seitenpfad das Forschen dadurch gekommen ist — aber auch die Haltung der Menschen dem Leben als Gesamtphänomen gegenüber. Hier liegt gewiß auch die Wurzel der innerlichen Hemmung alles Forschens, die an unübersteiglichen Grenzen Halt machte. Und diese Grenzen waren eben nur

für diese Art zu forschen unübersteiglich. Zukünftiges Forschen wird die Stufen finden und steigen wollen, wird aber auch den Wert dessen, was mit dem bisherigen erstiegen wurde, zu schätzen wissen; denn es würde auf der Basis dessen, was vor Koldewey und seiner Zeit errungen war, die Stufen in das Höhere nicht ohne weiteres ansetzen können. Wir haben auf S. 215 ff. bereits auf einiges hingewiesen, was jenseits der Grenzen liegt und errungen werden will.

Mir scheint, daß ein Leben, auf dessen Wirken so in die Zukunft weitergebaut werden kann, nicht umsonst gelebt worden ist und in der Erinnerung so lange festgehalten werden sollte, bis die Baumeister der höheren Stufen gefunden sind und sich ans Werk gemacht haben. Geschähe es, so wäre das der Lohn für den vorliegenden Lebensbericht.

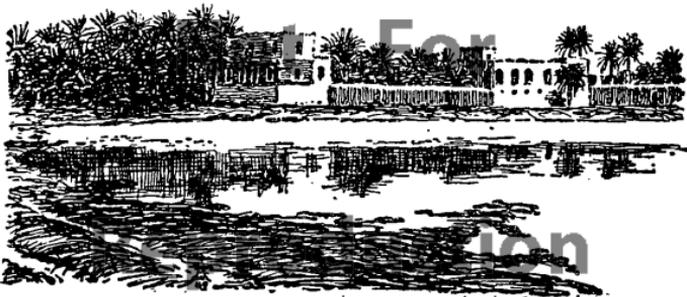


Abb. 19. Das Expeditionshaus in Babylon 1927

## **DIE ERDE**

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin

Herausgegeben von WALTER BEHRMANN

Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfang von je 96 Seiten

Einzelheft DM 6,—, Preis pro Jahrgang DM 22,—

\*

CARL SCHUCHHARDT

## **ALTEUROPA**

Die Entwicklung seiner Kulturen und Völker

5. Auflage. Mit 51 Tafeln und 217 Textabbildungen

Groß-Oktav. 1944. XV, 378 Seiten

DM 8,50, Halbleinen DM 10,50

## **AUS LEBEN UND ARBEIT**

Mit 51 Tafeln. Groß-Oktav. 1944. XIV, 392 Seiten

Geb. DM 16,—

## **ARKONA, RETHRA, VINETA**

Ortsuntersuchungen und Ausgrabungen

2. verb. und verm. Aufl. 1926. 103 Seiten. DM 8,—

---

**Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35**

# ARCHÄOLOGIE, KLASSISCHES ALTERTUM, VORGESCHICHTE, GESCHICHTE

**G. Bruns: Staatskameen des 4. Jahrhunderts nach Christi Geburt**  
Mit 27 Abbildungen. 1948. 40 Seiten. DM 22,—  
(104. Winckelmannsprogramm der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin)

**F. Brommer: Satyrspiele**  
Bilder griechischer Vasen. 1944. 86 Seiten. DM 6,—

**Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts**  
mit dem Beiblatt: Archäologischer Anzeiger  
Jährlich 1 Band zu 4 Heften. DM 40,—

**A. Kreuzer: Des Praxiteles Hermes von Olympia**  
1948. 28 Seiten. DM 3,—

**Kunst der Spätantike im Mittelmeerraum**  
Spätantike und byzantinische Kleinkunst aus Berliner Besitz. Archäologisches Institut des Deutschen Reiches. Ausstellung aus Anlaß des 6. Internationalen Kongresses für Archäologie. 48 Blatt Abbildungen. 1939. 86 Seiten. DM 3,—

**M. v. Oppenheim: Tell Halaf**  
Band I: Die praehistorischen Funde, bearbeitet von H. Schmidt  
6 Beilagen, CXIV Tafeln. 1943. 140 Seiten. DM 100,—  
Band II: Die Bauwerke. Von F. Langenegger †, Karl Müller †, Rudolf Naumann. Bearbeitet und ergänzt von Rudolf Naumann. Mit 187 Textabbildungen, 76 Tafeln und 20 Plänen. 1950. XVIII, 403 S. Ganzl. geb. DM 310,—

**Quartär**  
Jahrbuch für Erforschung des Eiszeitalters und seiner Kulturen  
Band I. 21 Tafeln. 1938. VIII, 196 Seiten mit Abbildungen. DM 20,—  
Band II. 19 Tafeln. 1939. VI, 168 Seiten mit Abbildungen. DM 20,—  
Band III. 16 Tafeln. 1941. VI, 189 Seiten mit Abbildungen. DM 18,—

**W. Reinecke: Einführung in die griechische Plastik**  
An der Hand von Meisterwerken im Alten Museum  
Vorwort von Karl Anton Neugebauer. 1931. 112 Seiten. DM 2,85

**A. v. Salis: Theseus und Ariadne**  
Festschrift der archäologischen Gesellschaft zu Berlin zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Staatlichen Museen zu Berlin am 1. Oktober 1930. Mit einem Beitrag von Fritz Eichler. Mit 2 Tafeln und 38 Abbildungen im Text. 1930. 47 Seiten. Geb. DM 12,—

---

**Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35**

MAX WEGNER

## LAND DER GRIECHEN

Reiseschilderungen aus sieben Jahrhunderten  
Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen

2. Aufl. 1943. 336 Seiten. DM 4,80

## DAS MUSIKLEBEN DER GRIECHEN

Mit 32 Tafeln und 22 Abbildungen. 1949. 232 Seiten

In Ganzleinen DM 9,80

Zwar können wir die Musik der Griechen nur noch im Widerschein, im Abglanz, erahnen, in dem, was Dichter und Bildner über sie aussagen. Das Bild aber, das Max Wegner uns vom Wesen und der Eigenart griechischen Musiklebens gibt, ist so voller frischer Lebenskraft, daß wir beim Umläutern der Seiten meinen, Lyra, Harfe, Kithara oder Aulos erklingen. Wir erfahren, daß die Musik der Hellenen kaum eine selbständige Kunst in unserem Sinne war, ja, daß am Musikleben jedermann wirklich teilnahm, indem er Musik ausübte. Die Musikerziehung war eine der wichtigsten Unterrichtsfächer der Jugend, ein Mittel zur Heranbildung Menschen edelster Artung, nicht nur gepflegten Geistes, sondern auch ertüchtigten Leibes.

Jeder Freund klassischer Bildung, jeder Musikfreund, jeder gebildete Mensch überhaupt wird dies mit vielen Tafeln und Abbildungen ausgestattete Buch gern zur Hand nehmen.

\*

JOHANN WOLFGANG SCHOTTLÄNDER

## GRIECHISCHE LEIERN

Etwa 144 Seiten. In Vorbereitung

---

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

WERNER JAEGER

## PAIDEIA

Die Formung des griechischen Menschen

III. Band:

Das Zeitalter der großen Bildner und Bildungssysteme  
1947. 462 Seiten. DM 17,—

„... Paideia III ist ein Werk, würdig der deutschen Altertumswissenschaft wie der Stunde, in der wir leben.“

(„Wort und Wahrheit“, Okt. 49)

\*

HANS-JURGEN BADEN

## DAS TRAGISCHE

Die Erkenntnisse der griechischen Tragödie

2. Auflage. 1948. 152 Seiten. DM 6,—

„... eine wahrhaft gesegnete Bemühung um die antike Tragödie; von diesem Buch wird noch anhaltend viel Segen der Erkenntnis und Erschütterung ausgehen.“

(Günter Rutenborn in „Zeichen der Zeit“ Nr. 1/2, 1949.)

\*

MARTIN DIBELIUS

## JESUS

2. Auflage. Neudruck. 1949. 141 Seiten. DM 2,40

(Sammlung Göschen Nr. 1130)

Ein Musterbeispiel wissenschaftlicher Arbeit in strenger Beschränkung auf das, was die Quellen uns bis heute zufließen lassen und was wir durch besonnene Verknüpfung der Berichte erschließen können.

---

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

# DEUTSCHER KULTURATLAS

Herausgegeben von G. LÜDTKE und L. MACKENSEN

5 Bände in Halbleinenmappen mit Golddruck

- I. Band: Vorzeit und Frühzeit. 109 Karten. Halbleinenmappe DM 25,—  
II. Band: Vom Ritter zum Patrizier. 129 Karten. Halbleinenmappe DM 29,—  
III. Band: Vom Humanismus zum Rokoko. 158 Karten. Halbleinenmappe DM 34,—  
IV. Band: Neuzeit I. 146 Karten. Halbleinenmappe DM 32,50  
V. Band: Neuzeit II. 79 Karten. Halbleinenmappe DM 14,50

Beim Bezug aller 5 Bände erfolgt die Lieferung zum ermäßigten Preis von DM 112,—

Der „Deutsche Kulturatlas“ gibt einen Überblick über Entstehen und Entwicklung der deutschen Kultur, wie er in dieser Geschlossenheit und Großzügigkeit bisher noch nicht geboten worden ist. Statt trockener theoretischer Belehrung lebendige Anschauung! Das großangelegte Werk orientiert in mancher Hinsicht schneller und übersichtlicher als ein Lexikon. Es gibt Dinge, deren Verbreitung und Wanderung auch die exakteste Beschreibung nicht so klar und einleuchtend machen kann wie eine Karte — auch dem Gelehrten und Fachmann, und in diesem Sinne kommt der Kulturatlas doch nicht nur für die Schule und die Gebildeten, denen beiden er sicherlich die allergrößten Dienste leistet, in Betracht, sondern auch für die Wissenschaft selbst.



RUDOLF MALSCH

## GESCHICHTE DER DEUTSCHEN MUSIK

Ihre Formen, ihr Stil und ihre Stellung im deutschen Geistes- und Kulturleben.

3. Auflage. Mit 8 Bildtafeln. 5 Partiturseiten sowie zahlreichen Notenbeispielen und Textabbildungen. 1949. Großoktav. VIII, 414 Seiten.  
In Ganzleinen gebunden DM 16,—

Das überzeugende Verfahren des Verfassers liegt darin, daß jede wesentliche Leistung in Form und Stil an einem Notenbeispiel erläutert wird, um einer bloßen Wortbegrifflichkeit zu entgehen und so dem wirklichen Erlebnis des Kunstwerks zu dienen. Seiner Besonderheit wegen empfiehlt sich das Buch nicht nur als Lehrbuch, sondern ebenso für alle Suchenden als ein wertvolles musikalisches Hausbuch.



J. BÜHLER

## DEUTSCHE GESCHICHTE

- IV. Band: Die Barockzeit. Mit 16 Tafeln. 1949. 499 Seiten  
In Ganzleinen DM 16,—

---

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

HANS ENGEL

**JOHANN SEBASTIAN BACH**

Mit Notenbeispielen und Tafeln

Oktav. XI, 248 Seiten. 1950. In Ganzleinen DM 14,—

\*

WALTHER SCHOENICHEN

**VON DEUTSCHEN BÄUMEN**

Mit zahlreichen Textabbildungen und 16 Tafeln

1950. 209 Seiten. In Ganzleinen DM 5,80

\*

WUSTMANN

**SPRACHDUMMHEITEN**

Erneuerte 12. Auflage. Bearbeitet von *Werner Schulze*

Dünndruckpapier. 1949. XII, 386 Seiten

Flexibel, in Ganzleinen DM 6,—

Auch diese neue Auflage der „Kleinen deutschen Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen“ will jedem Deutschen, der ehrlich um eine schlichte, klare und reine Sprache ringt, ein Helfer sein.

\*

**WALTHER VON DER VOGELWEIDE**

Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Urtext mit  
Prosaübersetzung von *Hans Böhm*

1944. 293 Seiten. DM 4,80

---

**Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35**

ERNST GRUMACH  
**GOETHE UND DIE ANTIKE**

Eine Sammlung

Mit einem Nachwort von Wolfgang Schadewaldt  
Zwei Bände. Mit 17 Tafeln (davon eine farbig). Gr.-Oktav  
XV, 1092 Seiten. 1949. In Ganzleinen DM 40,—

\*

H. BOHM  
**GOETHE**

Grundzüge seines Lebens und Werkes

Mit 8 Bildern. 3. Aufl. 1944. IX, 280 Seiten. DM 4,50

\*

FR. STAHL  
**WIE SAH GOETHE AUS?**

Mit 27 Tafeln. 5. u. 6. Tausend. 1932. 69 Seiten  
In Ganzleinen DM 3,50

\*

WERNER DANCKERT  
**GOETHE**

Der mythische Urgrund seiner Weltanschauung

Gr.-Oktav XXVI, 630 Seiten. 1951. Ganzleinen DM 20,—

---

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

## VORGESCHICHTE UND GESCHICHTE IN DER SAMMLUNG GÖSCHEN

**Kirn, P., Einführung in die Geschichtswissenschaft**  
1947. 132 Seiten. (Bd. 270)

**Behn, F., Kultur der Urzeit**  
—, Bd. I. Steinzeit. 3. Aufl. In Vorbereitung. (Bd. 564)  
—, Bd. II. Bronzezeit. 4. Aufl. In Vorbereitung. (Bd. 565)  
—, Bd. III. Eisenzeit. 4. Aufl. In Vorbereitung. (Bd. 566)

**Behn, F., Vorgeschichte Europas**  
7. Aufl. Mit 47 Abb.  
1949. 125 Seiten. (Bd. 42)

**Wiesner, J., Vor- und Frühzeit der Mittelmeerländer.**  
I. Das östliche Mittelmeer. Mit 1 Textabb. und 7 Tafeln  
1943. 177 Seiten. (Bd. 1149)  
II. Das westliche Mittelmeer. Mit 3 Textabb. und 7 Tafeln  
1943. 129 Seiten. (Bd. 1150)

**Altheim, F., Römische Geschichte**  
I. Teil: Bis zur Schlacht bei Pydna  
1948. 123 Seiten. (Bd. 19)  
II. Teil: Bis zur Begründung des Prinzipats  
1948. 141 Seiten. (Bd. 677)

**Krahe, H., Indogermanische Sprachwissenschaft**  
2. Aufl. 1948. 134 Seiten. (Bd. 59)

**Helbok, A., Die Ortsnamen im Deutschen**  
Mit 6 Karten. Durchgesehener Neudruck. 1944  
126 Seiten. (Bd. 573)

**Haller, J., Der Eintritt der Germanen in die Geschichte**  
Mit sechs Kartenskizzen. 2. verbess. Aufl. 1944  
119 Seiten. (Bd 1117)

**Lietzmann, H., Zeitrechnung der römischen Kaiserzeit, des  
Mittelalters und der Neuzeit für die Jahre 1—2000 n. Chr.**  
Neudruck. 1946. 127 Seiten. (Bd. 1085)

Jeder Band DM 2,40

---

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35







